

Zu Land und See im Orient

Sigmund Krausz


SIGILLUM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV·ANG·
CHRISTO ET ECCLESIAE
VE RI TAS

To Mr. Jeremiah Curtin
from
Sigmund Krausz
Chicago Oct. 9th 1902

Meinen Töchtern

Alice und Olive.



Sigmund Krausz

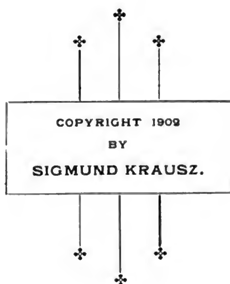
Zu Land und See im Orient.

Von

Sigmund Krausz.

Mit 92 Illustrationen, zumeist nach Original-Photografien des Verfassers.

Verlag von
LAIRD & LEE,
Chicago.



Druck der Fred. Klein Co., 126—132 Market Str., Chicago.

Vorwort.

Nur auf die ernstliche Aufforderung verschiedener Freunde, welche mit Interesse einige meiner einschlägigen Beiträge in Tageblättern und periodischen Zeitschriften verfolgten, habe ich das Werk unternommen, welches ich hiermit vor das Publikum bringe.

Indem ich dies thue, wünsche ich zu constatiren, daß dieses Buch manches von bereits veröffentlichtem Stoffe, obwohl in revidirter Form, enthält und ich hoffe, daß dieser Umstand das Interesse solcher Leser nicht vermindern wird, welche zufälligerweise eines oder das andere Kapitel in der verkürzten Form eines Feuilletons bereits gelesen haben.

Es war meine Absicht, in diesem Werke mich so wenig als möglich in Beschreibungen von der Art einzulassen wie sie Baedecker und andere Führer enthalten. Derartige Bücher giebt es zur Genüge und es ist kein solches, welches ich dem Lesepublikum bieten will. Eine einfache Erzählung in welcher ich Zwischenfälle, Abenteuer, Eindrücke und persönliche Beobachtungen in den von mir besuchten Ländern wiedergebe, ist Alles, was ich erstrebte, und ich habe während meiner Reisen versucht, Menschen und Dinge so zu sehen, wie sie jeder intelligente Reisende sehen würde. Nichts destoweniger kann beschreibender Stoff in einem Buche wie das vorliegende nicht ganz vermieden werden, aber ich habe mich in dieser Hinsicht auf Gegenstände beschränkt, die entweder ein ewiges Interesse darbieten oder abseits der breiten Fahrstraße liegen.

Dem reisenden Publikum, welchem man auf Dampfern und Eisenbahnen begegnet, ist ebenfalls einige Aufmerksamkeit geschenkt worden, weil es des Oefteren mindestens ebensoviel Gelegenheit zu Studien und Unterhaltung bietet als Sehenswürdigkeiten von geringerem Interesse. Es ist

sogar meine Meinung, daß Beobachtungen dieser Art nicht zu den wenigst interessanten und, von einem weltmännischen Standpunkte aus betrachtet, lehrreichen einer ausgedehnten Reise gehören.

Ich war insofern vom Glück begünstigt, als daß mir einige Reiseerlebnisse widerfuhren, welche dem Touristen nur ungewöhnlicherweise zu Theil werden und ich mache Anspruch darauf, daß welche meiner Illustrationen, die sich direkt auf den Text beziehen, fast einzig sind. Wenn diese Bilder nicht immer den höchsten Anforderungen entsprechen, so bitte ich den Leser zu bedenken, daß die Original-Photographien mittelst eines kleinen Eastman Kodak Apparates aufgenommen wurden und daß die Qualität der Negative häufig durch ungeschickte Behandlung seitens einheimischer Photografen beeinträchtigt wurde, denen ich die Entwickelung anvertrauen mußte.

Meine Reise beginnt in Constantinopel, führt an die klassischen Ufer Kleinasiens, Griechenlands und Egyptens und erstreckt sich von da durch's rothe Meer nach dem herrlichen Ceylon, Calcutta und quer durch Central-Indien bis Bombay. Diese Länder sind von jeher als die Wiege der Menschheit und der ältesten Zivilisation betrachtet worden und ich wüßte keine andere Reise, welche so zahlreiche historische und interessante Sehenswürdigkeiten einschließt und in dem verhältnißmäßig kurzen Zeitraume von wenigen Wintermonaten gemacht werden könnte.

Was ich denjenigen Lesern zu sagen habe, in denen mein Buch den Wunsch rege machen wird in meinen Fußtapfen zu folgen und welchen Mittel und Zeit die Erfüllung dieses Wunsches gestatten, ist: „Gehet hin und thuet deßgleichen!“ Es giebt keinen besseren Lehrer für den Unerfahrenen und kein größeres Vergnügen für den Gebildeten als Reisen.

Sigmund Krausz.

Chicago, im August 1902.

Inhalts-Verzeichniß.

Verzeichniß der Illustrationen.

Es giebt keinen besseren Lehrer für den Unerfahrenen, und kein größeres Vergnügen für den Gebildeten, als reisen.

I.

Abreise von Constantinopel. — Der Prinz von Samos. — Passagiertypen. — Der Hellespont und die trojanische Küste. — Selbstmord zur See. — Ein Abend in Mithylene. — Ankunft in Smyrna.



Zum ersten Male nach einer vollen Woche strahlte die Sonne hell und freundlich auf das Häusergewirr von Pera. Es schien als ob sie mein Vergnügen theilte als ich auf dem Deck des österreichischen Lloyddampfers „Apollo" stand und allmälig das goldene Horn, das alte Serail, die Aya Sophia und schließlich ganz Stambul aus dem Gesichte verlor. Ich freute mich wirklich dem Schmutz, den Hunden, den ranzigen Fischgerüchen und "last but not least" dem entsetzlichen Nachtwächter entrinnen zu können, der seit vollen acht Tagen meine Nachtruhe gestört hatte. Der arme Sohn Mohammed's ist jedoch zu entschuldigen, denn man behauptet, daß es zu den Pflichten eines türkischen Nachtwächters gehöre seine Constituenten durch ununterbrochenes, lautes Aufschlagen seines schweren Stockes auf das Straßenpflaster wissen zu lassen, daß sein Auge wacht. Daß ein solch unaufhörliches Rata-ta-ta während der ganzen Nacht aufgeregten Nerven nicht am Zuträglichsten ist, wird man begreifen. Und meine Nerven waren während der vergangenen Woche in einem Zustande äußerster Spannung gewesen. Ich hatte mit der türkischen Zoll- und Paßbehörde zu thun gehabt und das Wetter war während der ganzen Dauer meiner Anwesenheit in Constantinopel das denkbar traurigste gewesen.

Unter solchen Umständen freute ich mich also wirklich das alte Byzanz hinter mir zu lassen und wandelte mit leichtem Schritt und geschwellter Brust auf dem Promenadedeck umher, rechts und links das herrliche Panorama des Bosporus genießend.

Klassisches und Modernes zieht hier abwechselnd an Geist und Blick vorüber. Wo heute moderne Forts von Krupp'schen Geschützen starren, da tummelten sich einst die Schaaren des Darius, die Gothen, Kreuzfahrer und Türken; auf denselben Wassern, die der „Apollo" jetzt durchfurcht, schwammen die Schiffe der Argonauten!

Nur zu bald hatten wir die Enge passirt und befanden uns im Marmora-Meer. Die hügeligen Ufer zu beiden Seiten zogen sich zurück und bald war auch die malerische Gruppe der Prinzen-Inseln, die den Eingang des Bosporus bewachen, nur noch in nebelhaften Umrissen zu sehen. Ich schenkte nunmehr meine Aufmerksamkeit dem Schiffe und seinen Passagieren. Die auf der höchsten Mastspitze wehende türkische Flagge fesselte zuerst meine Blicke, da deren Hissen auf einem österreichischen Passagierdampfer die Anwesenheit einer hochgestellten türkischen Persönlichkeit verrieth. Auf eine diesbezügliche Frage theilte mir der liebenswürdige Kapitän mit, daß der Prinz von Samos nebst Gemahlin und Dienerschaft sich an Bord befänden.

Der Prinz von Samos! Welch' interessante Persönlichkeit! Wenn auch kein direkter Nachkomme des mythischen Polykrates, so herrscht er doch, wenn auch nicht unumschränkt und nur von des Sultan's Gnaden, über die klassische Insel an der anatolischen Küste. Ich war natürlich begierig ihn zu sehen, und als mir der Kapitän weiter mittheilte, daß der Prinz und die Prinzessin, nebst mir, die einzigen Passagiere erster Klasse wären und an seiner Tafel speisen würden, pries ich den Zufall der meinem Wunsche auf diese Weise entgegen kam.

Die Passagiere der zweiten Kajüte, deren übrigens auch nur wenige waren, und diejenigen des überfüllten Zwischendecks rekrutirten sich zumeist aus Griechen, Türken und Syriern, unter denen das männliche Geschlecht bei Weitem überwog. Hier und dort verrieth ein breites Gesicht mit



Musurus Bey, Prinz von Samos.

hervorstehenden Backenknochen einen Reisenden von den nördlichen Ufern des schwarzen Meeres. Von den weiblichen Passagieren war nur eine kleine Gruppe von zwei Frauen mit einigen Kindern von Interesse, die sich in einem geschützten Theil des Unterdecks auf Kissen und Teppichen für die Dauer der Reise eingerichtet hatten. Ihre Tracht und die

nur halbverhüllten Gesichter ließen sie als mohammedanische Syrierinnen erkennen und der verrätherische weiße Yaschmak der Einen zeichnete deutlich die Umrisse eines jugendlichen Gesichtes, aus welchem ein Paar lebhafte, schwarze Augen neugierig umherschauten. Unmittelbar in der Nähe dieser Gruppe saß ein ältlicher Mann mit unterschlagenen Beinen, der von Zeit zu Zeit einige Worte mit den Frauen wechselte und dessen Hauptbeschädigung aus Zigarettendrehen und Rauchen bestand. Uebrigens rauchten auch die beiden Frauen, wenn auch mit Hindernissen, da sie bei jedem Zuge gezwungen waren ihre Yaschmaks vorsichtig zu lüften.

Während ich zwischen den Gruppen der Reisenden umherwandelte, war es Mittag geworden und die Glocke des Steward's rief zum Speisen. Ich eilte in meine Kajüte und betrat bald darauf den Speisesaal. Es war nur ein Tisch gedeckt und der Kapitän, der Prinz und die Prinzessin saßen bereits an demselben. Der Steward wies mir meinen Platz neben der Prinzessin an und die gegenseitige Vorstellung erfolgte durch den Kapitän. Der Prinz war ein wohlbeleibter, untersetzter Mann mit braunem, graumelirtem Haar und Vollbart der nach türkischer Sitte den Fez auch bei Tische aufbehielt und dessen Züge durchaus nicht den Griechen verriethen, der er, nach dem türkisch-samischen Vertrage, sein mußte. Die Prinzessin war eine liebenswürdige Dame von ungefähr vierzig Jahren, deren Gesicht wohl etwas von der einstigen Schönheit verloren hatte, die aber noch immer höchst anziehend sein konnte. Musurus Bey hatte sie als die Tochter eines reichen griechischen Kaufmannes von Alexandrien geheirathet. Bevor er zu seinem jetzigen Posten ernannt worden war, hatte er die hohe Pforte als Gesandter an verschiedenen europäischen Höfen vertreten und er sowohl als die Prinzessin sprachen sechs moderne Sprachen mit der Geläufigkeit, die den Bewohnern der Levante so eigen ist.

Die Unterhaltung drehte sich um die Tagesereignisse und

wurde zuerst in italienischer Sprache geführt, die ich nur mangelhaft verstehe. Da der Kapitän anderseits nur wenig Englisch verstand, verfielen wir jedoch bald ins Französische, welches Allen geläufig war. Das Thema wechselte bald auf Amerika und amerikanische Verhältnisse für die sich der Prinz besonders lebhaft interessirte und nach Tische begaben wir uns, unsere Zigarren rauchend, in angeregter Conversation (diesmal in Englisch) auf das Oberdeck. Später gesellte sich die Prinzessin zu uns. Im Laufe des Nachmittags entpuppte sich Musurus Bey auch als Amateur Photograf und ich hatte Gelegenheit ihm dießbezüglich manch' nützlichen Wink zu ertheilen, was unseren Verkehr zu einem intimeren gestaltete. Wir photografirten uns gegenseitig, tauschten Karten aus und bevor der Dampfer, gegen Abend, in Rodosto, wo wir uns einige Stunden aufhielten, angelegt hatte, empfing ich eine freundliche Einladung von Musurus Bey seine Insel und ihn von Smyrna aus zu besuchen.

Kurz nach Sonnenaufgang fuhren wir in die Dardanellen ein, die Nachts nicht passirt werden dürfen und bald darauf war ich an Deck, um mir keinen Theil der interessanten Durchfahrt entgehen zu lassen. Die aufgehende Sonne beleuchtete zu beiden Seiten eine herrliche Uferlandschaft in der die geometrischen Linien von Befestigungen und verdeckten Batterien mit den schwellenden Umrissen von theils kahlen, theils bewaldeten Anhöhen und weißen an die Hügel geklebten Häusergruppen abwechselten. An welcher Stelle durchschwamm wohl Leander diesen alten Hellespont? An welchem Felsenvorsprung erwartete ihn seine Hero? Es erhebt sich wohl am Ausgange des Bosporus in's Marmora Meer der sogenannte Leanderthurm, auch Jungfernthurm genannt, aber es ist als sicher bekannt, daß der Hellespont und nicht der Bosporus der Schauplatz der nächtlichen Rendezvous' des berühmten Liebespärchens war.

Mehr noch als der Bosporus hat der Hellespont seine historischen Erinnerungen. Gegenüber Gallipoli auf der asiatischen Seite liegt das alte Lampsakus, heute ein unansehnliches Dörfchen. Etwas weiter südlich auf der Europa-Seite öffnet sich die Mündung des Kara-ova-sou, das antike Aegos Potamos, wo Lysander die Athener besiegte und da-



Weibliche Passagiertypen auf dem Dampfer „Apollo".

mit den peleponesischen Krieg beendigte. Dann folgen die Stätten von Sestos und Abydos zwischen denen Xerxes seine Brücke schlug. Auf einer Anhöhe bei Sestos droht das Castell Zemenik, auf dessen Mauern zuerst die türkische Flagge von Soliman I. auf europäischen Boden gepflanzt wurde. Es folgen die Dardanellenschlösser, die Befestigungen von

Eski-Hissarlik, in deren Nähe einige Ruinen das einstige Leontis andeuten und schließlich bei Yeni-Schehr die angeblichen Grabhügel des Achilles und Patroklus. Nicht weit von hier fließt der Skamander und erstreckt sich die trojanische Ebene ins Land. Gewaltige Eindrücke drängen einander beim Anblick dieser klassischen Stätten und beschwören die Schatten der Helden der Iliade. Der Dampfer hält seinen Kurs in der Nähe des Festlandes, zwischen demselben und der Insel Imbros. Bald kommt Tenedos in Sicht. Hier war es, woher die Schlangen kamen, denen Laokoon und seine Söhne zum Oper fielen und hier versteckten sich die Griechen mit ihrer Flotte als sie ihr Danaergeschenk, das hölzerne Roß, vor Troja zurückließen.

Tiefversunken in diese Erinnerungen, saß ich den ganzen Tag auf Deck, nur zeitweise einen Gedanken mit dem Prinzen austauschend, der eifrig mit photografischen Aufnahmen beschäftigt war. Für ihn und die Prinzessin war all dieses schon banal geworden. Sie hatten diese Reise zu oft gemacht. Spät am Nachmittage kam Lesbos, das heutige Mithylene in Sicht. Indem wir uns dieser Insel nähern, wo der „Apollo" einen mehrstündigen Aufenthalt nehmen soll, zeigt sich Tenedos noch immer im Norden über der Wasserlinie und Lemnos mit seinem Doppelgipfel vulkanischen Ursprungs, wohin die Mythologie die Schmiede des Vulkan verlegt, bleibt deutlich sichtbar.

Während die weiße Häusermasse von Mithylene klarer und klarer hervortrat, erscholl vom Sternende des Dampfers ein gellendes Geschrei. Ich eilte nach rückwärts. Passagiere und Matrosen drängten sich an die Brüstung. In ziemlicher Entfernung war ein dunkler Gegenstand auf den leicht gekräuselten Wellen zu sehen. Ein Passagier war über Bord gesprungen. Der Befehl zum Contredampf war bereits gegeben und bald stand das Schiff still. Ein Boot wurde rasch herabgelassen und der erste Offizier mit einigen Matro-

sen ruderten rasch auf die Stelle zu, wo der dunkle Gegenstand sich zeigte. Nach wenigen Minuten hatten sie ihn erreicht und den Körper, der durch einen weiten Pelzkaftan flott erhalten worden war, geborgen. Die Schiffsleiter war unterdessen ebenfalls herabgelassen worden und der bewußtlose Selbstmörder, ein gutgekleideter Türke und Passagier der zweiten Kajüte, bald an Bord gebracht. Der Schiffsarzt wartete bereits und unternahm sofort, mit Hülfe einiger Matrosen alle möglichen Maßregeln, um den verlöschenden Lebensfunken wieder zu entfachen. Trotzdem kaum mehr als zehn bis fünfzehn Minuten zwischen dem Sprung in's Wasser und der Bergung des Körpers vergangen sein konnten, war dennoch kein Lebenszeichen mehr vorhanden und nach zwei Stunden angestrengter Arbeit gaben der schweißtriefende Arzt und seine Gehülfen die Versuche, als vergeblich, auf.

Die durch diesen unglücklichen Zwischenfall nothwendig gewordene Verzögerung verlängerte unseren Aufenthalt in Mithylene wo ein Protokoll über den Vorfall aufgenommen werden mußte, nachdem der Todte an Land gebracht worden war. Nach Erledigung der nothwendigen Formalitäten war es bereits dunkel geworden und da ich auf den Schiffsarzt warten mußte, der mir seine Dienste als Cicerone angeboten hatte, blieben uns kaum mehr als zwei bis drei Stunden zu einem Spaziergange durch die schwach beleuchteten Straßen. Daß wir unter solchen Umständen keinen vollen und richtigen Eindruck von der Stadt bekamen, ist selbstverständlich. Immerhin konnten wir beobachten, daß die Straßen ziemlich reinlich waren und die hübschen, vielfach aus Holz gebauten Häuser auf allgemeine Wohlhabenheit deuteten. Musik ertönte aus einigen Cafés und wir betraten eines derselben um eine kleine Erfrischung zu nehmen und die Frequentanten näher beobachten zu können. Wir hatten noch nicht lange Platz genommen als uns bereits Ansichts-Postkarten zum

Kaufe angeboten wurden. Wir hatten Beide eine Liste von Sammlern in unseren Notizbüchern und hatten natürlich nichts Eiligeres zu thun als einige Karten auszufüllen und abzusenden.

Da wir gerade bei dem Thema von Ansichtskarten sind, so möchte ich an Freunde die wohlmeinende Warnung richten, etwa beabsichtigte Reisen, besonders europäischen Freunden und Bekannten gegenüber so viel als möglich geheim zu halten. Die Ansichtskarten-Sammelwuth grassirt nämlich in Europa, besonders in der Damenwelt, auf eine solche Weise, daß man nicht nur von Verwandten und intimeren Freunden, sondern sogar von einfachen Bekannten und zufälligen Reisegesellschaftern auf's Dringendste um solche angegangen wird, sobald es ruchbar wird, daß Jemand eine längere Reise unternimmt. Erstreckt sich nun diese Reise erst in Länder, die abseits von dem alltäglichen Touristenstrom liegen, so kann es passiren, daß man mündlich oder schriftlich von irgend einer jungen Dame, die man vielleicht oberflächlich kennen gelernt hat, gebeten wird, ihr ja nur recht viele Ansichtskarten zu schicken.

„Ach, wie beneide ich Sie!" heißt es da gewöhnlich und „wie gerne würde ich mit Ihnen reisen!" — „Natürlich werde ich mich revanchiren" u. s. w. Man kann selbstverständlich, besonders dem schönen Geschlechte, eine so kleine Bitte nicht gut abschlagen und ich hatte während einer größeren Reise durch Europa vor mehreren Jahren eine Liste von nicht weniger als 44 Personen, darunter sogar einen alten Obersten, denen ich versprochen hatte von jeder größeren Stadt zumindest eine Ansichtskarte zu schicken. Zuerst machte mir die Sache Spaß und ich hielt mein Versprechen gewissenhaft. Ich fand jedoch bald, daß man mir eine größere Last aufgebürdet hatte als mir lieb war. Abgesehen von den nicht unansehnlichen Kosten (während jener Reise mehr als dreißig Dollars) war der Zeitverlust, selbst wenn

ich die Karten nur adressirte, datirte und unterschrieb, nach-gerade ein solcher, daß ich allmälig die Liste verringerte und schließlich nur noch Verwandte und intime Freunde auf der-selben behielt.

Auf der jetzigen Reise hatte ich diese Liste noch mehr ver-



Männliche Passagiertypen auf dem Dampfer „Apollo".

kürzt, aber es waren dennoch sechzehn Adressen in meinem Notizbuche verzeichnet. Was Einen tröstet ist, daß man so viele Leidensgefährten hat, und es entlockt mir trotz meiner eigenen Misère ein schadenfrohes Lächeln wenn ich dieselben, kaum im Hotel angekommen, auf den Portier um Ansichts-karten losstürzen sehe. Die Leutchen nehmen sich häufig nicht

die Zeit, ihre Reisemäntel abzulegen, bevor sie ins Schreibzimmer eilen.

Es ist merkwürdig, mit welcher Raschheit Fabrikanten und Kaufleute von dieser Sammelwuth Nutzen gezogen haben. Man findet heute Ansichtskarten in den entlegensten Orten wo man solche kaum vermuthen würde wie z. B. in Ephesus, Luxor, Aden, Kandy, Benares, u. s. w. und fast alle sind deutsches Fabrikat.

Dem Ansichtskartenverkäufer folgten bald Andere, die verschiedene Kleinigkeiten zum Kaufe anboten und da wir die einzigen Fremden im Locale waren, hatten wir bald die Aufmerksamkeit der Anwesenden auf uns gezogen. Ein junger Mann offerirte uns einige antike griechische Münzen, unter denen sich ein wirklich schönes und seltenes Exemplar befand, aber der geforderte Preis war ein so hoher, daß ich von dem Kauf abstand so gern ich die Münze besessen hätte. Da Numismatik eine meiner Lieblingsstudien, und das Sammeln griechischer und römischer Münzen seit vielen Jahren zu meinen Leidenschaften gehört, so wurde selbstverständlich mein Interesse bemerkt und ein anderer junger Mann erbot sich alsbald uns zu einem Händler in der Nähe zu führen, der, wie er versichterte, eine reiche Auswahl von Münzen und anderen Antiquitäten zu mäßigen Preisen hatte.

Da uns noch mehr als eine Stunde zur Verfügung stand, nahmen wir das Anerbieten an und folgten unserem Führer durch einige finstere Gäßchen in ein wohnliches Haus, wo uns eine stattliche Griechin mittleren Alters empfing. Der Händler selbst war nicht zu Hause aber wir wurden in ein hübsches ebenerdiges Empfangszimmer geführt und ein Bote sofort um den Hausherrn abgeschickt.

Während wir auf den Letzteren warteten, erschienen zwei reizende junge Mädchen, echt griechische Typen, aus den oberen Räumen die uns eine Erfrischung anboten. Dieselbe bestand aus einer Schale von Conserven, in welcher ein

Löffel stack. Auf der Platte befanden sich außerdem nur noch zwei mit Wasser gefüllte Gläser. Die Platte wurde mir zuerst gereicht, da ich jedoch nichts damit anzufangen wußte, ließ ich sie, scheinbar aus Höflichkeit, dem Arzt reichen um zu beobachten auf welche Weise er sich aus der Affaire ziehen würde. Dieser hatte den Archipel schon oft bereist, sprach etwas Neugriechisch und wußte aller Wahrscheinlichkeit nach etwas über die Art und Weise, die angebotene Erfrischung zu genießen. Ich meinerseits wußte nicht, was ich mit einer Schale von Conserven, einem einzelnen Löffel und zwei Gläsern Wasser zu beginnen hatte. Der Doctor rechtfertigte auch meine Vermuthung in vollstem Maße indem er mit dem Löffel etwas von den Conserven in ein Glas Wasser rührte und es trank, nachdem er denselben wieder in die Schale zurück gelegt hatte. Die Mädchen mußten jedoch Lunte gerochen haben, denn sie kicherten miteinander, indem sie mich mit verstohlenen Blicken betrachteten.

Bald darauf erschien der Hausherr und die jungen Mädchen zogen sich mit ihrer Mutter zurück, nachdem sie uns die Hand gereicht und eine gute Weiterreise gewünscht hatten. Wir besichtigten mit Interesse eine Anzahl schöner Vasen, Terracotten und Münzen die sich in einem Nebenlocale befanden, wurden jedoch mißtrauisch, als ich einige vorzügliche Fälschungen unter den letzteren entdeckte. Wir entschieden uns daher Nichts zu kaufen und empfahlen uns so bald als möglich unter dem Vorwand der Eile. Unser Boot wartete am Quai und brachte uns bald wieder an Bord. Kurz darauf lichtete der „Apollo" den Anker.

Am nächsten Morgen waren wir am Eingange des tiefen Einschnittes der die Bucht von Smyrna bildet und ich benutzte die wenigen Stunden vor der Landung zur Aufnahme einiger Passagiertypen die mich besonders angezogen hatten. Mit Hülfe eines Dolmetschers und eines guten Bakschisch's gelang es mir auch die jüngere der syrischen Mohammedanerinnen

nebst Kindern, die schon erwähnt wurden, und zwar ohne Jaschmak, zu einer Aufnahme zu gewinnen und ein alter Türke lieferte mir ein wahres Modell eines biblischen Patriarchen. Viel Spaß machte es mir, einen anderen Türken zu photographiren, der, meine Absicht merkend, stets



Passagier-Landungsplatz in Smyrna.

auswich, so oft ich mit der Camera in seine Nähe kam. Endlich gelang es mir, ihn in dem Augenblick zu erwischen, als er einem neuerlichen Versuch entgangen zu sein glaubte und sich eben mit einem spöttischen Lächeln umwendete als ob er sagen wollte: „Du wirst mich mit deinem Teufelsapparat doch nicht kriegen."

Die Einfahrt in den Hafen von Smyrna ist reizend. Im Hintergrunde erscheint die große Stadt mit ihren weißen Häusern, Kuppeln und Minarets in einem Halbkreise, hinter dem sich, durch ein fruchtbares Thal getrennt, gegen Norden weiche Hügelketten und gegen Süden die strengeren Linien von theilweise bewaldeten Bergen abgrenzen. Aus diesen ragen die imposanten Spitzen der „Zwei Brüder" achtunggebietend empor. Unmittelbar hinter der Stadt erhebt sich der Mont Pagus, dessen Gipfel von den Ruinen eines genuesischen Schlosses gekrönt ist. Die ganze Färbung der Landschaft ist echt orientalisch, und der Himmel von jenem durchsichtigen tiefen Blau, welches die Verzweiflung aller Maler bildet, die ihn wiederzugeben versuchen.

Die Landung geschieht in kleineren Booten, welche den Dampfer unter lautem Geschrei ihrer Besitzer umkreisen, sobald der Anker gefallen ist. Nachdem ich mich von Musurus Bey und seiner Gemahlin verabschiedet hatte, die mich nochmals aufs Freundlichste einluden Samos gewiß zu besuchen, begab ich mich an's Land oder vielmehr in's Passagier-Zollamt neben der in den Hafen hineingebauten Landungsbrücke. Hier wimmelte es von Beamten, Bootführern, Hammals und Passagieren, und es war gut, daß ich mich in Constantinopel mit einem „Teskireh" (türkischer Paß) versehen hatte, ohne welchen eine Landung in Smyrna unmöglich ist. Ausländische Pässe gelten in des Sultan's Domäne nur für Constantinopel, und zum Besuche jedes anderen Platzes, besonders in der asiatischen Türkei, bedarf es eines solchen speziellen, von der türkischen Polizeibehörde ausgestellten Passes.

II.

Das moderne und alte Smyrna. — Der Quai. — Die Rue Franque und die Rue Parallele. — Der Bazaar. — Die Karawanenbrücke. — Mont Pagus. — Herr E.... — Umgebung von Smyrna. — Ein Denkmal des Sesostris. —



myrna, im Alterthum einer der reichsten Plätze Joniens, ist eine der wenigen historischen Städte, die sich noch in der Neuzeit wenigstens einen Theil der Wichtigkeit bewahrt haben, die sie in altersgrauer Vorzeit besessen. Es ist jedoch gegenwärtig schwer zu begreifen, was ihr eigentlich die zahlreichen schmeichelhaften Bezeichnungen eingebracht hat, die ihr von jeher und noch heute beigelegt werden wie z. B. „Smyrna die Liebliche", „das Auge Anatoliens", „die Krone Joniens", „die Perle des Orients" u. s. w. Ich habe wenigstens während eines Aufenthaltes von mehr als acht Tagen außer dem herrlichen Klima, dem schönen Golf und dem tiefblauen leuchtenden Himmel Nichts gefunden, was diese Bezeichnungen rechtfertigen würde.

Wohl war Smyrna seiner Zeit ein wichtiger Handelsplatz gewesen, der den commerziellen Mittelpunkt für das ganze große kleinasiatische Hinterland bildete, welches seine Karawanen, beladen mit orientalischen Erzeugnissen hieher entsenden mußte, um die Producte des Occidents dafür einzutauschen. Aber mit Einführung der Dampfschiffahrt, den sich stets vermehrenden Dampferlinien an der Küste Kleinasiens und dem dadurch verursachten Wachsthum anderer Küstenplätze hat sich dieses einstige Monopol zersplittert. Syrien, Armenien und Persien sind heute unabhängig von

Smyrna, und liefern und beziehen zum größten Theile ihre Waaren durch andere Kanäle.

Es gab für Smyrna ungefähr um die Mitte des letzten Jahrhunderts eine Zeit wo Handel und Gewerbe brach lagen, wo der Hafen fast verödet war und die Straßen nichts von dem lebhaften Treiben zeigten, welches sie einst zur Königin Kleinasiens gemacht hatte. In letzterer Zeit haben sich die Verhältnisse durch eingeführte Reformen in Handel und Industrie sowie durch Eisenbahnlinien, die in's Hinterland führen, entschieden gebessert und die Stadt hat wieder einen großen Theil ihrer früheren Bedeutung erlangt. Nächst Constantinopel ist Smyrna jedenfalls heute die wichtigste Handelsstadt des türkischen Reiches und sein Hafen zeigt wieder etwas von dem Leben, welches ihn im Alterthum characterisirte.

Die Glanzperiode Smyrnas fällt in die Zeit nach seinem Wiederaufbau durch Antigonus und Lysimachus, vor welchem es durch nahezu vier Jahrhunderte, d. h. seit seiner Zerstörung im Jahre 627 v. Chr. in Schutt und Asche gelegen hatte. Seine Bedeutung als Handelsplatz wurde jedoch seitdem durch die mannigfachen Schicksale, welche es abwechselnd in die Hände der Griechen, Römer, Venetianer, Genuesen und Türken brachten, bis zur erwähnten Periode im letzten Jahrhunderte stets gemindert.

Der Ruhm der Stadt beruht nicht allein auf ihrem Handel. Im Alterthum besaß Smyrna eine der bedeutendsten Schulen für Rhetorik und Philosophie und daß ihre Bewohner nicht ganz dem Mammon und Materialismus lebten, beweist ihr hartnäckig gegen sechs andere Städte behaupteter Anspruch auf Homer als ihren Sohn. Von der Statue und dem Tempel, welche dem Dichter der Iliade hier errichtet waren, ist jedoch keine Spur mehr vorhanden. Auch von einer Grotte am Ufer des Flüßchens Meles, wo Homer seine Dichtungen componirt haben soll, habe ich nichts

entdecken können. Den Bewohnern Smyrnas scheint eben die Ingenuität zu fehlen die aus einem Wasserloch einen Mosesbrunnen und aus einer Papageienfeder eine Feder aus den Flügeln des Erzengels Gabriel macht. Ueberhaupt giebt es fast keine antiken Ueberreste mehr und das Interesse des Besuchers zentrirt sich zumeist auf das malerische Gedränge in den fränkischen, griechischen, armenischen und jüdischen Stadttheilen, dem großen Bazaar, den Teppichläden und dem Hafen.

Der Letztere beherbergt gewöhnlich eine stattliche Anzahl von Schiffen unter denen die deutsche, österreichische und russische Flagge am zahlreichsten vertreten sind. Auch Griechenland und Italien entsenden eine bedeutende Anzahl hauptsächlich kleinerer Schiffe hieher.

Ein Spaziergang längs der Quais, die sich auf eine Entfernung von ungefähr zwei englischen Meilen erstrecken, ist das Erste was der Fremde gewöhnlich unternimmt, nachdem er sich in seinem Hotel häuslich eingerichtet hat. Eine Straßenbahn umgürtet den Hafen vollständig und bietet einen krassen Gegensatz zu den im Gänsemarsch dahinschreitenden Kameelen die, mit einander durch lange Seile verbunden, ihre schweren Lasten den Schiffen oder Magazinen zuführen. Derjenige Theil des Quais der zwischen dem Landungsplatze und dem Hauptzollamt liegt, enthält kleinere Läden, Schiffsbureaus, Matrosenherbergen und Spelunken und soll des Nachts nicht am Sichersten sein. Der andere Theil der sich in entgegengesetzter Richtung, vom Hotel Huck angefangen, hinzieht, hat, abgesehen von dem allgemeinen orientalischen Eindruck welcher durch die Bauart einzelner Häuser, die Vegetation und die Passanten bedingt ist, einen fast europäischen Character. Hier befinden sich moderne Hotels, Wohnhäuser, Cafés und eine Anzahl von Clubs, unter denen der Sporting Club, Cèrcle Oriental, Club Hellenique, New Club und Cèrcle Européen die namhaf-

testen sind. In einem der Cafés hier kann man manch' schöne Stunde bei einem Glas Scherbet oder einer Tasse türkischen Kaffee verbringen. Im Freien sitzend, versuchte ich mehrmals nach dem Beispiel anderer Gäste eines der Nargilehs zu rauchen, die nebst Tabak von den Kellnern gegen eine Kleinigkeit verliehen werden. Trotz des besten Willens



Ansicht von Smyrna.

konnte ich jedoch keinen Genuß an dieser Art des Rauchens finden, die lederne Lungen voraussetzt, und beschränkte mich lieber auf Zigaretten, die man hier in vorzüglichster Qualität erhält.

Eines dieser Cafés enthält ein Telephon und der Besitzer desselben erzählt mit Bezug auf dieses die folgende Geschichte von der, wenn sie nicht wahr ist, man doch sagen kann:

"si non vero, e bene trovato." Kurz nachdem das Instrument installirt worden war, überbrachte ein türkischer Hammal dem Besitzer eine mündliche Botschaft von einem Freunde mit der Bitte um sofortige Antwort. Um dieselbe zu geben war es nothwendig, eine zweite Person mittelst Telephon zu befragen, und indem sich der Besitzer an's Instrument begab, hieß er den Boten warten. Während die telephonische Conversation vor sich ging, bemerkte der Sprechende wie die Augen des Hammals sich zusehends vergrößerten und sich Staunen und Schrecken abwechselnd in seinen Zügen spiegelten.

Nachdem das Gespräch beendigt war, wendete sich der Besitzer an den wartenden Boten mit den Worten: „Herr N.... sagt, daß er die besprochenen Waaren nicht herbeischaffen kann. — Sag' das Deinem Herrn!" Noch immer mit weitgeöffneten Augen erwiederte derselbe: „Gut, Herr — ich will's besorgen" und nach einer Pause: „Entschuldigen Sie, Herr, man sagt, daß die Franken mit dem Teufel selbst im Bunde sind, aber, beim Barte des Propheten! ich kann doch nicht glauben, daß der dicke Herr N.... in dem kleinen Kasten da steckt."

Die Hauptstraßen Smyrnas, nächst dem Quai, sind die Rue Franque und die Rue Parallele, die in gleicher Richtung mit demselben laufen. In diesen Straßen, besonders in der erstgenannten, sind die hauptsächlichsten Verkaufsläden etablirt, welche für orientalische Verhältnisse fast elegant zu nennen sind. Man sieht hier moderne Waarenlager mit hübsch arrangierten Auslagen, in denen Erzeugnisse englischer und französischer Provenienz vorherrschen, und unter Anderen bemerkte ich auch ein Waarenhaus nach dem Muster amerikanischer „Department Stores". Diese Hauptstraßen sind häufig durch Passagen mit einander verbunden, die ihrerseits ebenfalls ganz hübsche Läden und Café's aufweisen.

Das Pflaster des Quais, der Rue Franque und Rue Parallele ist nach türkischen Begriffen vorzüglich zu nennen und jedenfalls bei Weitem besser als dasjenige der Grand Rue de Pera in Constantinopel. Im Uebrigen jedoch ist Smyrna herzlich schlecht gepflastert und fast sämmtliche Straßen entbehren der Trottoirs. In letzterer Zeit hat die Munizipalität Schritte eingeleitet um Verbesserungen in dieser Hinsicht vorzunehmen und die Straßen sollen langsam aber sicher ein neues Pflaster erhalten. Brauchen thun sie es fürwahr.

Die Teppichläden Smyrnas bilden selbstverständlich einen Hauptanziehungspunkt für den Fremden und es befinden sich deren eine stattliche Anzahl sowohl in dem fränkischen Quartier als in dem Bazaar. Besucht man diese in der Absicht Einkäufe zu machen, so findet man gewöhnlich zu seiner Enttäuschung, daß die geforderten Preise, Fracht und Zollauslagen in Betracht genommen, derartig sind, daß man von einem Kaufe absehen muß, da dieselben Waaren in jedem größeren Teppichmagazin New York's oder Chicago's zu gleichen, wenn nicht billigeren Preisen zu haben sind. In wie weit der Umstand, daß sich zur Zeit meiner Anwesenheit zwei Vertreter amerikanischer Häuser behufs Einkaufes in Smyrna aufhielten, einen Einfluß auf die Preise ausgeübt hat, vermag ich nicht zu entscheiden.

Mehr Interesse als die modernen Geschäftsstraßen, hat für den Fremden jedenfalls der Bazaar. Wenn sich derselbe auch nicht mit dem großen Emporium in Stambul vergleichen kann, so bieten doch die hier reichlich aufgestapelten Waaren des Orients eine Auswahl die zufrieden stellen muß. Der Character der Buden ist derselbe wie in Constantinopel und die Verkäufer zeigen dieselbe Zudringlichkeit und Beharrlichkeit. Waffen und Stickereien sind es hauptsächlich, die das Auge hier auf sich ziehen; aber es erfordert Vorsicht beim Ankaufe da viele der schönen alten Yatagans, Pistolen

und Handschare sowie der schönsten Gewebe orientalischen Musters **"made in Germany"** sind, wenn sie auch nicht diese Marke tragen. In reicher Auswahl und sehr billig sind die verschiedenartigsten Felle zu haben und die trockenen und kandirten Früchte, eine Spezialität Smyrna's, die hier aufgespeichert lagern, bilden eine unwiderstehliche Verlockung zum Kaufen. Sie schmecken auch ganz vortrefflich.

Eine Sehenswürdigkeit Smyrna's ist die Karawanenbrücke, die vom Hafen aus in einer halben Stunde leicht zu erreichen ist. Diese Brücke bildet den einzigen Weg zur Stadt für die aus dem Innern kommenden Kameelzüge und man braucht sich nur kurze Zeit da aufzuhalten, um eine lange Linie der schwer beladenen Thiere in ihrem eigenthümlichen Schritt dieselbe passiren zu sehen. Voran kommt der Karawanen-Führer auf einem kleinen Esel. Ihm folgen die Kameele in Gruppen von fünf bis sechs. Die Thiere marschiren stets hintereinander und sind mit langen Leinen verbunden. Jede Gruppe ist von einem Treiber zu Fuß begleitet. Die Brücke spannt sich in einem einzelnen kühnen Bogen der aus großen Steinblöcken errichtet ist, über das historische Flüßchen Meles und sie bildet mit ihrem verwitterten Aussehen, den darüberziehenden Kameelen und Treibern und dem von prächtigen Cypressen überschatteten türkischen Friedhofe im Hintergrunde einen herrlichen Vorwurf für den Maler. Mit einigen Cafés in der Nähe ist es daher nicht zu verwundern, daß die Karawanenbrücke ein beliebter Ausflugsort der Smyrnoten ist, wo sich besonders am Freitag, dem mohammedanischen Ruhetag, die Mittelklasse und das ärmere Volk Rendezvous giebt.

Ueberreste aus der ältesten Periode Smyrna's giebt es in der Stadt selbst gar keine zu sehen. Die wenigen Ruinen aus jener Zeit bestehen aus Theilen der hellenischen Mauern, die sich noch deutlich in den Trümmern des genuesischen Schlosses unterscheiden lassen, welches den Gipfel des Mont

Pagus krönt, und in einigen unansehnlichen Ueberresten eines Jupitertempels und eines Theaters auf demselben Hügel. Alles andere ist verschwunden, aber es läßt sich leicht errathen wohin, wenn man die Häuser in den oberen Stadttheilen und die Gräber auf dem türkischen Friedhof genau betrachtet, die zum großen Theile aus antikem Material gebaut sind. Man sieht da häufig in den Mauern einer halb verfallenen Baracke ein schönes Säulencapitäl,



Die Hafenfront in Smyrna.

einen größeren Steinblock mit halbverwitterter Inschrift, ein verstümmeltes Basrelief und gelegentlich sogar eine ziemlich gut erhaltene Büste.

Der Aufstieg nach der genuesischen Ruine auf Mont Pagus ist ein lohnender, selbst für denjenigen für welchen historische Erinnerungen und antike Denkmäler kein Interesse haben. Man erreicht den Gipfel in weniger als einer Stunde zu Fuß. Da jedoch die steinigen Zickzackwege nicht

gerade am angenehmsten sind, so ist es vielmehr zu empfehlen sich eines Pferdes oder eines Esels zu bedienen. Mich hat die Erfahrung gelehrt, daß für ähnliche Ausflüge der Esel vorzuziehen ist, da er einen sichereren Schritt hat und man thut wohl, sich dem Thier und seinem Treiber passiv zu überlassen. Es ist jedoch gerathen, besonders wenn es bergab geht, die Füße nicht im Steigbügel zu lassen, da manche der Thiere in den Vorderfüßen schwach sind und leicht stolpern. Hat man in einem solchen Falle die Füße im Steigbügel, so fliegt man unfehlbar über den Kopf des Esels, während man andernfalls bei einiger Gewandtheit und wenn man, wie die Türken und Araber, mit weit vorgestreckten Beinen reitet, auf die Füße zu stehen kommt.

Die Furcht, lächerlich zu erscheinen, hält manchen Reisenden ab, diesen Rath, der fast stets von dem begleitenden Treiber oder Führer gegeben wird, zu befolgen. Ich meinestheils finde es besser, lächerlich zu erscheinen, als meine Knochen auf einer Reise in Gefahr zu bringen. Zu dieser Ueberzeugung kam auch ein junger Mann, mit dem ich einige Tage später einen Ausflug nach Ephesus machte, aber nicht ohne sich vorher eine geschundene Nase und Backe sowie ein verstauchtes Handgelenk zu holen.

Der Weg zur Spitze des Mont Pagus eröffnet bereits einen weiten Ausblick auf die Bucht und einen Theil der Stadt. Hat man aber erst den Gipfel erreicht, so ist die Aussicht eine wahrhaft herrliche. Man betritt das alte Schloß und die ehemaligen Festungswerke durch ein großes, stark verfallenes Thor. Nicht weit von diesem befinden sich die Ueberreste einer alten Moschee, an deren Stelle einst die erste christliche Kirche Smyrna's gestanden haben soll. Die zahlreichen Cisternen, unterirdischen Gewölbe und Gänge, die man allenthalben sieht, sollen früher mit Ausgängen am Fuße des Berges in Verbindung gestanden haben, die jedoch heute ganz verschüttet sind. Etwas höher sind die Reste einer

zweiten Umfassungsmauer zu sehen und dieses sind die Ruinen der eigentlichen Feste die von den Genuesen an Stelle der alten Akropolis von Smyrna erbaut wurde. Von der Letzteren sind wie bereits erwähnt, nur noch einige Grundmauern zu sehen, aber sie unterscheiden sich noch heute durch die Regelmäßigkeit ihrer Construction und die Schönheit der Blöcke vortheilhaft von den schlecht behauenen und schlecht verbundenen genuesischen Steinen. Die hohen Thürme sind bereits sehr schadhaft, doch ist ein Besteigen derselben mittelst der noch ziemlich gut erhaltenen Treppen im Inneren noch immer möglich. Von einem dieser Thürme aus kann man eine Rundsicht genießen, wie man sie schöner kaum wünschen mag.

Ich hatte meinen Cicerone weiter unten mit den Eseln zurückgelassen und war allein auf einen Thurm gestiegen, um das Panorama ungestört von dem üblichen Geschwätz des professionellen Fremdenführers genießen zu können. Zu Füßen des Beschauers, am Bergabhang beginnend, liegt die weitausgedehnte Stadt mit ihren weißen Häusern und flachen Dächern, ihren Kuppeln und schlanken Thürmchen. Weiterhin spiegelt sich der blaue Golf mit seinen zahlreichen Dampfern und weißen Segeln bis an die Landspitze von Kara-Burun. Nordöstlich erstreckt sich die Ebene von Burnabat und Hadjilar und in entgegengesetzter Richtung das fruchtbare Thal, welches von der Gebirgskette der „Zwei Brüder“ beherrscht wird. Zwischen diesen liegen malerisch und von reicher Vegetation umgeben die Dörfer Boudjah und Sedi-Keni. Zu Füßen des Berges in einer anderen Richtung als die Stadt windet der Meles seinen schmalen Wasserfaden durch eine imposante Felsenschlucht bis zu einem mächtigen Aquäduct, der jedoch theilweise durch eine Terrain-Erhöhung verborgen ist.

Das Panorama war entzückend und ich schwelgte lange in dessen Anblick, ehe ich mich entschloß, wieder vom Thurme

herabzusteigen und die Stadt auf einem anderen Wege, der durch das Judenviertel führt, wiederzugewinnen.

Die unmittelbare Umgebung von Smyrna ist es, die eigentlich längeren Aufenthalt in der Stadt rechtfertigt, denn was diese selbst bietet, ist in zwei bis drei Tagen leicht abgethan. Obwohl erst wenige Monate vor meiner Anwesenheit in Smyrna zwei Fremde unfern von der Stadt auf einem Fahrradausfluge von Banditen gefangen und nur gegen ein ziemlich bedeutendes Lösegeld wieder freigegeben worden waren, so ließ ich mich dennoch von meinem wohlmeinenden Gastwirthe, Herrn Fragiacomo, nicht einschüchtern und besuchte fast sämmtliche sehenswerthen Plätze in Begleitung eines guten Führers. Die einzige Vorsichtsmaßregel die ich gebrauchte war die Mitnahme eines Revolvers, der sich wohl stets in meinem Gepäcke befindet, den ich aber sonst niemals bei mir trage. Auf einigen dieser Ausflüge nahm ich auch die Gesellschaft eines jungen österreichischen Handelsreisenden an, dessen Bekanntschaft ich an der Hotel table d'hote gemacht hatte und der sich mir, wie er ganz naiv zugestand, gerne anschloß, „weil man doch lieber zu zweien sei und weil dadurch, was die Hauptsache ist, die Auslagen bedeutend billiger wären."

„Sehen Sie", sagte er zu mir, „ob Sie in Ihrem Wagen allein sitzen oder ob ich auch mitfahre und ob Ihr Führer Ihnen allein oder uns Beiden seine „Räubersg'schichten" erzählt, kann Ihnen doch, mit Respect zu sagen, ganz „Wurst" sein, besonders wenn ich die Hälfte der Auslagen bezahle."

Die unstreitbare Logik dieses Arguments leuchtete mir auch ein und obwohl der durchaus commercielle Standpunkt von dem aus er Alles beobachtete und besprach durchaus nicht mit meinen Ansichten harmonirte, so nahm ich sein Anerbieten doch an, so oft seine Pflichten es ihm erlaubten, mich zu begleiten.

Einer unserer ersten Ausflüge in's Land war nach dem

Pointe des Moulins und von dort nach Bournabat. Dieser Ort liegt ungefähr an der Stelle der ersten Stadtanlage von Smyrna und ist heute die beliebte Sommerresidenz der europäischen Stadtbevölkerung. Unfern von Bournabat befinden sich die Ruinen des alten Sipylum, in deren Nähe auf



Genuesische Ruine auf dem Mont Pagus, Smyrna.

einem Abhange das angebliche Grab des sagenhaften Königs Tantalus zu sehen ist. In Wirklichkeit correspondirt dessen Lage ziemlich genau mit den Angaben des Pausanias. Dieses Grab hat einen Durchmesser von ungefähr 100 Fuß und seine kreisrunde Basis von behauenen Steinen ist noch ziemlich wohlerhalten. Der Beschreibung nach soll es in ko-

nischer Form gebaut gewesen sein und eine Höhe von mehr als 80 Fuß gehabt haben. Etwas höher an dem Bergabhang liegt ein kleiner Teich, welchen der französische Forscher Texier für den Teich Saloe hält, den Strabo und Plinius erwähnen. Die anderen Ruinen in der Nähe sind nicht von großem Interesse.

Beliebte Ausflugsorte sind noch Cordelio, Sedi-Keni, Narli-Keni, wo man herrliche Granatäpfel bekommt, und Bournabachi mit zahlreichen kalten Quellen. Das Letztere ist besonders bevorzugt von der besseren Gesellschaft, die sich während der Saison zahlreich hier einfindet.

Von ungewöhnlichem archäologischen Interesse ist Nimfi, ehemals Nymphaeum, ein Dorf in dem sich die Ueberreste eines byzantinischen Palastes befinden. Nimfi war zur Zeit der byzantinischen Herrscher ein beliebter Aufenthaltsort derselben gewesen, doch sind es nicht die hierauf bezüglichen Ueberreste, welche am Interessantesten sind. Eine kleine Stunde vom Dorfe entfernt, erreicht man den Eingang einer malerischen mit Sträuchern und Bäumen bewachsenen Schlucht, der Kara-bell Paß genannt, die von einem schmalen aber reißenden Gebirgsbache durchströmt wird. In dieser Schlucht befindet sich auf einer von Buschwerk dicht bewachsenen Felswand in der Höhe von ungefähr 130 bis 150 Fuß ein riesiges Bildwerk in Basrelief, das Denkmal des Sesostris. Dasselbe ist ohne Führer nicht leicht zu erreichen. da der Zugang durch Unterholz versteckt ist. Dieses Bildwerk ist in einer künstlichen Vertiefung des Felsens angebracht und stellt einen ägyptischen Krieger, augenscheinlich Sesostris selbst, vor. Die Figur ist ungefähr 10 Fuß hoch und im Profil nach Osten gerichtet. In der Höhe des Kopfes ist eine hieroglyphische Inschrift zu sehen. Die rechte Hand hält einen Bogen, die linke einen Speer. Dieses Denkmal entspricht vollständig der Beschreibung die Herodot von einem solchen des Sesostris giebt mit dem Unterschiede, daß Herodot

die Rechte einen Speer und die Linke den Bogen halten läßt. Ein solcher Irrthum ließe sich aber immerhin durch die Stellung der Figur erklären. Der Umstand, daß die Cartouche des Ramses in der Inschrift erscheint, macht es jedenfalls wahrscheinlich, daß dieses Bildwerk mit demjenigen, welches Herodot erwähnt, identisch ist. Doch sei dem wie immer, Thatsache ist, daß dasselbe von guten Archäologen als ungefähr aus dem fünfzehnten Jahrhundert vor Christi stammend bezeichnet wird.

Magnesia und Pergamon, die beide von Smyrna aus mittelst der Cassaba-Bahn leicht zu erreichen sind, habe ich nicht besucht, da ich es vorzog, die viel wichtigeren Ruinen von Ephesus zu besichtigen, die historisch interessanter und von größerer Schönheit und Ausdehnung sind.

III.

Ein Ausflug nach Ephesus. — Eindrücke. — Zigeunertypen in Turbali. — Türkische Eisenbahnverhältnisse. — Die Ruinen. — Ein Sturz vom Pferde. — Die Banditen. — Ein aufrichtiger Wirth. — Lamentationen Herrn E....s. — Der schlaue Condukteur.



ährend der Besuch der Ruinen von Ephesus von Smyrna aus früher wenigstens zwei bis drei Tage, häufig auch mehr, in Anspruch nahm, kann derselbe, wie man versichert, heute in einem Tage bewerkstelligt werden. Während der Touristen-Saison verläßt ein Zug der „Compagnie des chemin de fer Ottoman“ Smyrna täglich ungefähr um 8 Uhr Morgens, erreicht die kleine Station, in deren Nähe die Ruinen liegen, gegen Mittag und ein anderer Zug, der um vier Uhr nach Smyrna abgeht, gestattet vier Stunden zum Besuche von Ephesus und bringt die Reisenden gegen neun Uhr Abends wieder zurück. Ob dem wirklich so ist, kann ich nicht sagen, da ich außerhalb der Saison in Smyrna war. Meine Erfahrung wenigstens war eine ganz andere und sie wirft ein so eigenthümliches Licht auf die Eisenbahnverhältnisse in Klein-Asien, daß sie von Vielen gewiß skeptisch aufgenommen werden wird. Nichtsdestoweniger ist das Folgende Thatsache.

Ich hatte am Morgen in Begleitung Herrn E....s, des bereits erwähnten österreichischen Handlungsreisenden und meines bisherigen Führers, der uns versicherte, daß wir am Abend wieder zurück sein könnten, den Zug nach Ephesus bestiegen. Der klare Himmel versprach einen schönen Tag und ich freute mich auf den bevorstehenden archäologischen

Genuß. Der Zug fuhr zuerst mit gemüthlicher Langsamkeit, ungefähr acht bis zehn Meilen per Stunde, durch die schöne Ebene, erreichte jedoch bald die Hügelkette durch die der Schienenweg nach Ephesus führt. Auf dem Zug befand sich außer dem Condukteur, einem Schotten, und dem Maschinenführer kein Europäer außer uns. Die Abtheilung erster Klasse, in der wir uns befanden, wies die Spuren früherer Eleganz auf, aber die Sitzpolster waren schadhaft und der Staub lag dick auf denselben. Die Wagen zweiter und dritter Klasse waren noch schmutziger und mit einheimischen Kaufleuten und Bauern gefüllt.

Die kleinen Stationen die wir berührten boten wenig Interessantes, aber die Landschaft die aus kahlen, steinigen Hügeln bestand, welche hie und da, durch einen Einschnitt, einen Blick auf ein paar bebaute Felder oder ein Stückchen Weideland boten, hatte einen eigenthümlichen Reiz. Man sah ihr sozusagen das ehrwürdige Alter an. Ich habe diesen Eindruck merkwürdiger Weise auch in der griechischen und oberägyptischen Landschaft empfangen. Obwohl ich ähnliche Szenerien in Europa und Amerika gesehen habe, so erscheinen mir dieselben doch im Vergleiche mit diesen ganz anders, viel neuer, etwa wie ein modernes Gemälde sich von einem alten Meister unterscheidet. Wenn man mich jedoch über die thatsächlichen Unterschiede und die wirklichen Ursachen des verschiedenen Eindruckes fragen würde, so wäre ich in Verlegenheit um eine Antwort. Es ist ein unerklärliches Etwas, denn der Eindruck besteht in mir auch in gänzlicher Abwesenheit von Ruinen oder sonstigen Denkmälern des Alterthums.

Je näher wir unserem Ziele kamen, desto langsamer schien der Zug zu fahren. Der Aufenthalt in den Stationen betrug stets mindestens 10 Minuten und häufig mehr. Eins oder zweimal hielt der Zug auch auf offenem Felde an. Auf der Station Turbali, wo ein längerer Aufenthalt stattfand, wurden Erfrischungen von Feigen, Granatäpfeln und Oran-

gen ausgeboten. Wir bemerkten hier besonders einige hochinteressante Typen von Zigeunerinnen, welche mit Wasserkrügen und Obstkörben den Zug entlang liefen und deren eigenthümliche Tracht unsere Aufmerksamkeit auf sich zog. Diese bestand aus bis auf die unbeschuhten Füße herabrei-



Zigeunertypen auf der Station Turbali.

chenden weiten Hosen aus gestreiftem Baumwollstoff die in einem Stück mit dem Leibchen gemacht zu sein schienen. Um den Gürtel schlang sich eine bunte Schärpe. Der Kopf war mit Ausnahme des Gesichtes ganz in ein weißes Tuch gehüllt, welches durch einen schwarzen Wollstreifen um die Stirne festgehalten schien.

Ich war bei ihrem Anblicke aus dem Waggon gestiegen um womöglich eine Momentaufnahme zu erzielen. Der kleine schwarze Kasten schien ihnen jedoch nicht unbekannt zu sein, denn sie sahen mich mißtrauisch an und entschlüpften mir stets bevor ich nahe genug war, meine Absicht auszuführen. Dies wäre mir nie gelungen, wenn ich nicht die Allmacht des Bakschisch's zu Hülfe gerufen hätte. Auf dem Bilde erscheint leider auch Herr E...., der herbeigeeilt war, ohne daß ich ihn in dem Focus bemerkt hatte.

Nach viereinhalbstündiger Fahrt langten wir endlich in Ephesus an. Wir hatten so viel Zeit gebraucht, um einige vierzig englische Meilen zurückzulegen. Der Himmel hatte sich schon während der letzten Stunde umdüstert und als wir ausstiegen hingen schwere, schwarze Wolken über der Ebene von Ephesus und den sie umgebenden Hügeln. Auf eine Erkundigung unseres Führers erfuhren wir zu unserem größten Erstaunen, daß der nächste und einzige Zug der noch nach Smyrna abgehen sollte schon um 1 Uhr, also in einer halben Stunde fällig war. Da wir nicht der Eisenbahnfahrt halber nach Ephesus gekommen waren und anderseits auch hier nicht übernachten wollten, befanden wir uns in einem unangenehmen Dilemma. Herr E...., dem nicht viel an den Ruinen gelegen schien, war dafür die einzige Gelegenheit zu benützen die uns noch am selben Tage nach Smyrna zurück bringen konnte. Ich sträubte mich dagegen, da ich unter allen Umständen den Zweck erreichen wollte zu dem ich hiehergekommen war und da man doch nicht alle Tage nach Ephesus kommt. Ich war dafür eher mit irgend einem Nachtquartier vorlieb zu nehmen, als unerreichten Ziels nach Smyrna zurückzukehren. Herr E.... hatte jedoch am nächsten Morgen einen wichtigen Kunden zu besuchen und wollte von diesem Plane durchaus nichts wissen.

Während ich ihn noch zu bereden suchte, kam unser Führer zurück der sich unterdessen in das Stationshäuschen be-

geben hatte um mit dem Beamten zu sprechen, welcher die Würde des Stationschefs, Telegrafisten und noch einiger Aemter bekleidete. Sein fröhliches Gesicht verkündete, daß er etwas Gutes mitzutheilen hatte. Der Beamte hatte ihm gesagt, daß ungefähr um 2 Uhr Nachm. ein Güterzug eintreffen würde, mit dem wir eventuell nach Smyrna zurückkehren könnten. Dies war wohl etwas günstiger aber selbst die gewonnene Stunde hätte uns kaum gestattet, die nöthigen Pferde oder Esel zu miethen und die Ruinen zu erreichen, die eine halbe Stunde von der Station entfernt liegen. Von einer Besichtigung derselben konnte also keine Rede sein.

Nun half wieder der allmächtige Bakschisch aus. Der Führer begab sich zu einer abermaligen Unterredung mit dem Beamten zurück und machte uns bald darauf die frohe Mittheilung, daß man den Güterzug bis vier Uhr, und nöthigenfalls noch länger, auf der Station halten würde.

„Die Sache wird zehn Schillinge kosten“, flüsterte er uns in wichtigem Tone zu. „Und so viel ist es werth“, fügte Herr E.... hinzu.

Während der Führer sich nach den nöthigen Reitthieren umsah, begaben wir uns in das kleine Gasthaus in der Nähe der Station. Dieses wird von einem gutgenährten Griechen gehalten und liegt im Schatten eines alten römischen Aquäducts, dessen Bogen noch ziemlich erhalten sind und einigen elenden Hütten guten Schutz bieten. Das Gasthaus ist eigentlich kein solches im wahren Sinne des Wortes. Es ist das Wohnhaus der Familie und wir wurden von dem Hausherrn in den allgemeinen Wohnraum geführt, welcher als Empfangszimmer für Fremde dient. Zum Essen gab es leider nichts als Ziegenkäse und Brod, etwas Obst und Wein. Wir aßen in aller Eile und nachdem auch unser Führer, der bald mit drei dürren Kleppern zurückgekehrt war, etwas von diesem einfachen Mahl genossen hatte, bestiegen wir unsere Gäule. Der Himmel hatte sich unterdessen noch mehr

umzogen und der Wirth prophezeite einen tüchtigen Regensturm. Es herrschte kein Zweifel, daß ein solcher im Anzuge war, denn schon begannen einzelne schwere Tropfen zu fallen. Nichtsdestoweniger machten wir uns auf den Weg, obwohl Herr E.... nicht übel Lust hatte im Gasthause zurückzu-



Römischer Aquäduct in der Nähe von Ephesus.

bleiben. Die Bezahlung der Zeche wurde bis zu unserer Rückkehr verschoben.

Die dürren Gäule setzten sich in Bewegung und es dauerte nicht lange bevor wir ausfanden, daß der bevorstehende Ritt nicht zu unseren angenehmen Erinnerungen zählen würde. Die Sättel waren hart und schadhaft, das Riemzeug morsch

und geflickt und die Thiere selbst sahen aus als ob sie jeden Augenblick zusammenknicken müßten. Wir waren noch ungefähr zehn Minuten von den Ruinen entfernt als der Sturm in voller Gewalt losbrach. Der Regen fiel in Strömen, grelle Blitze durchzuckten das Firmament und der weiche Feldweg hatte sich in ein Kothmeer verwandelt ehe wir die ersten Trümmerhaufen erreicht hatten. Bis dahin waren wir auch schon auf die Haut durchnäßt. Da es sich jedoch nunmehr darum handelte, die Zeit möglichst auszunützen, so suchten wir keinen Schutz vor dem Regen und überließen uns der Führung unseres Cicerone.

Unter den obwaltenden Umständen war natürlich nicht daran zu denken, die Ruinen gründlich zu besichtigen und wir begnügten uns mit den Hauptsehenswürdigkeiten, die immerhin mehr als zwei Stunden in Anspruch nahmen. Das Trümmerfeld ist ein gewaltiges aber bis auf einige besser erhaltene Ueberreste repräsentirt Ephesus heutzutage kaum mehr als einen großen Schutthaufen in dem man Mühe hat vorwärts zu kommen und sich zurechtzufinden.

Im Alterthum war Ephesus eine der bedeutendsten Städte Joniens gewesen, die, mehrfach zerstört, stets an anderer Stelle wiedererbaut wurde. Dies erklärt auch die große Ausdehnung des Ruinenfeldes. Der älteste Theil liegt an dem Abhange des Hügels „Prion", der sich ziemlich im Mittelpunkte erhebt. Seine schönste Epoche sah Ephesus in der Zeit des Lysimachus der es bedeutend verschönerte und mit Mauern umgab. Aber schon lange vordem war die Stadt ihres Reichthums und ihrer prächtigen Gebäude halber berühmt. Unter den Letzteren war es besonders der Tempel der Diana, der zu den sieben Weltwundern gerechnet wurde, welcher den Namen von Ephesus zu den bekanntesten der alten Geschichte gemacht hat. Von diesem Tempel, welcher bekanntlich von Herostratus in derselben Nacht verbrannt

wurde in der Alexander der Große das Licht der Welt erblickte, ist keine Spur mehr vorhanden. Wohl zeigte uns unser Führer einige im Moraste liegende Säulenstümpfe als Reste des Dianatempels, aber wissenschaftliche Forschungen und die neuesten Ausgrabungen können bis heute nicht einmal mit Gewißheit bestimmen, an welcher Stelle derselbe eigentlich gestanden hat.

Die Mauern des Lysimachus lassen sich dagegen noch deutlich bis auf eine Länge von mehr als 4000 Fuß verfolgen. Diese sind in gewissen Abständen von den Trümmern viereckiger Thürme flankirt, die theils aus regelmäßigen, theils aus unregelmäßigen Blöcken erbaut waren. Ein in den Felsen gehauener Weg der von den Resten zahlreicher Grabdenkmäler eingesäumt ist folgt der Richtung dieser Mauer und von einer Stelle dieses Weges sieht man das sogenannte Gefängniß des heiligen Paul, der zuerst das Christenthum in Ephesus predigte. Auch der heilige Johannes hat hier gelebt und soll hier gestorben sein.

Ein noch ziemlich gut erhaltenes Theater ist in den Abhang des bereits erwähnten Hügels Prion gehauen und in dessen unmittelbarer Nähe liegt das Stadium. Dieses lehnt mit der linken Seite an dem Hügel während die rechte auf einen gewaltigen Unterbau gestützt ist. Weder Theater noch Stadium haben in ihrem Innern etwas Bemerkenswerthes aufzuweisen. Von den ehemals prächtigen Bädern sind nur noch die großen eingestürzten Gewölbe zu sehen. Ein großer Marktplatz ist jüngst erst freigelegt worden, zeigt aber kaum mehr als Fragmente.

Während wir auf unseren Gäulen sitzend unserem Führer durch das Labyrinth von Steinblöcken und gestürzten Säulen folgten, ereignete sich der Unfall, dessen im vorhergegangenen Abschnitte Erwähnung gethan wurde. Der unablässig strömende Regen hatte das steinige Terrain und die

pflanzenüberwucherten Trümmer glatt gewaschen und die Thiere konnten nur mit Mühe vorwärts kommen. Ich ritt, seit wir das Ruinenfeld erreicht hatten, mit herabhängenden Beinen und hatte die Steigbügel über den Hals des Pferdes geworfen. Herr E.... behielt seine Füße trotz der War-



Ruinen eines antiken Theaters in Ephesus.

nung des Führers im Steigbügel, obwohl sein Thier bereits wiederholt ausgeglitten war. Wir ritten langsam und vorsichtig vom Stadium aus den Hügel hinab als sein Pferd, über einen Steinblock kletternd, abermals mit den Vorderfüßen ausglitt, auf die Knie stürzte und seinen Reiter kopf-

über aus dem Sattel warf. Herr E.... beschrieb einen zierlichen Bogen über den Hals des Thieres und landete glücklicherweise auf einer grasbewachsenen Stelle, wo er einen Augenblick regungslos liegen blieb. Bevor wir jedoch aus unseren Sätteln gesprungen und hinzugeeilt waren, hatte sich Herr E.... bereits auf seinen Händen und Knieen erhoben. Eine Seite seines Gesichtes war mit Schmutz und Blut bedeckt und das linke Handgelenk war arg verstaucht. Sonst hatte er keinen schwereren Schaden genommen.

„Recht geschieht mir!", sagte er, während wir sein Gesicht so gut als möglich zu reinigen suchten. „Was brauche ich zwischen alten Steinen herumzuklettern und die alten Ruinen anzusehen? Wenn ich in Smyrna geblieben wäre, hätte ich vielleicht einen guten Posten Waare verkauft."

Wir versuchten ihn über den Unfall zu trösten; als er jedoch einen kleinen Spiegel aus der Tasche gezogen und seine geschundene Nase und Wange darin nachdenklich betrachtet hatte, sagte er in bitterem Tone. „Das habe ich von Ephesus besuchen. — Hab' ich es nothwendig gehabt, mir das einzuwirthschaften? — Was wird meine Irma sagen, wenn ich mit einem solchen Andenken nach Wien zurückkomme?"

Wir machten uns nunmehr, da wir so ziemlich alles Sehenswerthe in Augenschein genommen hatten und die Zeit auch drängte, auf den Rückweg. Während unseres Umherstreifens in den Ruinen hatten wir von Zeit zu Zeit verdächtige Figuren zwischen den Trümmerhaufen bemerkt die, den Kopf mit Decken verhüllt, uns zu folgen schienen. Ich muß gestehen, daß ich mit Rücksicht auf die vor einigen Monaten in der Nähe Smyrna's erfolgte Entführung zweier Touristen durch Banditen etwas unruhig wurde und Herr E.... sowohl als ich waren froh, unsere Revolver mitgenommen zu haben. Die eingebildeten Banditen stellten sich

jedoch als ganz unschuldige Ziegenhirten heraus die sich uns bei günstiger Gelegenheit, auf unserem Rückritte, wohl in den Weg stellten, aber nur um uns einige Bakschisch-Piaster zu entführen. Ihre Köpfe hatten sie verhüllt, um sich vor dem Regen zu schützen.

Auf dem Rückwege besichtigten wir noch flüchtig die gut erhaltenen Ueberreste einer alten Moschee. Das Wetter klärte sich jetzt ein wenig und bevor wir noch zurück im Gasthofe waren, zeigte sich der blaue Himmel zwischen den zerrissenen Wolken und für Augenblicke brach sogar ein Sonnenstrahl hervor. Ich benützte diese Momente um Aufnahmen des römischen Viaducts und einer genuesischen Ruine, die wir passirten, zu machen. Von den ephesischen Ruinen selbst gelang es mir leider nicht, ein Bild zu erzielen.

Es war nahezu vier Uhr, als wir, nassen Pudeln ähnlich, bei unserem griechischen Wirth anlangten. In dem Kamin loderte ein helles Feuer und wir entledigten uns rasch so vieler unserer Kleider als der Anstand erlaubte und hingen dieselben zum Trocknen auf, während wir selbst so nahe zum Kamin als möglich Platz nahmen. Während unsere Kleider und wir selbst dampften brachte der Wirth seine Rechnung. Dieselbe betrug vierzehn Franken für etwas Käse, Obst, Brod und sauren Wein. Wir remonstrirten natürlich gegen diese unverschämte Forderung ohne daß dieselbe jedoch herabgemindert wurde.

Auf Herrn E..... Frage, ob dies die üblichen Preise seien, erwiederte unser Wirth mit seinem freundlichsten Lächeln, daß dies wohl nicht der Fall sei, aber da Touristen zur Zeit höchst selten nach Ephesus kämen, müsse man sich doch schadlos halten, wenn sich die Gelegenheit böte. Ganz verblüfft von dieser Offenheit, machten wir gute Miene zum bösen Spiel und bezahlten. Nachdem dies geschehen, legte uns der gemüthliche Herbergsvater sein Fremdenbuch mit

der Bitte vor, unsere Namen nebst einer kleinen Empfehlung seines Gasthauses darin einzutragen. Herr E.... schrieb seinen Namen in kräftigen Zügen ein und ich folgte mit dem meinigen, dem ich diese Zeilen vorangehen ließ:

„Kommst, Fremder, Du nach Ephesus,
So kehre nicht hier ein,
Denn ist der Wirth zu Dir auch süß,
Er stellt Dir doch ein Bein."

Der Wirth, der natürlich kein Deutsch verstand, ersuchte mich, ihm diesen Vers zu verdolmetschen. Ich that dies in Englisch, ohne jedoch die Uebersetzung niederzuschreiben, denn dieselbe hätte sich ungefähr so gelesen:

„Kommst, Fremder, Du nach Ephesus
So kehre stets hier ein,
Der Wirth ist voller Freundlichkeit,
Die Rechnung immer klein."

Ich möchte sein Gesicht sehen, wenn ein gefälliger Tourist ihm einmal die richtige Uebersetzung giebt.

Unsere Kleider waren noch lange nicht trocken und wir saßen selber noch dampfend um das lodernde Kaminfeuer als der Stationschef eintrat und uns zur Eile mahnte. Der Zug hatte bereits mehr als zwei Stunden gewartet, meinte er, und könnte nicht viel länger zurückgehalten werden. Wir erklärten ihm die Umstände und die dampfenden Kleider legten beredtes Zeugniß dafür ab, daß wir unbedingt noch ein Weilchen warten müßten. Es wurde noch eine Flasche bestellt und er setzte sich auf ein Viertelstündchen zu uns. Wir erfuhren von ihm, daß sich in dem Güterzuge, der uns nach Smyrna zurückbringen sollte, ein Waggon dritter Klasse befand, den wir benützen und zur ausschließlichen Verfügung haben könnten. Er deutete uns jedoch auch die Mög-

lichkeit an, daß der Zug die Nacht über auf einer Station bleiben müsse.

Dieses Prognostikon, wenn auch nur bedingt, verursachte uns keine besondere Freude und besonders Herr E.... machte ein langes Gesicht als er die Möglichkeit bedachte, seine morgige Verabredung zu vermissen und dadurch viel-



Ruinen eines Marktplatzes in Ephesus.

leicht den Absatz eines guten Postens Waare zu verlieren. Auch ich, obwohl nicht einer derartigen Gefahr ausgesetzt, bedachte nur mit Schaudern die Möglichkeit, eine Nacht auf den harten, schmutzigen Bänken eines Waggons dritter Klasse der „Compagnie du chemin de fer Ottoman"

zubringen zu müssen. Schon der Gedanke an das Ungeziefer, welches in diesen Wagen stets reichlich vorhanden ist, verursachte mir ein Jucken. Und doch war diese Aussicht besser als die, fünf bis acht Stunden mit feuchten Kleidern in einen Güterwagen gepferdht zu sein.

Nach einer halben Stunde waren unsere abgelegten Kleider soweit getrocknet, daß wir sie wieder anlegen konnten, aber was wir am Leibe hatten, befand sich noch immer in einem Zustande dampfender Feuchtigkeit. Der Beamte war auch ungeduldig geworden und nachdem wir noch fünfzehn Franken, ungefähr den halben Werth der drei Klepper, für deren Gebrauch bezahlt hatten, bestiegen wir den Zug, zu dem wir von einer Schaar jugendlicher Bakschischjäger begleitet wurden.

Wir machten es uns auf den Bänken unseres Coupés so bequem als möglich und bereiteten uns mit Geduld auf eine langweilige Fahrt von fünf bis sechs Stunden vor. Während der Fahrt nach Ephesus am Morgen hatten wir doch den Zeitvertreib einer abwechselnden Landschaft und der Gedanke an den bevorstehenden Besuch der Ruinen hatte, wenigstens mir, die Zeit angenehm verkürzt. Nun aber begann es zu dunkeln und die rauchige Lampe an der Decke verbreitete kaum Licht genug um uns gegenseitig zu sehen Durch die schadhafte Coupéthüre und die klirrenden Fenster machte sich ein unangenehm kalter Zug fühlbar, der bei unserer feuchten Kleidung nicht von den besten Folgen begleitet sein konnte. Wir begannen auch bald zu frösteln und unter diesen Bedingungen erlitt selbst mein archäologischer Enthusiasmus einen starken Rückschlag. Nachdem wir eine lange Zeit stillschweigend gesessen hatten, fragte Herr E.... plötzlich:

„Nun, glauben Sie wirklich, daß es sich gelohnt hat, die D....hausen zu besichtigen?"

„Unter den obwaltenden Umständen, nein!“, erwiederte ich etwas kleinlaut. „Ich bedauere nur, daß meine Pläne mir nicht gestatten, diesen Ausflug bei günstigerem Wetter und reichlicher bemessener Zeit zu wiederholen.“

„Na, mich könnten sechs Ochsen nicht mehr nach Ephesus bringen“, erwiederte Herr E.... „Ephesus — schöner



Alte genuesische Veste in der Nähe von Ephesus.

Platz das! — Schauen Sie sich meine Nase an. — Was nur meine Irma dazu sagen wird?“

Und er holte wieder seinen kleinen Spiegel hervor, um mit Hülfe eines brennenden Zündhölzchens die geschundenen Stellen besser betrachten zu können.

„Ein Kaiserthum, meinetwegen sogar eine Republik für ein Englischpflaster“, bemerkte er bald darauf mit schmerzlich-witzigem Lächeln. „Haben Sie keines?“ Und als ich bedauernd verneinte, fügte er ernst hinzu: „Ich hab' immer Pech; es scheint als ob das Schwert des Columbus über mir hängt.“

„Trösten Sie sich doch endlich, mein lieber Herr E....., antwortete ich lächelnd. „Vielleicht finden Sie noch einmal das Ei des Damokles und dann muß sich Ihr Glück ändern.“

Wir waren ungefähr zwei Stunden gefahren als ein längerer Aufenthalt uns bewog, den Führer auszusenden um die Ursache ausfindig zu machen. Derselbe kehrte alsbald mit dem türkischen Condukteur zurück und theilte uns mit, daß ein Theil der Locomotive außer Ordnung gerathen sei und daß alle Aussicht vorhanden wäre, die Nacht auf der kleinen Station zuzubringen.

Das Gefürchtete war also eingetroffen! Herr E.... raste förmlich in dem kleinen Coupé umher und verwünschte die alten Griechen, die moderne Türkei und wahrscheinlich, innerlich, auch mich. Meine Geduld war ebenfalls zu Ende und ein derber Fluch entfuhr meinen Lippen. Plötzlich aber besann ich mich eines Besseren. Mit Toben und Schimpfen richtet man einem phlegmatischen Orientalen gegenüber nichts aus. Ich rief den Führer beiseite und indem ich ihm ein Zehnfrankstück in die Hand drückte und über meine Schulter auf den Condukteur deutete, sagte ich zu ihm:

„Sie verstehen mich. Jetzt ist's sieben Uhr. Wenn wir um neun Uhr in Smyrna sind, giebts fünf Franken mehr.“

Fünfzehn Minuten später setzte sich der Zug wieder in Bewegung und kurz nach neun Uhr fuhren wir in den Smyrnaer Bahnhof ein. Ein praktischer Beweis, daß wer gut schmiert, auch gut fährt.

Die Folgen dieses Ausfluges waren für mich ein tüchtiger Schnupfen und Husten der mich mehrere Wochen lang nicht verließ, während Herr E.... wohl sein Geschäfts-Rendezvous am nächsten Tage einhielt, sich aber noch am selben Tage zu Bette begeben mußte. Bei meiner Abreise nach Samos am zweitfolgenden Tage hütete er noch immer das Zimmer. Aber als ich von dort zurückkam, um den Dampfer nach Piräus zu nehmen, war er wieder ganz munter. Er empfing mich mit den Worten: „Sie, es war doch gut, daß wir noch denselben Tag von dem verdammten Ephesus zurückgekommen sind. Einer meiner Concurrenten war seitdem hier, aber ich hatte schon meinem Kunden einen Posten von 1500 Franken verkauft.“

IV.

Ankunft in Vathy. — Mehr über Musmus Bey. — Das heutige Samos. — Samische Flöhe. — Ruinen von Samos. — Reisegesellschaft auf dem „Jupiter". — Castoria und Polyxena. — Ankunft in Piräus. — Einzug in Athen mit Hindernissen.



ie Fahrt von Smyrna nach Samos dauert nur wenige Stunden und der Ausflug dahin kann mit einem der kleinen Küstendampfer, die einen regelmäßigen Verkehr unterhalten, gemacht werden. Die Insel ist übrigens als Handelsplatz wichtig genug, daß auch die größeren Levante Dampfer des „Oesterreichischen Lloyd", der „Compagnie des Messageries Maritimes" und anderer Linien daselbst regelmäßig anlegen. Bei dem geringen Flächeninhalt von Samos, der weniger als 300 engl. Quadratmeilen beträgt, ist es selbstverständlich, daß das industrielle und geschäftliche Leben sich in der Hauptstadt Vathy conzentrirt, in welcher mehr als der zehnte Theil der Inselbewohner (ungefähr 55,000 in ganz Samos) ansässig ist. Der Hafen ist äußerst malerisch aber wenig belebt. Die Stadt hat 6000 Einwohner und besteht eigentlich aus zwei Theilen, Vathy ano, die obere und Vathy kato, die untere Stadt. Der letztere Stadttheil ist natürlich seiner Lage wegen der Mittelpunkt des Verkehrs und ein Spaziergang durch die engen Hafenstraßen könnte fast zu dem Glauben veranlassen, in einer größeren Stadt zu sein.

Sobald der Dampfer anlegt und die Passagiere aussteigen, wird man sofort von einer Menge jugendlicher Obst- und Zigarettenhändler umringt, die ihre Waaren auf's Zu-

dringlichste anbieten. Die kleinen Merkursjünger machen auch besonders in Zigaretten, die in Bathy vorzüglich erzeugt werden, ein gutes Geschäft, da ein Fremder selten die Insel verläßt ohne einen Vorrath von solchen von dort mitzunehmen. Diese Industrie ist die wichtigste der Insel, aber das Erzeugniß ist beschränkt und die Zigaretten werden hauptsächlich an spezielle Händler verkauft, von denen sie an die europäischen Höfe, den Adel und die feineren Clubs abgesetzt werden.

Auf dem Schiffe hatte ich die flüchtige Bekanntschaft eines französisch sprechenden Griechen, Namens Papadopoulos, gemacht, der sich meiner während meines nur eintägigen Aufenthaltes in Samos auf's Liebenswürdigste annahm. Er führte mich sofort von der Landungsbrücke aus in eines der beiden größeren Cafés die in der Nähe gelegen sind und dessen Eigenthümer mir, auf seine Empfehlung hin, ein hübsches Zimmer einräumte. Herr Papadopoulus versicherte, daß ich daselbst besser aufgehoben wäre als in einem der kleinen Hotels, deren es wohl mehrere gäbe, deren Reinlichkeit jedoch viel zu wünschen übrig ließe.

Auf meine Erkundigung nach dem Prinzen erfuhr ich, daß derselbe sich auf einer kleinen Reise im Innern befände und da ich ohnedies der Ueberzeugung bin, daß Prinzen auf Reisen Fremden gegenüber sich immer liebenswürdiger und leutseliger zeigen als bei sich zu Hause, wo die Würde mehr gewahrt werden muß, so entschloß ich mich sofort, meinen kurz bemessenen Aufenthalt auf's Beste auszunützen und von der Einladung Musurus Bey's keinen Gebrauch zu machen, indem ich seine Rückkehr gar nicht abwartete.

Zur Zeit war in Bathy ein neues Parlamentsgebäude im Bau, welches 250,000 Francs kosten sollte, und dicht daneben wurde eine neue griechische Kirche aufgeführt, deren Kosten nicht geringer sein dürften. Diese beiden Neubauten

illustriren die Charakteristik der Inselbewohner, deren Freiheitsliebe und Anhänglichkeit an die griechisch-orthodoxe Kirche seit jeher bekannt sind. Mit Ausnahme der für levantinische Zustände ungewöhnlichen Reinlichkeit der Straßen ist über Vathy kaum etwas Interessantes zu berichten.

Am Nachmittage meiner Ankunft machte ich einen Ritt



Hafen von Vathy, Samos.

nach dem nahegelegenen alten Kloster Zoodoki-Pighi, in Begleitung eines Führers. Da es jedoch schon gegen Sonnenuntergang war, als wir auf der Anhöhe anlangten, auf welcher dieses Kloster gebaut ist, so war es mir nur gegönnt den herrlichen Anblick zu genießen, den man von hier aus auf den Golf

von Ephesus hat. Bei meiner Rückkehr nach Bathy dunkelte es bereits und ich verbrachte den Abend im Café, wo mich Herr Papadopoulus aufsuchte. In der Gesellschaft dieses Herrn, sowie zweier seiner Freunde, Bathyer Kaufleute, erfuhr ich viel Neues über Samos und seinen Prinzen. Der Letztere schien sich keiner besonderen Beliebtheit zu erfreuen und es wurden, unter Anderem, von den Herren Andeutungen gemacht als ob ein baldiger Regierungswechsel bevorstände. In Wirklichkeit wurde Musurus Bey auch einige Monate später nach Constantinopel berufen und durch einen anderen Gouverneur ersetzt. Da sein Nachfolger aber ebenfalls nach kurzer Zeit abgesetzt wurde, so scheint es nicht ganz klar, ob Musurus Bey oder die Samier selbst an diesen unerquicklichen Verhältnissen Schuld tragen.

Es ist bereits früher erwähnt worden, daß Samos, obwohl türkisch, stets von einem griechischen Gouverneur, nach griechischen Gesetzen, regiert wird, dessen Ernennung ein Prärogativ des Sultans ist. Dieses ist unstreitig der Fall, weil die Insel fast ausschließlich von Griechen bewohnt ist, die sich einen mohammedanischen Prinzen schwerlich gefallen ließen. Die Samier sind ein unruhiges Völkchen, welches den Türken seit deren Besitznahme der Insel im Jahre 1553 stets viel zu schaffen gemacht hat. Unter Sultan Mahmud (1827) gelang es ihnen durch die Intervention von Frankreich, England und Rußland eine gewisse Unabhängigkeit zu erreichen, die seither ungestört blieb und deren hauptsächliche Bedingung ein jährlicher Tribut und die Anerkennung der Souzeränität des Sultans ist. Der jeweilige Prinz regiert mit Hülfe von 38 Abgeordneten, die vom Volke erwählt werden und aus deren Mitte er sich vier Minister wählt, die den Titel Senatoren führen. Als Vertreter des obersten Kriegsherrn verfügt er auch über eine Militärmacht von ungefähr 150 türkischen Soldaten und eine Flotte, die aus einem alten Wachtschiff besteht. Wie

die Zeiten sich ändern! Polykrates und Musurus! —
Sic transit gloria mundi!

Im Uebrigen ist Samos von der Kultur ziemlich bele[...] und der Handel in Naturproducten, die hauptsächlich a[...] Wein, Oliven und Feigen bestehen, ist nicht unbedeuten[...] Die Straßen in's Innere der Insel sind ziemlich gut und d[...] verschiedenen Ortschaften sind mit der Hauptstadt dur[...] Telephon verbunden.

Was wohl Herr Papadopoulos unter Reinlichkeit ve[...]standen haben mag? Als ich mich gegen Mitternacht z[...] Ruhe begab, fand ich zwar ein frischüberzogenes, von Mo[...]quito-Vorhängen umgebenes Bett, ähnlich wie sie überall i[...] Orient zu finden sind, aber oh weh! Kaum hatte ich mi[...] bequem ausgestreckt um zu schlafen, als ich auch schon a[...] dem Bett springen mußte, um mich einer Schaar von A[...]greifern zu erwehren, die nach meinem Blute dürstete[...] Beim Schein einer Kerze gewahrte ich nun eine Meng[...] kleiner, schwarzer Insekten, die in aufgelösten Linien a[...] allen Ritzen und Falten über die weißen Bettlaken, theil[...] langsam, theils im Sturmschritt, heranmarschirten. Da i[...] keine Lust empfand, bei lebendigem Leibe aufgefressen z[...] werden, entschloß ich mich, die Nacht auf einem Stuhle zuz[...]bringen. Die aufgehende Sonne fand mich natürlich mü[...] und abgemattet. Eine Abwaschung mit kaltem Wasser e[...]frischte mich jedoch und nach eingenommenem Frühstü[...] bestieg ich, in Begleitung eines Führers, den am Abend vo[...]her bestellten Wagen zu einer Fahrt in die Umgebung.

Der Kutscher nahm den steilen Weg gegen das Do[...] Mitylini, welches ungefähr vier Meilen von Vathy entfer[...] liegt. Dieses Dorf hat nichts Bemerkenswerthes aufzuwe[...]sen, aber das in unmittelbarer Nähe gelegene Thal vo[...] Mitylinous ist von bezaubernder Schönheit und wohl de[...] Besuches werth. Von der Spitze des Berges Rakivoun[...] der nur ungefähr 1000 Fuß hoch ist und das Thal beherrsch[...]

genießt man einen schönen Ausblick auf das Meer und den Mont Mykale. Die Fahrt von Mitylini nach Chora, der alten Hauptstadt von Samos nimmt nicht mehr als eine Stunde in Anspruch und obwohl es bekannt ist, daß es in Chora nichts zu sehen giebt, so fuhren wir doch dahin, um die in der Nähe gelegenen Ruinen des alten Samos zu besichtigen. Ruinen sind nun einmal meine Schwäche, natürlich nur dann, wenn es solche von klassischen Bauwerken sind.

Die alte Stadt Samos muß einst ein bedeutender Platz gewesen sein, denn die noch ziemlich gut erhaltenen Umfassungsmauern lassen sich auf eine Länge von fünf Meilen verfolgen. Wie in Ephesus, ist diese Gürtelmauer, in Abständen, von viereckigen Thurmüberresten flankirt. Die Akropolis ist noch heute ein schönes Beispiel altgriechischer Befestigungskunst. Außer diesen besser erhaltenen Ueberresten sind nur noch die Ruinen einiger Tempel, eines größeren Theaters und eines römischen Aquäducts von Interesse. Es war mir anempfohlen worden, in der Nähe von Chora den Besuch der landschaftlich hochinteressanten Abhänge des Mont Kerki nicht zu versäumen, da dieses jedoch mehrere Stunden in Anspruch genommen hätte und ich nicht den Wunsch hegte, eine weitere Nacht auf ähnliche Weise wie die letzte zu verbringen, so unterließen wir dieses und ich beeilte meine Rückkehr nach Bathy, um noch ein am Nachmittage nach Smyrna abgehendes Segelboot benützen zu können.

Ich traf Herrn Papadopoulus und seine Freunde im Café und hatte gerade noch Zeit, eine Mahlzeit aus gebratenen Fischen und Ziegenfleisch einzunehmen, bevor der Dampfer abging. Meine Rechnung in Samos war im Gegensatze zu Ephesus nur eine geringe. Der vierundzwanzigstündige Aufenthalt kostete, mit Inbegriff von Führer und Wagen, die Summe von sechsundzwanzig Franken. Der Ausflug war, abgesehen von dem nächtlichen Ueberfall der

samischen Wanzen, ein schöner gewesen und obwohl es mi
nicht vergönnt gewesen war Musurus Bey wiederzusehen, s
wird mich doch die Erinnerung an den Besuch seiner Inse
niemals verlassen.

Am folgenden Morgen belegte ich in Smyrna eine Ka



Samisches Segelboot.

bine auf dem kleinen, österreichischen Lloyddampfer „Jupiter", der seinen Anker in der Frühe des nächsten Tages lichten und in etwas mehr als 24 Stunden im Piraeus anlegen sollte. Die Abfahrt war jedoch zu einer solch' frühen Stunde festgesetzt, daß ich mir vom Kapitän die Erlaubniß erbat, bereits am selben Abend an Bord kommen zu dürfen. Die Zollschwierigkeiten (in der europäischen so-

wohl als in der asiatischen Türkei wird auch ein Ausfuhrzoll erhoben und das Gepäck abreisender Passagiere einer ähnlichen Untersuchung wie dasjenige ankommender unterzogen) waren mit Hülfe des üblichen Bakschisch's schon am Nachmittage beseitigt worden und ich begab mich noch vor Anbruch der Nacht an Bord, um so lieber als das Wetter regnerisch geworden war.

Der Kapitän hatte mich auf's Liebenswürdigste zum Abendessen mit ihm und dem ersten Offizier eingeladen und wir saßen noch im Salon bei einer Tasse Kaffee und einer österreichischen Trabuco-Zigarre als eine neue Gesellschaft von Reisenden an Bord erschien und bald darauf den Salon betrat. Ein Blick genügte mir, um die neuen Ankömmlinge als Amerikaner oder vielmehr Amerikanerinnen zu erkennen, denn fünf von den sechs Personen, aus denen die Gesellschaft bestand, gehörten dem weiblichen Geschlechte an. Die sechste Person war ein junger Mensch von ungefähr sechzehn Jahren, mit hübschen, fast weiblichen Zügen, von dem es mir beim ersten Anblick schien, als ob er selber inmitten seiner weiblichen Gefährten nicht recht wußte, ob er, wie die Amerikaner sagen, "flesh, fish or red herring of the sea" wäre. Ich fand jedoch bei späteren Gelegenheiten, daß dieser junge Mensch sich, wenn die Verhältnisse es erforderten, wie der junge Achilles, trotz seiner ewig weiblichen Umgebung, als Mann entpuppen konnte und ein typischer junger Amerikaner mit all den Vorzügen und Fehlern eines solchen war.

Von den fünf Damen waren vier jung, im Alter von achtzehn bis zweiundzwanzig Jahren und nur eine hatte die Altersperiode erreicht, in der Frauen keine bestimmten Geburtstage mehr feiern. Die Letztere schien die Führerin und Anstandsperson zu sein und der Kapitän bemerkte im Flüsterton, daß ihn die kleine Gesellschaft an eine Bruthenne und ihre soeben ausgeschlüpften Küchelchen erinnerte. Der Vergleich bewog uns unwillkürlich zum Lachen da er ziem-

lich zutreffend war. Er hinkte jedoch insofern als, wie
später erfuhr, nur eines der jungen Mädchen die Tochter d
älteren Dame war.

Wenn ich diese kleine Gesellschaft näher beschreibe, so g
schieht dies, weil ich das Vergnügen hatte, mehrere Woch
mit ihren Mitgliedern zu reisen und in näheren Verke
mit ihnen zu treten. Frau C.... war die Gemahlin ein
reichen Stahlröhren-Fabrikanten, welche aus Gesundheit
rücksichten eine längere Reise nach Europa und den östlich
Mittelmeerländern angetreten hatte. Der Zweck der Re
schien unter den Umständen fraglich, da sie die moralis
Verantwortung für weitere fünf Personen, die sich, w
erwähnt, in ihrer Begleitung befanden, übernommen hat
Von diesen fünf Personen war eine, Miß Fanny, ihre To
ter. Die anderen waren Miß Elisabeth B...., Miß R
B.... und Mr. William B...., Geschwister, und M
Anna R....

Die vier jungen Damen repräsentirten vier gänzli
verschiedene Typen. Miß Fanny war ein ungewöhnlich la
aufgeschossenes, dunkelblondes Mädchen von auffallend
Magerkeit, die sich Tag und Nacht an der Seite ihrer Freu
din, der jüngeren Miß B.... befand, die um einen gut
Kopf kleiner war und zur Klasse der niedlichen Brünett
zählte. Miß Fanny und Miß Rae waren so unzertrennli
daß ich sie in der Folge scherzhaft „Castoria“ und „Polyxen
taufte. Wenn sie auch nicht wie Heine's zwei edle Pol
ein Hemd und eine Katzfell-Nachtmütz' gemeinsam besaße
so theilten sie doch stets ihre Kabinen und ihre Zimmer, i
ren „Candy“ und sonstige theilbare Dinge. Wenn die Ei
keinen Apetit hatte, so aß auch die Andere nichts; schlief M
Rae, so konnte Miß Fanny natürlich die Augen nicht off
halten und ich glaube sogar, daß wenn die Eine seekrank wa
die Andere aus lauter Sympathie dem Neptun ebenfalls il
Opfer brachte.

Miß Elisabeth B...., die ältere der zwei Schwestern, war die kleinste von Allen, aber trotz ihrer etwas üppigen Figur und ihres runden von Gesundheit strotzenden Gesichtes machte sie ihre ewig gute Laune zum Mittelpunkt der kleinen Gesellschaft. Sie hatte hellbraunes, welliges Haar, und wer in ihre lachenden, blaugrauen Augen sah, wurde unwillkürlich von ihrem Humor angesteckt. Im krassem Gegensatze zu Miß Elisabeth stand Miß Anna R...., eine schweigsame junge Dame von mittlerer Größe und graziöser Figur mit blauen Augen und einer üppigen Haarkrone von hellstem Blond. Sie war ein hübsches Mädchen und es war leicht erklärlich, daß sich Master William, kurzweg „Bill" oder „Billy, the Kid" genannt, ausschließlich für sie interessirte.

Spät am nächsten Morgen, als der „Jupiter" den Golf von Smyrna schon längst hinter sich hatte, machten wir auf Deck gegenseitige Bekanntschaft. Wie auf der Reise von Constantinopel nach Smyrna, hatte der Dampfer nur wenige Passagiere und dieser Umstand erleichterte nicht nur eine gegenseitige Annäherung, sondern machte eine solche fast unausbleiblich. Die Damen sprachen nur englisch und meine Dienste als Dolmetscher wurden daher häufig in Anspruch genommen.

Es ist merkwürdig, wie schnell sich auf einem Schiffe intimere Bekanntschaften zwischen den Reisenden entwickeln und wie schnell man sich daran gewöhnt, sich gewissermaßen als Mitglieder einer einzigen Familie zu betrachten. Es ist wohl wahr, daß in den meisten Fällen dieses Verhältniß sich in ein Nichts auflöst sobald die Passagiere wieder den Fuß auf's feste Land setzen und sich in alle Windrichtungen zerstreuen, aber mitunter werden doch auf dem schwankenden Deck Freundschaften geschlossen, die fester und zuverlässiger sind als der Boden des Fahrzeuges auf dem sie geknüpft wurden. Es scheint als ob das Alleinsein zwischen Himmel

und Wasser, das Bewußtsein zwischen sich und dem Tod nu
die schwachen Planken, seien es auch die mächtigsten Stah
platten, des Schiffes zu wissen, die Menschen einander nähe
bringt. Man kann oft bei schwerem Sturm beobachten wi
Personen, die vordem ganz verschlossen schienen und jed



Die Akropolis aus der Entfernung gesehen.

Annäherung scheuten, trotzdem keine wirkliche Gefahr vorhanden war, plötzlich redselig wurden und von selbst Gespräche mit anderen Passagieren anknüpften, denen sie vielleicht früher aus dem Wege gegangen waren.

Das Wetter war gegen Mittag so schlecht als möglich

geworden. Die See ging hoch und ein heftiger Wind peitschte den Regen, trotz der schützenden Segeltücher, auf das Promenade-Deck. Dennoch war der Aufenthalt auf diesem angenehmer als in den Kajüten oder in dem Salon, da die Meisten von uns seekrank wurden und die frische Luft auf Deck der dumpferen Atmosphäre in dem Schiffsraum vorzogen. Das Schiff stampfte auf eine Weise, daß die Planken mit den Kranken um die Wette ächzten und mancher Scherz uns in der Kehle stecken blieb mit dem wir uns trotz unserer Misère zu erheitern versuchten.

Miß Elisabeth hatte noch lange nachdem die Anderen unterlegen waren gegen die Seekrankheit angekämpft, war aber endlich auch unterlegen und nur von Zeit zu Zeit zeigte ein schmerzliches Lächeln, daß sie überhaupt noch irgend welchen Antheil an der Welt nahm. Castoria und Polyxena hatten sich in ihre Kabinen zurückgezogen. Frau C.... lag mit geschlossenen Augen bewegungslos in einem Dampferstuhl und nur Bill schien sich des besten Wohlseins zu erfreuen. Er wickelte Fräulein Anna in kurzen Zwischenräumen in ihren großen Shawl und las ihr aus „Mr. Dooley" vor. Aber Fräulein Anna hatte an Nichts Interesse als an den grauen Wellen, die eine solche Anziehungskraft auf sie auszuüben schienen, daß sie häufig, wie von unwiderstehlichem Verlangen getrieben, an die Brüstung eilte, um, über dieselbe gebeugt, in die Tiefe schauen zu können.

Gegen Abend wurde das Wetter etwas besser, aber außer Bill und mir zeigte sich keiner von den Passagieren im Salon und der Abend wäre ein recht langweiliger gewesen, wenn ihn nicht der Zahlmeister mit einigen italienischen Volksliedern, die er selbst auf der Guitarre begleitete, etwas verkürzt hätte. In der Nacht war die See bedeutend ruhiger geworden und als ich am Morgen auf Deck kam, wölbte sich ein klarer, blauer Himmel über den nur leicht gekräuselten

Wellen. Die griechische Küste war in Sicht und der „Jupiter" näherte sich rasch seinem Ziele.

Die jungen Damen und Frau C.... waren wieder in bester Gesundheit und Alle blickten in froher Erwartung, mit Operngläsern bewaffnet, in der Richtung, in welcher der Hügel der Akropolis bald erscheinen sollte, wie der Kapitän zuvorkommend versichert hatte. Es dauerte auch nicht lange bevor die wohlbekannten Umrisse des Parthenon in der Ferne auftauchten, ein weißer Bau der sich scharf gegen den dunklen Hintergrund des Pentelikon abhob. Obwohl dies mein zweiter Besuch in Griechenland war, so klopfte mein Herz doch, wie das erste Mal, voller Erwartung beim Anblick der klassischen Hügelketten des Hymettus, Parnes und Pentelikon, welche die attische Ebene einschließen, und ich zeigte mit Eifer und Begeisterung meinen jungen Reisegefährtinnen die verschiedenen interessanten Objekte und Stätten, die sich unseren Augen von Bord aus darboten.

So eigenthümlich der Reiz der griechischen Landschaft ist, besonders für den Fremden, der diesen klassischen Boden, diesen klaren blauen Himmel zum ersten Male sieht, so verschwindet er doch gegen das tiefe Interesse, welches die Jahrtausende alten Mythen und historischen Erinnerungen die mit dieser geheiligten Wiege europäischer Kultur verknüpft sind, selbst auf den halbwegs Gebildeten ausüben müssen.

Bevor man in den Hafen von Piräus einläuft, läßt man mehrere Inseln hinter sich, darunter Aegina, wo sieben Jahrhunderte v. Chr. eine der größten Errungenschaften der Civilisation, die Prägung der ersten Silbermünzen stattfand. Dicht vor dem Hafen liegt Salamis. Welche Gedanken erwachen beim Anblicke der gekräuselten Wasserfläche des Kanals, welcher die Insel vom Festlande trennt! Es mag ein ebenso schöner Morgen gewesen sein, als Xerxes sich auf seinen silbernen Thron niederließ, der an jener Stelle dort oben auf dem Hügel des Festlandes aufgestellt war, um die

Vernichtung der griechischen Flotte durch seine eigenen zahllosen Schiffe mitanzusehen. Und im Geiste sehe ich den mächtigen Herrscher von seinem Sitze sich erheben und mit starrem Auge auf diese Wasserfläche herabschauen, unter welche, Eines nach dem Anderen, seine stolzen Fahrzeuge durch die Triremen des Themistokles versenkt wurden, bis der Rest in schleuniger Flucht sich wieder gegen die kleinasiatische Küste wandte. Eine jener Entscheidungsschlachten, welche die Geschicke der Völker ändern und einen Abschnitt in der Weltgeschichte bilden.

Der „Jupiter“ warf seinen Anker und kaum war dieses geschehen, so kletterten schon an seinen Seiten Hotelagenten, Führer und Bootsleute herauf, die uns mit lautem Geschrei umdrängten und ihre Dienste anboten. Da wir bereits verabredet hatten, zusammen zu verbleiben, so übergaben wir unser gemeinschaftliches Gepäck dem Agenten des Hotel d'Angleterre, der mich als früheren Gast erkannt hatte, zur weiteren Beförderung. Ein großes Ruderboot brachte uns selbst zum Zollamt. Die Untersuchungs-Formalitäten waren rasch beendigt und wir selbst in zwei Miethskutschen untergebracht, deren Eigenthümer sich als die besten Athleten im Kampfe um unser Handgepäck erwiesen hatten.

Obwohl eine kurze Eisenbahnstrecke Piräus mit Athen verbindet, so thut man doch besser, einen Miethwagen zu benutzen, besonders in der Wintersaison, wenn der Weg nicht so staubig ist. Der Fahrpreis beträgt nur einige Drachmen und für die längere Fahrzeit wird man dadurch entschädigt, daß man fast während des ganzen Weges die Akropolis, den Lykabettus oder irgend einen anderen interessanten Punkt der Landschaft im Gesichte behält. Von Interesse ist auch, daß diese Fahrstraße fast identisch ist mit dem einst mit starken, heute jedoch ganz verschwundenen, Mauern eingefaßten Wege, der im Alterthum von Athen

nach dem Piräus führte und den Athenern die Verbindung mit ihrem Hafen sicherte.

Es ist immerhin anzurathen, sich die vorgespannten Pferde etwas genauer zu besehen, sonst kann es passiren, daß man seinen Einzug in Athen mit Hindernissen hält wie es uns geschah. Wir hatten kaum Piräus hinter uns, als die Distanz zwischen unserem ersten und zweiten Wagen, in welch' letzterem Miß Elisabeth, Bill und ich Platz genommen hatten, sich auffallend vergrößerte. Wir schenkten diesem Umstande wenig Beachtung, bis wir das schmale ausgetrocknete Bett des historischen Flüßchens Kephissus erreicht hatten, welches die Straße nach Athen in kurzer Entfernung von Piräus kreuzt. Hier bemerkten wir, daß der Abstand zwischen uns und unserem ersten Wagen ein ganz bedeutender geworden war. Der Letztere war weit vor uns und verschwand endlich hinter einer Gruppe von Pappeln. Ich stieß den Kutscher mit meinem Regenschirm in die Rippen und deutete in der Richtung, in welcher der Wagen verschwunden war. Er zuckte die Achseln und wies mit seiner Peitsche auf eines der Pferde, welches auffallend hinkte. Die Gangart der Thiere wurde immer langsamer, doch erreichten wir endlich das kleine Wirthshaus auf der rechten Seite der Straße, auf dem halben Wege nach Athen, welches den meisten Griechenland-Reisenden wohlbekannt sein dürfte. Es ist nämlich die unabänderliche Gewohnheit der Kutscher hier anzuhalten, angeblich unter dem Vorwande, die Pferde zu tränken, in Wirklichkeit aber, um sich selbst ein Glas Raki oder Mastiche bezahlen zu lassen. Den Reisenden, die sich nicht aus dem Wagen bemühen wollen, werden diese Getränke nebst der beliebten griechischen Süßigkeit Loukoum, auf einer Platte offerirt. Da der Geschmack für Raki und Mastiche kultivirt sein muß, so ist es empfehlenswerth, sich von dem Loukoum geben zu lassen, welches einen recht angenehmen Geschmack hat.

Der erste Wagen hatte auf uns gewartet und die beiden Kutscher beschäftigten sich mit dem lahmen Klepper, der aus einer tiefen Kniewunde blutete und auf dem ganzen Wege eine Blutspur zurückgelassen hatte. Die Wunde wurde mit kühlem Brunnenwasser gewaschen und nach einem Aufenthalte von fünfzehn bis zwanzig Minuten ging es weiter.



Ansicht von Athen von der Akropolis.

Der gemächliche Trab, in dem wir dem ersten Wagen folgten, wechselte jedoch bald wieder in einen langsamen Schritt, ohne daß wir diesen Umstand sonderlich beachtet hätten, da wir uns angelegentlich über die in nicht allzugroßer Entfernung vor uns liegende Stadt unterhielten. Plötzlich hielt der

Wagen mit einem Ruck an. Das lahme Pferd war gestürzt und, trotz aller Peitschenhiebe des Kutschers, nicht zum Aufstehen zu bringen. Bill stieg aus und hielt den Kutscher von weiterer Mißhandlung des Thieres ab und half ihm, dasselbe aus dem Geschirr zu befreien. Nun war guter Rath theuer. Der zweite Gaul, obwohl nicht lahm, war zu elend und herabgekommen, um uns allein an's Ziel bringen zu können.

Wir erwogen bereits die Rathsamkeit, den Rest des Weges zur Stadt, ungefähr zwei englische Meilen, zu Fuße zurückzulegen als unser Kutscher einen mit einem Maulthier bespannten Karren anhielt und mit dessen Eigenthümer Verhandlungen um leihweise Ueberlassung seines Thieres anknüpfte. Wir ersahen dieses aus den Gesten der Beiden, die bald zu einer Verständigung kamen. Das Maulthier wurde ausgeschirrt, nachdem der Karren an den Straßenrand gezogen worden war, und zu unserem Klepper gespannt; das gestürzte Pferd wurde auf seine zitternden Beine gebracht und seinerseits vor den leeren Karren geschirrt. Aber als es nun wieder weitergehen sollte, zeigte es sich, daß das Maulthier an ein Doppelgespann nicht gewöhnt war und sich auf's Störrischste weigerte, einen Schritt weiter zu thun. Den energischen Peitschenhieben des Kutschers setzte es ebenso energische Tritte mit den Hinterbeinen entgegen und schließlich blieb, um den Wagen zu retten, nichts übrig, als das Thier wieder auszuspannen.

Wenn die Straße nicht zu schmutzig gewesen wäre, hätten wir nun unseren Weg zu Fuß fortgesetzt. So aber blieben wir im Wagen sitzen und warteten der Dinge die da kommen sollten. Ich schlug scherzhaft vor, einige der langohrigen, krummnasigen Ziegen, die in den angrenzenden Geländen weideten, als Zug- oder Reitthiere in Verwendung zu bringen. Miß Elisabeth gab lachend ihre Zustimmung zu diesem Vorschlage, während Billy gegen eine solche Be-

handlung seiner Namensgenossen („Billy“ ist eine englische Bezeichnung für einen Ziegenbock) energisch protestirte.

Wir amüsirten uns noch über unsere Situation, als uns ein zweites einspänniges Lastgefährte überholte. Unser Kutscher hielt dasselbe an und nach längerer Verhandlung wurde der neue Gaul vor unseren Wagen gespannt. Die beiden Thiere zogen nun an und wir bewegten uns wieder vorwärts. Bald stellte es sich jedoch heraus, daß der Neukömmling eine Eigenschaft hatte, die uns jeden Augenblick in Gefahr brachte, in den Straßengraben gestürzt zu werden. Er zog nämlich stets nach rechts und keine Anstrengung des Kutschers, kein Zerren der Leine vermochte ihn in der Mitte des Weges zu halten. Er wollte nach rechts und beharrte auf seinem Willen. Es blieb daher nichts anderes übrig für den Kutscher als abzusteigen und das Thier beim Zügel zu führen.

Auf diese Weise hielten wir unseren Einzug in Athen und man kann sich vorstellen, daß die Passanten der belebten Hermesstraße, durch die unser Weg zum Hotel führte, sich über unseren Einzug nicht wenig wunderten. Vor dem Hoteleingange fanden wir Mrs. C. . . . ., Miß Anna, Fanny und Rae, die ängstlich unserer warteten, nach Anhörung unseres Abenteuers jedoch herzlich lachten und uns nunmehr zu Tische führten. Es war Mittag geworden. Unsere Fahrt nach Athen hatte, statt dreiviertel Stunden, zweiundeinhalb Stunden gedauert, aber Pelopidas verlangte nichtsdestoweniger sein übliches Trinkgeld.

V.

Athen. — Moderne Straßenbilder. — Trottoir-Monopole. — Volkstypen. — Ein griechisches Leichenbegängniß. — Ein sonderbarer Friedhof. — Die Evangelista. — Die Akropolis im Mondschein. — Apollo, der Musikprofessor.



er Fremde, der Athen zum ersten Male besucht, erfährt eine doppelte Ueberraschung, wenn er sein Hotel betritt und dasselbe zum ersten Mal verläßt; um sich ein wenig zu orientiren. Die Gasthöfe, die überhaupt für den europäischen oder amerikanischen Reisenden in Betracht gezogen werden können, sind sämmtlich auf dem Constitutionsplatz, dem Mittelpunkt der Stadt, oder in dessen unmittelbarer Nähe situirt, — wie das Hotel d'Angleterre, Grand Bretagne, Minerva etc. Die meisten derselben sind derart elegant eingerichtet, daß sie ebenso gut auf den Champs Elysées, Unter den Linden oder auf der Ringstraße stehen könnten. Man erwartet in Athen keine solchen modernen Karawansereien und dies ist die erste Ueberraschung. Die zweite Ueberraschung erfährt man, wenn man auf die Straße tritt und einen Spaziergang auf dem Constitutionsplatz, der Hermesstraße, Stadionstraße oder irgend einer anderen Verkehrsader in unmittelbarer Nähe macht. Der Eindruck ist ganz modern. Die Gebäude aus Ziegeln, Stein und weißem Stuck aufgeführt, zeigen den allgemeinen Styl südeuropäischer Architectur und nur vereinzelt sieht man ein Haus, welches an die klassische Periode Griechenland's erinnern könnte. Der Palast des Königs selbst, der hinter einer Parkanlage eine ganze Seite des Constitutionsplatzes einnimmt, ist trotz seiner Größenverhältnisse ein unansehnliches Bauwerk, welches ebensogut für eine Kaserne, ein Hospital oder ein Waisen-

asyl angesehen werden könnte. Das einzig versöhnende Moment in Verbindung mit diesem sogenannten Palaste, ist der schöne Garten hinter demselben, der an bestimmten Tagen dem Publikum zugänglich ist.

Die Menge die sich am späten Nachmittage in diesem Theil der Stadt ergeht, ist ebenso modern als die Gebäude, die Cafés und die Schaufenster der Läden, und wenn man nach dem Aussehen der Frequentanten urtheilen darf, so ist Griechenland lange nicht so arm, als behauptet wird. Die eleganten Toiletten der Damen, bei denen Pariser oder Wiener Ursprung häufig unverkennbar ist, die gut gekleideten Herren und die in geschmackvoller Uniform säbelklirrend herumstolzirenden Offiziere, die man alltäglich hier sieht, haben ein so festliches Aussehen, daß man versucht ist zu glauben, es herrsche ein ewiger Feiertag in Athen. Die einzig auffallenden Gestalten in dieser Menge sind die Soldaten der königlichen Garde, welche die Nationaluniform tragen und aus einiger Entfernung Balletmädchen auffallend ähnlich sehen. Trotz dieser Erscheinung soll diese Truppe jedoch die Elite der griechischen Armee bilden.

Im Ganzen genommen bietet also dieses moderne Quartier nicht dasjenige Bild, welches man sich unwillkürlich von der Stadt entworfen hat und die Ueberraschung kommt einer Enttäuschung sehr nahe. Das Einzige was natürlich erscheint, ist die klare durchsichtige Luft, der tiefblaue, glänzende Himmel und der blendend weiße Schimmer, der über Allem ausgebreitet liegt. Das ist das sonnige Griechenland, die Heimath der heiteren griechischen Götterwelt, und das ist die Atmosphäre, in der man sich in der Studentenzeit die Helden der griechischen Sage und Geschichte vorgestellt hat. Wie schade, daß die Wirklichkeit nicht mehr ganz mit unserer Vorstellung harmonirt!

Eines ist jedoch dem modernen Griechen geblieben, vielleicht das Einzige, was an seine Vorfahren erinnert. Es

ist seine Vorliebe für das Leben im Freien. So wie die alten Griechen den größten Theil ihrer Zeit in der Oeffentlichkeit verbrachten, so thun es noch heute ihre Nachkommen; nur ist das Straßenbild ein wesentlich anderes. Nirgends kann man eine solch' ungenirte Freiheit in der Benützung



Der königliche Palast in Athen.

von Straßen und Trottoirs finden wie in Athen, und besonders sind es die Restaurants und Cafés, die sich in dieser Beziehung Freiheiten herausnehmen, die in solchem Grade in keiner anderen europäischen Stadt geduldet würden und in Amerika geradezu unerhört sind. Nicht zufrieden mit der Monopolisirung des Trottoirs, benützen diese Etablissements

selbst die Fahrstraße zum Aufstellen ihrer Tische. Es ist ein täglicher Anblick, besonders am späten Nachmittage, den Constitutionsplatz z. B. so weit mit Tischen und Stühlen besetzt zu sehen als es die langen Schatten der Häuser gestatten und wenn derselbe nicht so groß wäre, so glaube ich, daß in den Abendstunden passirende Droschken einen Umweg nehmen oder sich zwischen der essenden, trinkenden, Domino spielenden oder sonst sich amüsirenden Menge einen Weg bahnen müßten.

Wie sehr der Athener den Aufenthalt im Freien liebt, beweist der Umstand, daß er selbst bei sich zu Hause, wenn es die Witterung nur irgendwie gestattet, seine Mahlzeiten unter freiem Himmel nimmt, sei es auf einem Balkon, einer Terrasse, in einem Hofraum oder auf dem Trottoir. Die Hauptmahlzeit findet Abends statt und zwar je nach der Saison zwischen 7 und 10 Uhr. Selbstverständlich müssen sich Theater und andere Unterhaltungsplätze nach diesen Stunden richten. Immerhin macht die niedrigere Klasse der Bevölkerung eine Ausnahme von dieser Regel.

Will man die Letztere kennen lernen, so muß man sich in andere Stadttheile als diejenigen in der Nähe des Constitutionsplatzes begeben. Das Leben der Volkshefe in Athen ist demjenigen gewisser Quartiere in Neapel, wie Santa Lucia, Strada di Porto u. s. w. sehr ähnlich, obwohl der Schmutz hier nicht so abschreckend ist als in der italienischen Stadt. Die Geschäfte und Handwerke werden im Freien betrieben und das Volk ißt, trinkt, politisirt, zankt und lauft sich selbst auf der Straße. An Neapel erinnern auch die Ziegen, die von Haus zu Haus getrieben und in Gegenwart der Kunden gemelkt werden. Ein effectives Mittel, der professionellen Milchpantscherei vorzubeugen. Es mag hier gleich erwähnt werden, daß, sowie der Athener stets sicher ist, frische und gute Milch zu erhalten, so bietet ihm auch eine schöne, glasbedeckte Markthalle eine gute und billige

Auswahl von schönen Früchten, Gemüsen und anderen Lebensmitteln. Wenn ich „Athener“ sage, so meine ich hier im wahren Sinne des Wortes das männliche Geschlecht, denn es sind hier fast ausschließlich die Herren der Schöpfung, die Frühmorgens die Einkäufe für den Haushalt besorgen. Da aber ein edler Grieche doch seinen Marktkorb nicht selbst nach Hause tragen kann, so giebt es hier eine eigene Klasse von Jungen, die mit einem Korb ausgerüstet, den einkaufenden Herren auf Schritt und Tritt folgen und die eingekauften Sachen gegen eine kleine Entlohnung nach Hause schaffen, während der Hausherr sich zum Lesen der „Asty“ oder „Akropolis“ in sein Stammcafé begiebt.

Unter den Straßentypen, denen man besonders am frühen Vormittage in den mehr abseits gelegenen Straßen begegnet, sind die Hausirer von „Koulouria“ (ein Backwerk), die ihre Waaren auf einem auf dem Kopf getragenen Brette oder in einem Korbe feilbieten, am zahlreichsten. In deren lauten Ruf mischt sich derjenige der Butterhändler: „Voutyro! Voutyro!“ sowie der des Muschel- und Knoblauchhausirers. Der Truthahnverkäufer, mit einem langen Stock bewaffnet, treibt seine lebendige Waare durch das Gedränge und sein lauter Ruf: „Gallous! Gallopoules!“ übertönt den Lärm seiner Heerde. Zu den malerischen Erscheinungen gehört auch unstreitig der langhaarige und langbärtige „Papas“ (griechisch-katholischer Priester) mit seiner steifen, hohen Kopfbedeckung und seinem langen Talar, sowie die kleinen schwerbeladenen Esel, die unter ihrer Last fast ganz verschwinden. Der Leser wolle keine Bosheit aus dem Umstande herauslesen, daß die beiden letzten Typen in einem Athem genannt werden, obwohl man sagt, daß dieselben sich besonders in den ländlichen Bezirken mit Bezug auf Intelligenz nicht sehr unterscheiden sollen. Was die körperliche Reinlichkeit betrifft, soll der Unterschied mitunter noch geringer sein.

Einen unangenehmen Eindruck empfängt der Fremde, wenn er zufällig einer Leichenprozession in Athen begegnen sollte, und es ist besonders Damen zu rathen einer solchen, wenn möglich, auszuweichen. Ich erinnere mich noch lebhaft an den Schrecken der Damen, denen ich mich eines Tages zu einem Spaziergange angeschlossen hatte, als wir von einem



Ruinen des Jupitertempels in Athen.

erhöhten Standpunkte aus eine solche Prozession an uns vorüberziehen ließen. Als der offene Sarg hinter der Musikkapelle an uns vorübergetragen wurde und das starre, wachsbleiche Gesicht des in Weiß gekleideten jungen Mädchens, das mit auf der Brust gefalteten Händen in demselben lag, zu uns heraufschaute, erbleichten sie alle und wendeten

sich rasch von dem unerquicklichen Anblicke ab. Ich war mit dieser Sitte die Todten im offenen Sarge zu ihrer letzten Ruhestätte zu geleiten, schon von meinem früheren Besuch in Athen und von russischen Reisen her bekannt, und ich werde den grausigen Eindruck nie vergessen, den eine solche Leichenprozession in Rußland auf mich machte, als ich sie vom Coupé eines Eisenbahnwagens aus auf einer kleinen Station der Strecke Charkow-Rostoff a. D. längs des Geleises zum ersten Male an mir vorüberziehen sah.

Es herrschen in Athen überhaupt ganz eigenthümliche Gebräuche in Verbindung mit der Todtenbestattung und ein Besuch auf dem modernen Friedhof (der Fremde besucht zumeist nur den Keramikos, die antike Begräbnißstätte) ist sehr zu empfehlen. Links vor dem Eingange in denselben erhebt sich das schöne Marmorgrabmal Schliemau's. Gutgepflegte, mit Kies bestreute Wege führen in verschiedenen Richtungen vom Eingange aus. Diese Wege sind eingefaßt mit schönen Grabmälern, zumeist aus weißem Marmor, welche häufig die Form von symbolischen Figuren und Portraitstatuen haben. Einige zeigen die Photographien der Verstorbenen in kleinen Nischen unter Glas und fast sämmtliche Grabsteine sind mit Kränzen von künstlichen oder natürlichen Blumen behangen. Dieser Theil des Friedhofes scheint für die bessere Klasse reservirt zu sein und sieht dem Campo Santo in Mailand in der Anlage ähnlich, ohne jedoch dieselben Ansprüche auf Prunk und Kunst in den Denkmälern machen zu können. Die Grabstätten sind wahrscheinlich Eigenthum der Familien oder zumindest auf lange Zeit hinaus gemiethet. Minder Bemittelte miethen die Gräber für ihre Todten auf eine Anzahl von Jahren und die Armenecke in einem entfernten Theil des Friedhofes legt beredtes Zeugniß ab von der häufigen und nicht allzusorgfältigen Exhumirung der Leichen. Ich selbst habe hier Knochen im Sande herumliegen sehen, die nur von Menschen herrühren konn-

ten und wahrscheinlich aus Nachlässigkeit liegen gelassen wurden; es sei denn, daß die Hunde sie ausgescharrt hätten. Athener selbst versicherten mir, daß dies zuweilen der Fall sei, da die Särge kaum zwei Fuß tief verscharrt werden und außerdem der Sargdeckel nicht niedergeschraubt, sondern nur lose aufgelegt wird, um die Verwesung der Fleischtheile zu befördern. Nach Ablauf des Miethsvertrages werden die Knochen ausgegraben, von den Fleischtheilen gereinigt, falls solche noch vorhanden sind, und in Säcke gethan die mit dem Namen, Geburts- und Todestag des Verblichenen bezeichnet werden. Diese Säcke werden in einem kapellenartigen Gebäude aufbewahrt. Als ich dieses Gebäude zum letzten Mal sah, war es nahezu bis zur Decke mit diesen Säcken gefüllt und Haufen derselben lagen außerhalb desselben, während Schädel und Knochen in flachen Blechpfannen rings umher in der Sonne bleichten. Die endgiltige Bestimmung dieser Knochen, nachdem die Kapelle die Anzahl der sich häufenden Säcke nicht mehr fassen kann, ist mir unbekannt geblieben.

Zwei der interessantesten Straßen Athens, deren eine die „Evangelista" heißt, zweigen sich zu beiden Seiten der kleinen uralten byzantinischen Kirche ab, die ungefähr in der Mitte der Hermesstraße, in der Richtung gegen den Piräus, liegt. In diesen Straßen werden hauptsächlich Waaren verkauft, die im religiösen Leben des griechischen Orthodoxenthums unentbehrlich sind, wie z. B. Wachskerzen in den verschiedensten Größen, Farben und Ausstattungen die in großen Mengen bei Begräbnissen, Gottesdiensten, Taufen und Hochzeiten in Verwendung kommen und auch als Weihgeschenke an die Kirche vielfach gebraucht werden. Ferner gemalte Ikons (Heiligenbilder) und solche aus allen Metallen, silberne und goldene Miniatur-Herzen, Beine, Arme u. s. w., die bei Krankheiten der betreffenden Körpertheile irgend einem Heiligen gelobt und nach vollendeter Genesung gestiftet werden. Die Griechen und Russen sind in dieser

Hinsicht praktisch und „keine Kur, kein Geschenk“ heißt es bei ihnen, wenn der Heilige nicht helfen kann oder will. Einige von den zahlreichen Heiligen, wie die Jungfrau Maria und St. Nikolaus, sind besonders wunderthätig und haben den größten Zulauf. Ihre Bilder und Statuen sind häufig ganz bedeckt mit diesen kleinen silbernen und goldenen anatomischen Opfergaben.

Unter anderen Dingen werden hier noch verkauft Braut- und Todtenkränze, Taufkindausstattungen und ähnliche Artikel. Es befinden sich in diesen Straßen außerdem die Läden und Werkstätten der geistlichen Schneider, die durch Schilder mit offener Scheere und darüber schwebenden geistlichen Kopfbedeckung kennbar sind, sowie die Ateliers der Ikonmaler. Fremde werden hier Vieles finden, welches sie vielleicht als Curiosität erwerben möchten. Es ist jedoch in diesem Falle unbedingt geboten, höchstens die Hälfte von dem zu offeriren und zu bezahlen, was verlangt wird.

An einem mondhellen Abende, nachdem ich mir durch den Hotelportier die nöthige Erlaubniß hatte besorgen lassen, stieg ich allein zur Akropolis hinauf. Es war mir darum zu thun, auf den Trümmern da oben, bei einer guten Zigarre, meinen Gedanken nachzuhängen und die Ruinen des Parthenons im Mondlicht zu sehen. Ich war früher mehrmals im hellsten Sonnenscheine dagewesen und hatte mit Entzücken die Schönheiten desselben bewundert, die Details des Tempelchens der Nike Apteros und die Karyatiden des Erechtheion's studirt; ich war mit Andacht die Treppen der Propyläen hinaufgestiegen, durch das kleine Museum der Akropolis-Alterthümer gewandert und hatte die herrliche Aussicht vom Belvedere bei Sonnenuntergang genossen. Nun wollte ich all das nochmals sehen im hellen Silberlicht des Mondes unter dem alle Linien weicher werden und alle Schroffheiten verschwinden.

Auf dem Constitutionsplatz herrschte noch das regste

Leben, aber die abseits gelegenen Straßen waren verödet und ich begegnete nur wenigen Menschen als ich, die aus einem kleinen Park hervorragende weiße Marmorstatue Lord Byrons passirend, den Hadriansbogen und die mächtigen Säulen des Jupitertempels links ließ und den Fuß des Hügels erreichte, von wo aus sich der Weg zur Akropolis empor-



Choragisches Denkmal des Lysikrates, Athen.

windet. Ich schritt langsam vorwärts, die Augen auf den hier steil abfallenden Felsen gerichtet, von dessen Höhe dritthalbtausendjährige Mauern ihre massiven Schatten über den Weg warfen. Das Theater des Bacchus war in Dunkelheit gehüllt und die halbzerstörten Sitzreihen waren durch das eiserne Gitterthor kaum wahrnehmbar. Die hohen Bogen-

öffnungen im Odeon des Herodes Attikus zeichneten sich nur schwach gegen den dunklen Hintergrund. Indem ich dieses mächtige Bauwerk hinter mir ließ, trat ich aus dem tiefen Schatten in den mondhellen Weg der von hier an, durch riesige Kaktushecken eingefaßt, in einer großen Krümmung bis zum Fuße der Propyläen führt. Hier, wo sonst während des Tages Führer und Verkäufer von Antiquitäten und Souveniren dem ahnungslosen Touristen auflauern, war es jetzt ganz stille und nur die dunkle Figur eines Wächters bewegte sich in der Nähe des Niketempels umher. Als ich jedoch den mit gebrochenen Säulen und anderen Marmorfragmenten besäeten offenen Raum betrat, zu dem die Treppe der Propyläen führt, bemerkte ich zwischen den Säulen des Parthenon noch andere Menschen, die, gleich mir, der Akropolis im Mondschein ihren Besuch abstatteten. Ich wandte mich links und erreichte eine Stelle, von der ich einen vollkommen freien Anblick auf die Vorderseite des Parthenon und gleichzeitig auf den unter mir liegenden Hügel und die Stadt hatte. Eine Zigarre anzündend, überließ ich mich nunmehr meinen Betrachtungen.

Links von mir erhebt sich auf einem Hügel in einiger Entfernung, doch deutlich sichtbar, das große Grabmal des Philopappos, des Enkels jenes Antiochus der von Vespasian entthront wurde. Etwas näher, nur durch einen Thaleinschnitt von der Akropolis getrennt, sehe ich das Gefängniß des Sokrates in die Felsenwand eines niedrigen Hügels eingehauen. Direkt unter mir liegt der Areópag und das unebene Plateau des kleinen Felsens ist so silberhell beleuchtet, daß ich deutlich die schwarzen Ritzen der Steine unterscheiden kann. Hinter dem Areópag und etwas zur Linken erscheint die Pnyx, das Forum der attischen Redner und, weiterhin, der Hügel der Musen mit dem modernen Observatorium. In größerer Entfernung, abgesondert auf einem freien Platze, zeigen sich die edlen Umrisse des Theseion und indem ich

meine Blicke weiter gegen den Horizont schweifen lasse, sehe ich einen Streifen des dunklen Meeres. Rechts unter mir liegt die moderne Stadt mit ihren tausend Lichtern, aber der schwache Lärm der sonst während des Tages von dort heraufdringt, ist verstummt. Die absolute Ruhe die um mich herrscht, erleichtert mir die Beschwörung der historischen Gestalten, welche die Stelle, an der ich mich befinde, und ihre nächste Umgebung zur ehrwürdigsten der Welt machen. Der Aréopag unter mir bevölkert sich mit klassischen Figuren. Ich sehe die Mitglieder des uralten Tribunals sich versammeln, dessen Ursprung bis zur Zeit des Kekrops zurückreicht und vor dem schon Orestes erschien, um sich gegen die Anklage des Muttermordes zu vertheidigen. Dort drüben auf der Pnyx erscheinen mir die Geister des Demosthenes und Aeschynes und mich zurückversetzend in jene große Zeit, höre ich des Ersteren donnernde Philippika und den Beifall des von seiner Beredsamkeit hingerissenen Volkes. Im Schatten dort drüben bewegen sich die Freunde und Schüler des großen Philosophen, die zu seinem Gefängniß eilen, um kostbare Lehren von seinen Lippen zu vernehmen, ehe der Schierlingsbecher sie auf ewig verstummen macht. Auf dem gewundenen Pfade sehe ich die eleusinische Prozession sich nahen und die heiligen Treppen der Propyläen emporsteigen. Der mysteriöse Gesang dringt leise an mein Ohr. — — Plötzlich berührte Jemand meine Schulter. Ich wendete mich erschreckt um. Vor mir stand eine jener halbanständig gekleideten Figuren wie sie während des Tages vor dem Eingange zur Akropolis herumlungern, um ihre Dienste als Führer anzubieten.

„Wünschen Sie einen Führer?“ frug mich der Mensch in gebrochenem Englisch, indem er höflich seinen Hut zog.

„Gehen Sie zum Teufel“, rief ich empört über die unwillkommene Unterbrechung.

„Ich Ihnen kann Alles zeigen und erklären“, fuhr er fort, ohne sich durch meine Heftigkeit beirren zu lassen.

„Ich brauche keinen Führer“.

„Ich Sie bediene sehr billig. Heute kein Geschäft. Nur eine Drachme!“

„Ich brauche Sie nicht.“ Ich erhob mich und entfernte mich in der Richtung des Erechtheion. Aber etwas in der Stimme des Mannes hatte mich berührt und sein Gesicht sah in dem fahlen Mondschein so abgehärmt aus, daß ich nicht umhin konnte, mich umzuwenden, als ich seine Schritte hinter mir hörte.

„Hier, nehmen Sie, aber ich brauche Ihre Dienste nicht“, sagte ich, indem ich ihm eine Papierdrachme einhändigte.

„Nein, nein, ich nicht betteln. Ich Ihnen zeigen Alles.“

Ich ergab mich in mein Schicksal und ließ ihn neben mir einherschreiten. Es dauerte nicht lange um auszufinden, daß der Mann einer jener unwissenden Führer war, die mit auswendig gelernten Namen, Daten und ihren Lokalkenntnissen sich zum Cicerone berufen fühlen und dem Durchschnittsreisenden in Wirklichkeit auch genügen. Ich erlaubte ihm ungestört das Wort und horchte scheinbar aufmerksam seinen stereotypen Erklärungen. Meine fingirte Unwissenheit. wenn ich ihn z. B. bei Erwähnung von Namen wie Phidias, Perikles, u. s. w., fragte, wer dieselben gewesen und ob sie noch lebten oder schon längere Zeit gestorben seien, erhöhte nur seinen Eifer und ich bekam die wunderbarsten Dinge über die alten Griechen zu hören. Vom Erechtheion aus begaben wir uns zum rückwärtigen, fast ganz zerstörten Theil des Parthenon, von wo aus der Anblick des vorderen Theiles mit seinen herrlichen weißen Säulen und dem Contrast von tiefschwarzen Schatten einen wahrhaft zauberischen Eindruck machte, dem ich mich nach längerer Betrachtung nur ungern entzog.

„Sie noch sehen müssen Belvedere“, sagte mein Führer, nachdem er seinen Redeschwall über das Parthenon beendigt

hatte. Und wir schritten gegen die kleine mir wohlbekannte Plattform zu von der aus man im Tageslicht eine so schöne Aussicht auf den Lykabettus und die hinter demselben liegenden Berge, das Stadium, den Jupitertempel, Hadriansbogen und einen Theil der modernen Stadt genießen kann. Auch im Mondschein war die Aussicht entzückend. Nachdem mir mein Cicerone abermals eine lange Rede über die ver-



Tempelchen der Nike Apteros, Athen.

schiedenen von hier aus sichtbaren und interessanten Punkte gehalten hatte, sagte ich, um seinen Enthusiasmus einigermaßen zu belohnen:

„Es ist wirklich sehr schön hier. Ich begreife ganz gut, warum man diese Stelle hier „Belvedere“ genannt hat.“

„Ah“, erwiderte er ganz überrascht, „Sie wissen, warum heißt man diesen Platz so?“

„Gewiß! — wegen der schönen Aussicht, die man von hier aus genießt."

„Ah!" sagte er ganz enttäuscht. „Ich sehe, sie nicht wissen. — Das heißt so von Apollo de Belvedere."

„Wirklich?" erwiderte ich in zweifelndem Tone. „Und wer war denn dieser Herr?"

„O", sagte er, indem er mich mit leisem Verdachte anschaute. „Sie wirklich nicht wissen?"

„Nein!" erwiderte ich so ernsthaft als möglich.

„Nun, das doch komisch! Sie nicht kennen Apollo, — Professor von Musik!"

Ich biß meine Lippen, um nicht in helles Lachen auszubrechen. Die Conversation amüsirte mich dermaßen, daß ich sie in demselben Tone fortsetzte.

„Ja, ist denn dieser Professor so berühmt?" fragte ich. „Welches Instrument spielt er denn?"

„Aber kein Instrument! Ist todt schon lange. Apollo hat zuerst gefunden Musik."

„Ah so!" rief ich aus. „Was für ein Landsmann war er eigentlich?"

„Grieche — natürlich!" erwiderte er stolz.

„Entschuldigen Sie„, sagte ich, „dem Namen nach zu urtheilen dachte ich, es wäre ein französischer Edelmann gewesen."

Nachdem ich nunmehr genug neue Kenntnisse für einen Abend erworben zu haben glaubte, verabschiedete ich meinen Führer, der sich unter tiefen Bücklingen zurückzog, als ich ihm ein 50 Leptastück als Trinkgeld in die Hand drückte. Der Zauber meines nächtlichen Besuches auf der Akropolis war durch dieses Intermezzo gebrochen und es gelang mir nicht wieder, in die richtige Stimmung zur Träumerei zu kommen. Ich spazierte noch eine Weile zwischen den Trümmern des Hofraumes umher und begab mich dann, auf demselben Wege den ich gekommen, zurück in mein Hotel.

VI.

Griechische Gefängnißzustände. — Phrenologische Untersuchungen. — Ein demokratischer Hof. — Rundblick vom Lykabettus. — Auf dem „Czar Nikolaus II." — Reisegesellschaft nach Alexandrien. — Ein glücklicher Hund. — Rache. — Ankunft in Egypten.



as moderne Athen schien, wie auf die meisten Besucher, eine besondere Anziehung auf die kleine amerikanische Reisegesellschaft auszuüben, der ich mich hier enger angeschlossen hatte, und es waren daher nicht nur die klassischen Denkmäler allein, die unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. Die zahlreichen, historischen Ueberreste Athens sind durch wissenschaftliche und Reisewerke dem gebildeten Publikum so bekannt, daß es in Wirklichkeit Eulen nach Athen tragen hieße, wollte man etwas darüber in den Rahmen eines kurzgefaßten Werkes einschalten, welches hauptsächlich die Wiedergabe persönlicher Beobachtung und eigener Erlebnisse bezweckt. Der Leser wird also kaum etwas vermissen, wenn ich eine detaillirte Beschreibung derselben übergehe und mich mehr an die moderne Stadt halte.

Unsere Gesellschaft theilte ihr Interesse möglichst unpartheiisch zwischen dem Alten und dem Neuen. Wenn wir z. B. den Vormittag mit Besichtigung des Keramikos, des Stadiums oder eines Museums verbracht hatten, verwendeten wir oft den Nachmittag zu einem Ausfluge nach Phaleron, dem Lykabettus u. s. w. oder durchstreiften die engen Straßen in denen sich das Volksleben am Besten studiren ließ.

Auf einem dieser Spaziergänge erregte ein von Schildwachen behütetes einstöckiges Gebäude in der Nähe der Stoja

Hadriana unsere Neugierde. Auf Befragen wurde uns mitgetheilt, daß es das städtische Gefängniß wäre und ein zuvorkommender Offizier erbot sich, uns Eingang in dasselbe zu verschaffen. Durch ein niedriges gewölbtes Thor gelangten wir in einen kleinen geschlossenen Hofraum, der mit Gefangenen gefüllt war, unter denen sich einige der wachthabenden Soldaten umherbewegten. Durch die ebenerdigen, vergitterten Fenster konnte man in die halbdunklen Zellen blicken, in denen keinerlei Möbelstück zu sehen war und in welchen die zahlreichen Gefangenen theils mit Würfel- und Kartenspielen, theils mit der Anfertigung allerlei kleiner Schnitz- und Flechtarbeiten beschäftigt waren, die uns bei unserem Anblicke sofort zum Kaufe angeboten wurden. Von den Gallerien des oberen Stockwerkes, die rings um den Hofraum liefen und die ebenfalls mit Gefangenen gefüllt waren, wurden wir mit Lachen und Schreien begrüßt. Die Insassen schienen sich unseres Besuches zu freuen, der ihnen jedenfalls Abwechslung und Gelegenheit bot, etwas von ihren selbstgefertigten Kleinigkeiten anzubringen. Alle Stände schienen unter ihnen vertreten zu sein, von dem Bauern in der malerischen Nationaltracht, bis zu dem gutgekleideten Kaufmann, und ihre Physiognomien verriethen die verschiedensten Grade der Intelligenz. Es wurde uns gesagt, daß sich hier Abgeurtheilte und Untersuchungshäftlinge zusammen befänden und daß es mitunter Wochen dauere, ehe die Letzteren zum ersten Verhör kämen. Die Kost, die den Gefangenen verabreicht wird, soll zu wenig zum Leben und zu viel zum Sterben sein und wenn so ein armer Teufel keine Verwandten oder Freunde hat, die ihn mit Lebensmitteln versorgen, so ist er auf das Mitleid glücklicher Mitgefangenen angewiesen oder er muß Hunger leiden. Mit den Schlafgelegenheiten sieht's fast noch schlimmer aus. Zwanzig bis dreißig Häftlinge sind in eine Zelle gedrängt, in der sich weder Tisch noch Stuhl befindet und die schmutzige, feuchte Diele den einzigen Platz

zur Ruhe und zum Schlafen bietet. Weder auf das Alter noch auf den Grad des Verbrechens wird Rücksicht genommen, und Greise und Knaben, Mörder und einfache Trunkenbolde theilen dieselbe Zelle, schlafen Leib an Leib und essen aus derselben Schüssel.



Hügel der Nymphen und Observatorium. Athen.

Merkwürdigerweise sieht man kaum ein trauriges Gesicht unter den Gefangenen. Im Gegentheil. Viele von ihnen zeigen vergnügte Mienen und Einzelne sind sogar ausgelassen lustig. Die Haft ist nicht strenge und sollte es ihnen je einfallen auszubrechen, so wäre dies eine Kleinigkeit für sie, da die Gefangenen frei mit einander verkehren und die Be-

wachung, so viel man wahrnehmen kann, ziemlich schwach und nachlässig ist. Dem Besuch von Freunden und Verwandten sind keine besonderen Schwierigkeiten in den Weg gelegt und ich habe sogar bemerkt, daß Häftlinge in ebenerdigen Zellen, deren Fenster auf die Straße hinausschauten, sich mit Passanten in Gespräche einließen und Lebensmittel durch die Gitter empfingen.

Durch diesen Besuch für das Gefangenenwesen interessirt, statteten wir am nächsten Tage der in kurzer Entfernung außerhalb der Stadt gelegenen Landesstrafanstalt einen Besuch ab, deren Director so freundlich war, uns selbst zu geleiten. Diese Anstalt besteht aus einem alten klosterähnlichen Gebäude, auf dessen Umgebungsmauer in gewissen Abständen Schildwachen aufgestellt sind, die zu gleicher Zeit die äußere Umgebung und die Hofräume des Gebäudes beobachten können. Hier werden nur schwere Verbrecher untergebracht, aber ihre Behandlung scheint dieselbe gemüthlich nachlässige zu sein wie wir sie im städtischen Gefängniß gefunden hatten. Die Häftlinge bewegten sich frei in den halbdunklen, gewölbten Corridoren umher und statteten einander in ihren Zellen Besuch ab. Die Zellenthüren standen zumeist offen und ein Blick in dieselben zeigte die Insassen theils auf ihren Betten liegend, theils plaudernd oder sich mit kleinen Arbeiten befassend, die mehr Zeitvertreib als ernste Beschäftigung schienen. Mehrere Individuen gingen auch in den Hofräumen spazieren, während Andere faulenzend im Sonnenschein kauerten. Nur wenige Zellen waren geschlossen.

Auf unsere Bitte wurden uns einige der Letzteren geöffnet, die sehr schwere und auf Lebenszeit verurtheilte Verbrecher enthielten. Diese erhoben sich stets mit freundlichem Gruße bei unserem Eintritte und erwiderten bereitwillig an sie gestellte Fragen. Ja, einer derselben ließ sich sogar ohne Widerspruch seine Handflächen und seinen Schädel von Miß

Elisabeth und Miß Rae untersuchen, die Beide sich aus Liebhaberei viel mit Chiromantie und Phrenologie beschäftigten. Das Resultat dieser Untersuchungen war unbestreitbar. Die Handflächen in ihren Linien und der Schädel in seinen Erhöhungen oder Vertiefungen deuteten auf Brutalität und Degeneration und ein Irrthum in der Auslegung der räthselhaften Linien und der phrenologischen Beulen war unmöglich, denn der lebende Beweis stand ja unwiderleglich vor unseren Augen.

Diese Probe der Unfehlbarkeit seitens Miß Elisabeth's und Miß Rae's erfüllte mich mit freudiger Hoffnung, denn auch mein Schädel und meine Handflächen waren eines Abends im Hotel von den zwei liebenswürdigen Schwestern untersucht worden, die bei diesem Anlasse prophezeiten, daß ich lange leben und als reicher Mann sterben würde. Heute, während ich diese Zeilen schreibe, fühle ich die Gewißheit des ersten Theils dieser Weissagung, denn nur im Vertrauen auf dieselbe, wage ich es, durch die Veröffentlichung dieses Buches meinen Feinden Gelegenheit zu geben, mich früher in's Grab zu bringen. Aber ich fühle mich gegen sie gefeit. Und was den zweiten Theil der Prophezeiung betrifft, so zweife ich nicht, daß mein Verleger vor meinem Tode mir seinen Check für die Tantièmen der fünfzigtausendsten Auflage übersenden wird.

Die Bereitwilligkeit des Gefangenen, sich auf diese Weise untersuchen zu lassen, entsprang jedoch keinem wissenschaftlichen oder sonstigen selbstlosen Interesse, denn als wir uns nach geschehener Untersuchung zurückziehen wollten, holte er allerlei Kleinigkeiten hervor, die er unter Hinweis auf seine Gefälligkeit zum Verkauf anbot und zwar zu Preisen, die durchaus nicht zu bescheiden waren. Wahrlich, der Mensch verdiente sein Schicksal. Eine Belohnung zu verlangen dafür, daß zwei reizende junge Damen minutenlang ihre zarten

Finger über seine schmutzigen Hände und durch sein fettiges Haar gleiten ließen!

Der Anstaltsdirector bezeichnete uns auf unserem weiteren Rundgang verschiedene Gefange als die Helden berüchtigter oder besonders merkwürdiger Verbrechen und unter Anderen auch den Attentäter, der wenige Monate vorher aus einem Hinterhalte auf den König Georg einen Schuß abgefeuert hatte, als sich Letzterer mit einer seiner Töchter auf einer Spazierfahrt nach Phaleron befand. Der interessanteste Insasse der Strafanstalt jedoch war ein kleiner Junge von fünf bis sechs Jahren, eine Halbwaise, dessen Vater, einem zu fünfzehn Jahren Kerker Verurtheilten, es gestattet worden war, den Kleinen mangels besserer Versorgung bis auf Weiteres bei sich zu behalten. Welchen Einfluß der Aufenthalt im Zuchthaus auf den heranwachsenden Knaben haben mag, ist kaum zu beurtheilen, aber der Director theilte uns mit, daß der Kleine einen wohlthätigen Einfluß auf die Gefangenen auszuüben scheine, deren allgemeiner Liebling er war und die ihn mit selbstverfertigten Spielzeugen überhäuften und ihm die besten Bissen der Gefangenenkost zukommen ließen.

Fremden, die sich für die königliche Familie interessiren, ist leicht Gelegenheit geboten, Mitglieder derselben auf ihren täglichen Spaziergängen oder Spazierfahrten aus nächster Nähe zu sehen und es bedarf keiner allzugroßen Mühe, sich eine Audienz beim König oder dem Kronprinzen Constantin zu verschaffen. Ich selbst hatte das Vergnügen, von dem Letzteren während meines ersten Aufenthaltes in Athen, ohne jede Zeremonie, durch Vermittlung seines damaligen Adjutanten, Major Hadjipietro, empfangen zu werden, dessen Bekanntschaft ich durch eine schriftliche Vorstellung des amerikanischen Gesandten gemacht hatte. Der griechische Hof ist der denkbar demokratischste und seinem Beispiele folgen die Minister und andere Staatsbeamte. Um eine Unterredung

mit einem dieser Herren zu erlangen, bedarf es keiner langen Formalitäten, und wie einfach die Dinge zugehen, beweist, daß ich eines Abends ohne Weiteres von einem meiner athenischen Bekannten, dem Correspondenten einer russischen Zeitung, aufgefordert wurde, ihn zu einem Empfange beim Kriegsminister zu begleiten.



Der antike Friedhof in Athen.

„Aber, lieber Freund", sagte ich, „ich bin ja gar nicht eingeladen, kenne Niemanden da und wüßte nicht, was mich überhaupt berechtigen würde, bei diesem Empfange zu erscheinen."

„Lassen Sie das meine Sorge sein. Ich werde Sie dem

Kriegsminister vorstellen. Wir nehmen die Dinge hier nicht so genau", erwiderte mein Freund lachend.

Am Nachmittage vor unserer Abreise nach Alexandrien erstiegen wir den Lykabettus, um von dort aus noch einmal einen größeren Rundblick auf die attischen Gefilde zu genießen. Der Aufstieg bis zu der von einer kleinen Kirche gekrönten Spitze dauert kaum eine Stunde, ist jedoch des steilen Weges halber ziemlich mühsam. Die kleine Kirche ist dem heiligen Georg gewidmet und nach ihr trägt der Lykabettus seinen modernen Namen „Hagios Georgios". Das Innere des Kirchleins ist ohne jedes Interesse, aber die Aussicht von den Umgebungsmauern ist unbeschreiblich schön. Sie ist schöner als diejenige von der Spitze des Pentelikon, wenn auch der Horizont ein kleinerer ist, da sie der geringeren Entfernung halber mehr Einzelheiten bietet. Das attische Gebiet liegt hier frei nach allen Seiten wie ein riesiges Rundgemälde da, welchem die schmale Spitze des Lykabettus als Beobachtungsplattform dient. Der Blick schweift über die Akropolis, die Stadt und die Ebene hinweg nach dem Piräus, der Bucht von Phaleron und, über Aegina und Salamis hinaus, weit auf's blaue Meer. Nach Westen zeigen sich die purpurfarbenen Berge von Argos und Korinth. Die Bai von Eleusis ist durch eine Hügelkette versteckt, die sich im Norden mit dem Parnes vereinigt. Nach Nordost verfolgt der Blick den historischen Weg nach Marathon und ruht auf dem Pentelikon während südöstlich der farbenwechselnde Hymettus und die Straße nach Cap Sunium den Horizont abschließen. Wir standen da in Bewunderung verloren und beobachteten die ewig wechselnde Farbenstimmung der Landschaft während die Sonne sich mehr und mehr dem Westen zuneigte und bis die Abendschatten endlich das zauberhafte Bild dem Blick verhüllten. Der Pinsel des Künstlers und nicht Worte sind es, der den zarten Nebelhauch, die rosigen, orangefarbenen, violetten

und purpurenen Töne wiederzugeben im Stande ist, welche einen Sonnenuntergang vom Lykabettus aus beobachtet, zu einem ewig unvergeßlichen Anblicke machen.

Es dunkelte bereits stark als wir uns auf den Rückweg machten und die Gaslampen auf dem Constitutionsplatz beleuchteten die üblichen Abendscenen, als wir unser Hotel erreichten, um unser Gepäck für die Abreise in Ordnung zu bringen.

Diesmal war es ein russischer Dampfer, der „Czar Nikolaus II.", dem wir uns anvertrauten und alles war zur Abfahrt bereit, als wir am nächsten Morgen am Landungsquai in Piräus aus den Wagen stiegen, um uns an Bord rudern zu lassen. Fast hätte mich das Schicksal hier von meinen lieben Reisegenossen getrennt. Eine Billetverwechslung hatte bei den Damen stattgefunden und es dauerte nahezu eine Stunde bevor das Mißverständniß bei dem Schiffsagenten soweit aufgeklärt war, daß die Damen mit ihrem Gepäck an Bord kommen konnten.

Wir waren kaum an der Schiffsleiter emporgeklettert, als der Dampfer die Anker lichtete und nach wenigen Stunden war die Küste Griechenlands nur noch als schwacher Dunst am Horizont sichtbar während, eine nach der anderen, die verschiedenen malerischen Inseln der Cycladengruppe vor uns auftauchten. Das Wetter war herrlich und der Aufenthalt auf Deck so angenehm, daß die meisten Passagiere dasselbe nur für die Dauer der Mahlzeiten verließen.

Der „Nikolaus II." war, im Vergleich zu den österreichischen Lloydschiffen in der Levante, groß und geräumig, aber die Güte des Essens blieb weit hinter demjenigen der letzteren Linie zurück. Die Anzahl der Kajütenpassagiere war nicht zu groß um das Promenadedeck gedrängt zu machen und im Allgemeinen schien dieser Theil der Schiffsgesellschaft ein recht guter zu sein. Die Zwischendeckspassagiere bestanden zum großen Theile aus russischen Bauern, die eine

Pilgerfahrt in's heilige Land unter der Führung eines Popen unternahmen. Einen ansehnlichen Theil der Ladung bildeten lebende Schafe, die nicht nur im Schiffsraum, sondern auch auf dem Mitteldeck untergebracht waren und sich demzufolge dem Gehör- und Geruchsinn häufig in unangenehmer Weise bemerkbar machten. Zwischen diesen vierfüßigen



Tartarische Type auf dem Dampfer „Nikolaus II."

gen Passagieren, die man vom rückwärtigen Theil des Promenadedecks aus beobachten konnte, saßen russische Bäuerinnen, deren Lieblingsbeschäftigung die Parasitenjagd auf ihren gegenseitigen Köpfen zu sein schien. Einzelne jagten auch auf eigenem Revier, aber selbstverständlich nur an

solchen Körpertheilen, die ihren Blicken mehr zugänglich waren.

Unter den Passagieren erster Klasse waren einige, deren Bekanntschaft ich bereits in Athen gemacht hatte, und besonders freute es mich, Mr. und Mrs. Jeremiah Curtin an Bord zu finden, mit denen ich manch' angenehme Stunde im Hotel d'Angleterre verbracht hatte. Der vortreffliche englische Uebersetzer von „Quo Vadis" und anderer Werke des polnischen Schriftstellers Sienkiewicz zeigte sich als vielgereister Mann, der für einen Amerikaner merkwürdig polyglot und nebenbei ein guter und liebenswürdiger Conversationalist war. Auch Mrs. Curtin war eine höchst interessante Frau und die häufigen, späteren Begegnungen mit diesem Paare in Cairo, Sakkara und Luxor werden stets zu meinen angenehmen Reiseerinnerungen zählen.

Eine andere Gruppe, die ebenfalls zu den Gästen des Hotels d'Angleterre gezählt hatte, waren Mr. und Mrs. S.... und deren Sohn aus Chicago. Obwohl ich selbst Bürger der letzteren Stadt bin, kann ich jedoch nicht sagen, daß mir deren Gesellschaft sympathisch gewesen wäre. Das Ehepaar entbehrte jedweder Bildung, aber während der Mann diesen Defect durch weises Stillschweigen kaum je zu Tage treten ließ, verrieth das unabläßige Geschwätz der Frau jeden Augenblick ihre Unwissenheit. Ihre Lieblingsconversation waren ihre bis jetzt gemachten und in Zukunft beabsichtigten Reisen, die sie ihrer zarten Gesundheit halber unternehmen mußte, und wenn sie nicht vom Vatikan in Paris oder dem Colosseum in Berlin sprach (ich übertreibe hier ein wenig), so unterhielt sie die Gesellschaft bei Tische oder auf Deck mit Aufzählung ihrer verschiedenen Leiden. Sie sah, nebenbei gesagt, wie das blühende Leben selbst aus, während ihr Gatte mit schmaler, eingefallener Brust, gewölbten Schultern und hagerem, blassen Gesicht wie eine wandelnde Leiche neben ihr erschien. Der Sohn war übrigens ein kräf-

tiger junger Mensch von achtzehn Jahren, der sich gerne unserem Billy anschloß, wenn immer der Letztere keine Ritterpflichten bei Miß Anna zu erfüllen hatte.

Nächst den genannten Personen erregte meine besondere Aufmerksamkeit eine sehr hübsche aber ätherisch-zarte oder mit anderen Worten klapperdürre junge Amerikanerin, die in Begleitung ihrer Mutter reiste und von Miß Elisabeth als eine frühere Schulfreundin erkannt wurde. Diese junge Dame gab sich äußerst vornehme Allüren und hielt sich so abgesondert als möglich. Ihr unzertrennlicher Genosse war ein abscheulicher kleiner Pintscher, den sie unablässig herzte und küßte und dessen körperliche Pflege ihre einzige Sorge zu sein schien. Die unaufhörlich kläffende kleine Bestie hatte ein eigenes Garderobekofferchen und ihre Toilette wurde zwei- bis dreimal täglich gewechselt. Ihre lebhaften kleinen Augen beobachteten genau, bald unter einem rosafarbenen bald unter einem hellblauen oder rothen Band, Jeden, der sich ihrer Herrin näherte. Nebst einem silbernen Halsband und einem Schwanzbändchen trug der kleine Kläffer hübsche Decken aus Sammt und Wollstoffen mit dem Monogramm seiner Besitzerin, und wenn das Deck feucht war, weiche Gummischuhe, die mit Seidenbändchen befestigt waren. Er hatte sein eigenes Bettchen, und seine Garderobe enthielt, wie mir die junge Dame einmal mit Stolz mittheilte, unter anderem, auch warme Nachthemdchen, Besuchstoiletten und, für kaltes Wetter, pelzgefütterte Plüschdecken und Schuhe. Ich unterdrückte bei dieser Gelegenheit die Versuchung zu fragen, ob denn das liebe Thierchen auch Schmuck zu seinen Besuchstoiletten anlegte, aber es sollte mich gar nicht wundern, wenn die Canaille goldene Zehenringe und Visitenkarten besäße.

Ich weiß nicht, weshalb ich eine solche Abneigung gegen dieses kleine Vieh faßte; es sei denn, daß ich an dasselbe eine Fülle von Zärtlichkeiten seiner Herrin verschwenden

sah, die mancher junge Mann, der Geschmack für magere Sylphiden hat, viel mehr geschätzt hätte. Als ich diesen Gedanken Miß Anna gegenüber ausdrückte, meinte dieselbe, daß ich neidisch wäre. Aber, Hand auf's Herz, mich können diese Sylphengestalten, die in der Mitte auseinander zu



Türkische Type auf dem Dampfer „Nikolaus II."

brechen drohen, nicht erwärmen, und ich betheure, daß meiner Abneigung kein Egoismus zu Grunde lag.

Außer den erwähnten Personen war die übrige Reisegesellschaft von keinem besonderen Interesse, insofern wenigstens, als sie keinen Stoff zu Studien und Beobachtungen gab. Die zwei Tage, welche die Reise von Piräus nach

Alexandrien dauert, vergingen mit Plaudern und Lesen recht schnell und die Abende im Salon waren ebenso angenehm. Miß Elisabeth musizirte und sang, und obwohl unmusikalisch, konnte ich mich doch insofern nützlich machen, daß ich ihr auf ihren Wunsch die richtige Aussprache des italienischen Liedes „Santa Lucia“ beizubringen versuchte. Dieses Lied wurde übrigens am ersten Abende auch von dem Gigerl-Pintscher mit langgedehntem Geheul begleitet, bis ich ihm anscheinend unversehens auf den Schwanz trat, als er sich eben bei der zweiten Wiederholung des Liedes neben dem Klavier wieder in Positur setzte, um gleich nach der ersten Zeile:

"Sul mare lucica, astro d'argento"

seine Begleitung von Neuem zu beginnen. Dies half, denn nachdem er heulend auf den Schooß seiner Herrin gesprungen und von ihr unter zärtlichen Liebkosungen getröstet worden war, verhielt er sich ganz ruhig.

Der „Nikolaus II.“ sollte am frühen Vormittage in Alexandrien eintreffen, aber als wir am Tage der Ankunft nach dem Frühstück auf Deck kamen, um nach Land auszuschauen, dehnte sich immer noch das weite Meer unbegrenzt vor unseren Augen. Erst zwei Stunden später deutete ein schwacher Nebelstreif die Nähe der flachen Küste an und eine weitere Stunde verging bevor die beiden Wahrzeichen Alexandriens, der Pharus und die Pompejussäule, dem bloßen Auge sichtbar wurden. Nach und nach stieg der weiße Sommerpalast des Khedive, der große Steinmolo und die langen Häuserreihen am Ufer aus den Wellen empor und als wir gegen Mittag in den inneren Hafen einfuhren, nickten uns die Wipfel schlanker Dattelpalmen zum ersten Mal ihr stilles Willkomm im Land der Pharaonen zu.

Ganz anders und viel lärmender wurden wir begrüßt, als der Dampfer direkt am Quai anlegte und eine Horde Araber und Neger in langen schlafrockähnlichen Kitteln nebst

einer Menge uniformirter Hotelagenten, Führer und Reisebureaubeamten an Bord stürzte, um sich der Passagiere und ihres Gepäcks zu bemächtigen. Das war ein Durcheinander von Englisch, Französisch, Italienisch, Griechisch und Arabisch, wie nur der Thurm von Babel es gesehen haben mochte. War die Einfahrt in den Hafen von Piräus landschaftlich und historisch schöner und interessanter, so wurde sie in malerischer Hinsicht von den Scenen am Landungsplatze in Alexandrien bei Weitem übertroffen.

Ein Blick auf den Quai zeigte unter der angesammelten Menge alle Farbenschattirungen der Haut und Gewänder. Westeuropäische Kleidung wechselte mit dem langen Talar, dem Turban und Fez des Arabers und Kopten. Damen in modernen Toiletten drängten sich neben mohammedanischen Frauen, aus deren Bourko-verhüllten Gesichtern nichts weiter als neugierig blitzende Augen hervorschauten. Englische Offiziere und Soldaten in rothen Röcken mit kurzen Rohrstöcken stolzirten durch die Menge, aus der hier und da auch die schlanke Gestalt eines Negersoldaten in dunkler Uniform hervorragte. Im Vordergrunde glänzte die goldgestickte Tracht eines Consulatsdragomans und etwas abseits standen einige Equipagen, deren stampfende Pferde von barfüßigen Sais' in kurzen, weißen Faltenhosen und gestickten Zuavenjacken bewacht wurden. Das laute Gespräch dieser Menge am Quai wurde durch das noch lautere Geschrei und Fluchen der Hammals übertönt, die mit Koffern und Säcken auf dem Rücken sich rücksichtslos ihren Weg zum Zollamt und zu den wartenden Miethswagen bahnten.

Wir betrachteten mit Interesse die malerischen Gruppen am Ufer und ließen den ersten Ansturm der Hotelagenten und Lastträger an uns vorübergehen, ehe wir unser Gepäck einem der Ersteren übergaben. Bald darauf fanden wir uns im Hotel Abbat auf dem Place de l'Eglise gut und bequem untergebracht.

VII.

Alexandrien, alt und neu. — Ein arabischer Leichenzug. — Die Pompejussäule. — Egyptische Eisenbahnen. — Von Alexandrien nach Cairo. — Störendes im Fortschritt.



lexandrien, die zweitgrößte Stadt des schwarzen Erdtheils, verdankt seine Entstehung nicht ganz, wie Viele anzunehmen geneigt sind, der Eitelkeit des mazedonischen Eroberers, der sich durch die Erbauung derselben selbst verewigen und seinem Zuge nach Egypten ein dauerndes Denkmal errichten wollte. Wenn man die geographische Lage in Berücksichtigung zieht, so wird es sofort klar, daß ganz andere Gründe den großen Herrscher zur Anlage dieser Stadt im Nildelta bewogen haben müssen. Alexander war jedenfalls weitsichtig genug, um den Einfluß zu beurtheilen, den eine große Hafenstadt an dieser Stelle auf den materiellen und geistigen Verkehr zwischen Griechenland und dem mehr abgeschlossenen Pharaonenreich auszuüben berufen war und es ist zweifellos, daß es tiefere Beweggründe waren, die mit der von ihm beasichtigten Gründung eines griechischen Weltreichs in Verbindung standen. Alexander's staatsmännische Weisheit hatte richtig geurtheilt, denn bald nach seinem Tode, schon unter dem ersten Ptolemäus, war die Stadt zu großer Bedeutung herangewachsen, bis sie unter Augustus eine Einwohnerzahl von mehr als einer halben Million erreicht hatte, unter der das griechische Element stets das herrschende war.

Wie alle Städte aus jener Periode, hat Alexandrien seine guten und seine schlechten Tage gesehen. Heute ist es von keinem besonderen Interesse und für den Touristen bildet die Stadt jetzt nur einen Uebergangspunkt von westlicher Civi-

lisation zum Orient, da sie zumindest einen halb europäischen Anstrich hat. Unter den 250,000 Bewohnern sind nahezu ein Viertel Europäer, unter denen noch immer, wie im Alterthum, die Griechen am zahlreichsten vertreten sind. Seit dem Wiederaufbau Alexandriens nach dem zerstörenden Bombardement der Engländer im Jahre 1882 hat seine Architektur ein ganz modernes Ansehen erhalten und nur die Thatsache, daß die Stadt einst der Schauplatz des prächtigen Einzuges Cäsars nach der Ermordung des Pompejus und der großartigen Feste und Orgien des Antonius und der Kleopatra war, daß hier zwei der größten Verbrechen des religiösen Fanatismus, die Steinigung der Hypatia durch einen christlichen Mob und die Verbrennung der alexandrinischen Bibliothek durch einen mohammedanischen Eroberer stattfanden, verleiht der Stadt ein sentimentales Interesse.

Ich wäre am liebsten ohne weiteren Aufenthalt nach Cairo abgereist, da ich Alexandrien schon früher besucht hatte und dasselbe keineswegs die magische Anziehungskraft besitzt, die Städte wie Athen und Cairo haben, welche man immer gerne wiedersieht. Aber die freundschaftlichen Bande die mich nun an die C....'sche Gesellschaft fesselten, veranlaßten mich, umsomehr zu bleiben, als es kaum anderthalb Tage waren, die man hier zuzubringen beabsichtigte. Am ersten Nachmittage durchstreiften wir zu Fuß die Rue Chérif Pascha und die Rue Ibrahim, die zwei großen modernen Verkehrsadern der Stadt, die sich nur wenig von solchen europäischer Städte unterscheiden, und besuchten in Wagen die arabischen Quartiere, die sich ihrerseits durch Schmutz und Gestank auszeichnen. Den Abend verbrachten wir im Freien vor einem der zahlreichen Cafés am Place Mehemet Ali. Dieses große, baumbepflanzte längliche Viereck, in dessen Mitte sich die Reiterstatue des Gründers der jetzigen Khediven-Dynastie erhebt, bildet den eigentlichen Mittelpunkt der Stadt. Die Gebäude,

welche es einfassen, sind alle in modernem Styl gebaut, da der frühere Platz, während des Aufstandes Arabi Paschas, durch die Kanonen der Engländer in Schutt und Asche verwandelt worden war, aus denen er, wie ein Phönix, neu und verjüngt wiedererstand. An schönen Abenden und Sonntagsnachmittagen wogt hier eine fröhliche Menge, sitzt



Monument Mehemet Ali's in Alexandrien.

an kleinen Tischchen auf den Trottoirs Kaffee und Scherbet schlürfend, der Musik in den Cafés lauschend, plaudernd und lachend. Alles was fremd ist, versammelt sich ebenfalls hier und einen besseren Platz, den Charakter der fränkischen Bevölkerung Alexandriens zu studiren, giebt es in der Stadt nicht.

Während meines ersten Aufenthaltes hier hatte ich in Begleitung Herrn Clark's, des orientalischen Gesellschafters der gleichnamigen Reisebureau-Firma, einen interessanten Abend in den Nachtlokalen des arabischen Stadttheils verbracht, die einer Erwähnung hier werth wären, wenn ich nicht die Absicht hätte, ein ähnliches und vom sittlichen Standpunkte aus noch viel bezeichnenderes Quartier im Abschnitte über Cairo dem Leser vorzuführen.

Der nächste Morgen sah uns hoch zu Esel durch die Rue de la Colonne zur Port du Nil hinausreiten um der „Bumbus"-Säule, wie sie unser Eseljunge nannte, einen Besuch abzustatten. (Ich habe bemerkt, daß die Araber das „P" immer wie „B" aussprechen). Während wir an dem großen arabischen Friedhofe, der vor dem Thore liegt, vorbeikamen, begegnete uns ein Leichenzug. Voran schritten langsam und paarweise eine Anzahl von Männern, die mit singender Stimme unaufhörlich das islamitische Glaubensbekenntniß „Allah il Allah — Mohammed raz ul Allah" (Es giebt keinen Gott außer Gott und Mohammed ist sein Prophet) wiederholten. Hinter diesen singenden Männern kamen einige Personen, die, ihrer Haltung nach zu urtheilen, Verwandte des Verstorbenen sein mochten. Hierauf folgte die Bahre von vier Männern getragen, welche von Zeit zu Zeit abgelöst wurden. Hinter dem Sarge schritt die sonderbarste Gruppe von Frauen einher, die man sich denken kann. Einige derselben, mit aufgelöstem Haar, weinten und schluchzten laut, während sie blaue Tücher bald über ihren Köpfen, bald vor ihren Gesichtern zusammendrehten, als wollten sie das Wasser aus thränenfeuchten Lappen auspressen, während andere unter zweifellos erkünsteltem Geheul in kürzeren oder längeren Zwischenräumen das Lob des Verstorbenen laut verkündeten. Dies waren die Klageweiber und es war ein Familienoberhaupt, welches zu Grabe getragen wurde, denn die Klage lautete, wie uns der

Führer verdolmetschte, ungefähr wie folgt: „O, mein Herr, o mein Kameel! du hast uns verlassen! O, mein Löwe, o, mein Ruhm! wer wird nun für uns sorgen?“ Diese Form der Klage mag lächerlich erscheinen, aber das Kameel versinnbildlicht dem Araber die Verantwortlichkeit des Haushaltes und die größte Nützlichkeit, während der Löwe für ihn das Sinnbild des starken Beschützers ist. Hinter den Klageweibern folgten Freunde und Bekannte der Familie und eine Menge von Neugierigen. Den Schluß bildete ein Haufen halbnackter Kinder deren Aufmerksamkeit jedoch bei unserem Anblicke sofort von dem Begräbniß abgelenkt wurde, denn als wir uns wieder in Bewegung setzten nachdem der Trauerzug den Friedhof betreten hatte, folgte uns die Schaar auf's Hartnäckigste bis wir die Pompejussäule erreicht hatten.

Die jungen Damen wollten dem kleinen Bettelvolke, welches nach Bakschisch schrie, einige Piaster zuwerfen, doch gelang es mir, noch rechtzeitig dieses zu verhindern. Es war mir nämlich aus eigener Erfahrung bekannt, daß dies die Sache nur verschlimmern würde. Peitschenhiebe sind das Einzige, was diese jungen, egyptischen Faulpelze im Zaume halten kann, die, wenn man ihnen einen Piaster zuwirft, sich wie eine Lawine vermehren, ehe man Gelegenheit hat, ihnen zu entkommen.

Wir standen nun am Fuße des Schutthaufens, auf dem sich die Pompejussäule, das einzige guterhaltene Denkmal aus dem alten Alexandrien erhebt. Die Annahme, daß diese Säule in irgend welcher Beziehung zu dem großen Römer steht, ist längst als falsch verworfen worden. Selbst der Präfect Pompejus, der dem Kaiser Diokletian eine Statue auf der Spitze derselben errichten ließ, hat mit der Entstehung der Säule selbst nichts zu thun gehabt, da dieselbe entschieden viel älteren Ursprungs ist. Man möchte sich gerne selbst täuschen und diese Stätte als den authentischen Ort betrach-

ten, an welchem Pompejus unter den Dolchen der Mörder seine Seele ausgehaucht hat, aber es ist zu gut bekannt, daß dieser historische Akt in Pelusium und nicht in Alexandrien stattfand. Mit dieser Thatsache verliert das Denkmal jedwedes Interesse, da es auch jeder künstlerischen Bedeutung entbehrt. Auch die am Fuße der Säule freigelegten



Ein arabischer Friedhof in Alexandrien.

Grabanlagen, sowie die unfern gelegenen Katakomben bieten nichts Sehenswerthes. Von dem berühmten Serapeum, welches in der Nähe der Pompejussäule gestanden haben soll, ist jede Spur verschwunden, der alte Pharus, einst eines der sieben Weltwunder, ist längst von den Wellen verschlungen und der neue Leuchtthurm steht nicht einmal

an historischer Stelle. Man sieht also, daß für den Archäologen in Alexandrien nicht viel zu holen ist.

Das Museum griechisch-römischer Alterthümer ist immerhin interessant genug, wenn man die Schätze des Museums von Gizeh noch nicht kennen gelernt hat. Wir besichtigten dasselbe am Nachmittage, nachdem wir den Rest des Vormittags mit einem Spazierritt längs des Ufers des Mahmudie-Canals, der Alexandrien mit dem Nil verbindet, und dem Besuch des schönen Gartens des reichen Griechen Antoniades zugebracht hatten. Am interessantesten in der Sammlung erschien den Damen der Marmorkopf einer Frau mit abnehmbarer Haartracht, die es ermöglichte, dem Wechsel der Mode zu folgen, und die darüber entstehende Debatte war so lebhaft, daß den noch zu besichtigenden Dingen keine weitere Aufmerksamkeit geschenkt wurde.

Am Abende hatten wir Gelegenheit, einem Ballfest im Hotel als Zuschauer beizuwohnen, bei dem die farbenreichen Uniformen der englischen Offiziere die Hauptrolle spielten, da sie den schönen Tänzerinnen und den wenigen Civilisten gegenüber in der Mehrzahl waren.

Der folgende Mittag fand uns auf dem Bahnhofe nahezu eine Stunde vor der Abfahrtszeit. Zeit ist kein Geld in Egypten und wenn man eine beträchtliche Anzahl von Gepäckstücken zu expediren hat, so ist eine Stunde zur Besorgung dieses Geschäftes sowie zur Lösung von Fahrkarten gar nicht viel. Die Billet-Kasse wird z. B. häufig schon zehn bis fünfzehn Minuten vor Abgang des Zuges geschlossen. Dabei heißt es die Augen fortwährend offen halten, denn kaum hält der Wagen vor der Station, so stürzt sich eine Horde von Trägern auf das Gepäck und läuft damit in die Bahnhalle ohne auf Proteste zu achten und nur wenn man einen guten Dragoman mit sich hat, kann man sicher sein, daß Alles gut abläuft.

Was die Eisenbahnen selbst betrifft, so ist deren Be-

nützung nur erster Klasse anzurathen. Ich habe mich während meiner ersten Reise in Egypten einmal bewogen gefunden, die zweite Klasse zu benützen und die Erinnerung daran genügt noch heute, mir die gute Laune zu verderben. Es war ein heißer Tag gewesen und ich hatte durch frühzeitiges Kommen noch einen Platz am Fenster erhalten. Bald nachher füllte sich der Waggon mit einer Menge arabischer und griechischer Händler und Landleute die, wie es schien, einen großen Theil ihrer Waaren und Habseligkeiten mit sich schleppten, denn nicht nur der Raum unter den Sitzen, in dem Gang und auf den Gestellen über den Bänken wurde mit Handtaschen, Körben, Säcken und Bündeln aller Art überfüllt, sondern die meisten Passagiere hatten außerdem noch irgend ein größeres Gepäckstück im Schooße. Es war für den Conducteur eine Schwierigkeit, sich durch diese Hindernisse behufs Controllirung der Fahrkarten durchzuarbeiten. Er schien jedoch daran gewöhnt zu sein und erhob keinen Einspruch gegen diese Verwandlung eines Personenwagens in einen Gepäckwagen. Bald nach der Abfahrt wurden Taschen und Körbe geöffnet und es dauerte nicht lange, so war jedes freie Plätzchen am Boden mit Papier, leeren Weinflaschen, Bananen und Orangenschalen, Knochen und sonstigen Ueberresten gefüllt. Der durch die geschlossenen Fenster eindringende feine Staub, der dicke Zigarettenrauch, die Knoblauchgerüche und die Schweißausdünstungen der Passagiere machten den Aufenthalt im Waggon vollends unerträglich. Da meine Reise glücklicherweise nur zwei Stunden in Anspruch nahm, verließ ich bald meinen Sitz und hielt mich stehend nahe der halbgeöffneten vorderen Thüre auf, wo ich reinere Luft athmen konnte.

Eine andere Eigenthümlichkeit egyptischer Eisenbahnen besteht darin, daß die einheimischen Passagiere, selbst der dritten Klasse, sich erlauben, während der Fahrt von einem Ende des Zuges zum anderen durch die Waggons zu gehen,

um ihre Neugierde zu befriedigen, die soweit geht, daß sie selbst geschlossene Abtheilungen der ersten Klasse öffnen und ihre Köpfe hineinstecken um zu sehen, was darinnen vorgeht. Bei einer solchen Gelegenheit war ich einmal Zeuge, wie ein knurriger deutscher Reisender einem dieser neugierigen Araber durch das heftige Schließen der Thüre einen Finger



Arabische Familie.

zerquetschte. Hätte der braune Kerl seinen Kopf nicht rasch zurückgezogen, so wäre er vielleicht guillotinirt worden.

Der Schnellzug, den wir benutzten, war diesmal nicht überfüllt und da der Staub in dieser Jahreszeit nicht gar zu arg ist, konnten wir den Anblick der an uns vorüberflie-

genden Landschaft mit Vergnügen genießen. Die Bahn übersetzt bald nach der Abfahrt den Mahmudie-Canal, dessen Ufer entlang sie dann bis Damanhur führt. Rechts und links vom Bahndamm erstrecken sich große Wasserflächen, von denen eine der See Abukir und die andere der mareotische See, von den Arabern Beheret Maryut genannt, ist. Weiterhin kommen dann elende Fellachendörfer, deren schmutzige Lehmhütten von graziösen Dattelpalmen überragt werden. Auf den Baumwollfeldern sieht man einige Bauern arbeiten und regungslose Esel in der Sonne stehen. Am malerischsten sind die häufigen Kameelzüge, die auf den Dämmen dahinziehen und sich scharf gegen den blauen Himmel abzeichnen. Im Ganzen genommen ist die Landschaft von keinem besonderen Reiz, doch bietet sie dem Reisenden, der zum ersten Male in das Innere Egyptens eindringt, ihrer Characteristik halber großes Interesse. Später wird sie monoton.

Auf der Strecke von Alexandrien bis Cairo giebt es nur zwei größere Stationen, Damanhur, die alte Horusstadt, und Tantah. Der Anblick der ersteren Stadt, deren Häuser und Minarets auf einem Hügel stehen, ist recht malerisch und nur einige Fabrikschornsteine zwischen den Letzteren beeinträchtigen den harmonischen Eindruck. Derartige moderne industrielle Anlagen und Beförderungsmittel wirken oft störend im Anblick einer egyptischen Landschaft wie überhaupt der allgemeine Fortschritt in allen von dem Touristenstrom überschwemmten klassischen Ländern den erwarteten Reiz gerade an den ehrwürdigsten Stellen häufig fast ganz zu nichte macht. Anderseits muß man gestehen, daß diese Neuerungen viel von den Mühseligkeiten früherer egyptischer Reisen beseitigt haben und wesentlich zu dem materiellen Comfort von Vergnügungsreisenden beitragen. In Wirklichkeit leidet ja auch nur die Sentimalität darunter und für die große Mehrzahl der Touristen ist es ziemlich

gleichgültig, ob sie mittelst elektrischer Tram zu den Pyramiden, oder mittelst Eisenbahn nach Luxor und Karnak gelangen. Die Meisten ziehen diese Beförderungsart dem Esel, dem Kameel und der Dahabieh vor.

Nach dreieinhalbstündiger Fahrt trifft der Schnellzug in Cairo ein. Der Bahnhof ist modern und, wie üblich, wird der Zug von Hotelagenten, Portiers, Dolmetschern und Trägern erwartet, die sich gegenseitig um die Reisenden und ihr Gepäck streiten. Die Concurrenz ist besonders zwischen den Ersteren groß und wenn man nicht schon im Vorhinein sein Hotel gewählt hat, wird man von den Anpreisungen der verschiedenen Gasthöfe so verwirrt, daß es schwer fällt, eine Wahl zu treffen. Im Nothfalle unterbieten die Agenten sich gegenseitig im Preise und es kommt auf diese Weise, wie bei anderen Streitenden, häufig vor, daß der Dritte, in diesem Falle der Passagier, den Nutzen davonträgt. Die Damen waren geneigt, das wohlbekannte, um diese Saison jedoch stets überfüllte Shepheard Hotel zu wählen, folgten jedoch meinem Rathe indem sie, wenigstens für die erste Zeit, in dem Eden Palace Hotel, einem neueren aber vorzüglichen Gasthofe gegenüber dem Esbekieh-Garten Quartier nahmen, dessen Besitzer mir persönlich bekannt war.

VIII.

Cairo. — Tobey und Jim Corbett. — Straßenbilder. — Egyptische Hausirer. — Im Bazaar. — Hotelwesen. — Der Fischmarkt. — Arabische Märchenerzähler. — Derwische. — Religiöser Humbug.



ein erster Weg am Morgen nach unserer Ankunft galt dem Place de l'Opera, wo ich am Fuße der Statue Ibrahim Pascha's meinen alten Freund Tobey zu finden hoffte. Ich wurde nicht enttäuscht. Tobey war auf seinem gewöhnlichen Standplatze und, was ich kaum zu hoffen wagte, mit ihm war unser gemeinschaftlicher Freund Jim Corbett. Doch während Tobey's Augen bei meinem Anblick aufleuchteten und er mir mit allen Zeichen der aufrichtigen Freude seine braune Hand reichte, blieb Jim völlig apathisch und nicht einmal ein Spitzen seiner langen Ohren beim Klang meiner Stimme, als ich ihn begrüßte, verrieth, daß er sich noch meiner erinnerte. Der Undankbare! Wie oft hatte ich ihm doch eine schöne Stange Zuckerrohr gekauft, um seinen moralischen Muth aufrecht zu erhalten, wenn ich merkte, daß er bei einer unserer Excursionen in der Stadt oder Umgebung müde geworden war. Da war Tobey ganz anders! Er erinnerte sich jedenfalls noch recht gut des fetten Bakschisch's, den ich ihm bei meiner Abreise in die Hand gedrückt hatte . Aber Tobey war ein Mensch, wenn auch nur ein einfacher Eseljunge während Jim Corbett ein gewöhnlicher Esel war. Doch thue ich eigentlich Beiden Unrecht. Tobey war kein Eseljunge wie alle seine beturbanten und langkitteligen Kameraden und Jim war ein ganz ungewöhnlicher Esel.

Es wird den Leser interessiren zu erfahren, auf welche Weise ich die Bekanntschaft dieser Beiden gemacht habe. Während meines vorjährigen Aufenthaltes in Cairo stand ich eines Tages an derselben Stelle am Fuße des Ibrahim Denkmals und unterhandelte mit mehreren der Eseljungen, die hier ihren regelmäßigen Standplatz haben, über einen Ausflug nach Heliopolis. Keines der Thiere entsprach jedoch meinen Anforderungen. Während ich noch zögerte und den Jungen begreiflich machen wollte, daß ich einen größeren und stärkeren Esel brauchte, rief einer derselben in gebrochenem Englisch aus, indem er auf einen im vollen Galopp aus der Sharia el Maghrabi herankommenden Reiter zeigte: "Here come Tobey—him good donkey!" Der galoppirende Eseljunge blieb dicht vor mir stehen und schwang sich aus dem Sattel. Er war ungefähr 21 Jahre alt und von bedeutend intelligenterem Aussehen als seine Kameraden. Sein Esel war ein starkes, schönes Thier und sein weißes Fell zeigte an den Hinter- und Vorderbeinen die mittelst Rasirmessers erzeugten und bei den Cairenser Eseljungen so beliebten Verzierungen in besonders sorgfältiger Zeichnung. Auch sein Sattelzeug war in bester Ordnung. Tobey war natürlich sofort gewahr, um was es sich handelte und wandte sich in etwas besserem aber immerhin stark gebrochenen Englisch an mich.

„Sie nehmen meinen Esel", sagte er, „Jim Corbett bester Esel in Cairo."

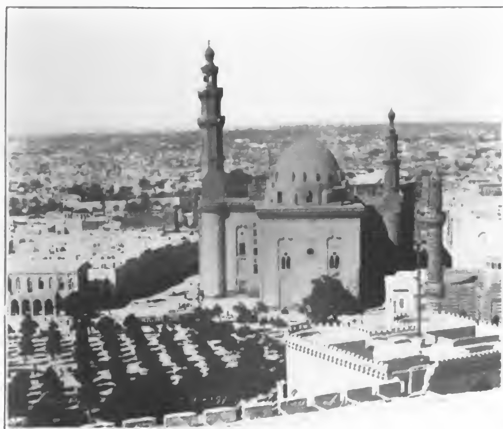
Und mich näher in's Auge fassend, fuhr er überrascht fort: „Sie Chicago Mann — ich sie kenne! Sie mich nicht kennen?"

Ich verneinte verwundert.

„Was!" sagte er, „Sie nicht kennen Tobey, Eseljungen von Straße von Cairo in Chicago Ausstellung?"

Nun ging mir ein Licht auf. Mein Beruf hatte mich

während der columbischen Weltausstellung in Chicago fast täglich in die Midway-Plaisance und sehr häufig in die „Straße von Cairo“ geführt und meine Physiognomie war dem damals noch sehr jugendlichen Eseljungen, den die Unternehmer nach Amerika mitgenommen hatten, so vertraut geworden, daß er sie nach fünf Jahren wiedererkannte. Auch ich erinnerte mich nun seiner und es war selbstverständ-



Ansicht von Cairo.

lich, daß ich während meines ferneren Aufenthaltes in Cairo ausschließlich Tobey's (sein eigentlicher Name war Mohammed) und Jim Corbett's Dienste in Anspruch nahm, wenn es sich um einen Ausflug zu Esel handelte.

Jim Corbett hatte viele gute Eigenschaften, aber so wie starkes Licht auch starke Schatten wirft, so hatte er eine Eigenthümlichkeit, die beinahe seine anderen Vorzüge ver-

dunkelte. Er erhob nämlich ein fürchterliches Gebrüll, so oft er einer holden Vertreterin des schwächeren Eselsgeschlechtes begegnete, und war diese besonders anziehend, so blieb er brüllend so lange stehen, bis sie seinen Augen wieder entschwunden war. Alles Schlagen und Stoßen war in diesem Falle umsonst; Jim's Gallanterie ließ ihn Schmerz und Beleidigung ruhig ertragen. Ich verzieh ihm stets gerne, da er nach einem solchen Ständchen gewöhnlich in doppelt raschem Tempo weiter trabte. Aber als er eines Tages vor Shepheard's Hotel einer besonders reizenden Eselin begegnete und durch sein sonores Liebeslied die Aufmerksamkeit der Hotelgäste auf der Terrasse auf sich lenkte, während Tobey und ich ihn durch Stöße und Schläge nicht von der Stelle bringen konnten, da hatte meine Geduld ein Ende. Von damals an bestieg ich Jim Corbett nur mehr außerhalb des europäischen Viertels und nur die Rücksicht auf Tobey bewog mich, ihn überhaupt wieder zu benützen.

All dieses war nunmehr in der Freude des Wiedersehens vergessen und ich engagirte wieder Beider Dienste mit dem Auftrage an Tobey, für weitere sechs Esel zu sorgen, auf denen wir vorerst das arabische Viertel und die Bazaare besuchen wollten.

In den letzteren Jahren hat der Eseljunge und sein Thier viel von seiner früheren Popularität bei den Fremden eingebüßt und die Miethsdroschke, die vielfach seinen Platz usurpirt hat, bedroht fast seine Existenz. Doch giebt es kein besseres Beförderungsmittel, wenn man das interessante Leben in den engen, schlüpfrigen Straßen der einheimischen Quartiere kennen lernen will, die man nicht gut zu Fuß durchstreifen kann und die für Wagen nicht breit genug sind.

Die Gesellschaft war bereit, als Tobey nach einer halben Stunde mit den nöthigen Eseln und Jungen vor unserem Hotel erschien. Billy, dem das Aussehen Jim Corbett's be-

sonders gefiel, bat mich, ihm denselben zu überlassen. Ich that dies gerne und bestieg selbst einen großen „Moses“, während die Damen sich mit je einem „McKinley“, „John L. Sullivan“, „Mary Anderson“, „Gladstone“ und einem kleinen „Moses“ begnügen mußten. Auf den geduldigen Rücken dieser Persönlichkeiten waren wir bald mitten in dem Gewühl und Gedränge des arabischen Quartiers in der Nähe des Bazaars.

Dieselben Eindrücke, die ich bei meinem ersten Besuche von Cairo empfing, machten sich wieder so lebhaft geltend wie damals, als ich zum ersten Male aus dem Hotel auf die Straße trat und mich nach kurzer Orientirung in der Muski und ihren Seitenstraßen von dem so echt orientalischen, lärmenden und malerischen Straßenleben umgeben sah, welches die Stadt für den Fremden so anziehend und unvergeßlich macht. Die modernen Quartiere von Cairo sind wohl schön und das bunte Gewimmel vor den großen Hotels in der Sharia Kamel Pascha und anderswo in der Nähe der Esbekieh ist interessant und farbenreich, aber moderne Architectur und starke Beimischung europäischen Lebens rauben hier den echt morgenländischen Character, welcher den arabischen Stadttheilen in so reichem Maße zu eigen ist.

Wenn man die Letzteren durchstreift, so fühlt man sich häufig zurückversetzt in die Zeit des Harun al Raschid und gar viele der Typen, denen man hier begegnet, erinnern unwillkürlich an die Charactere von Tausend und einer Nacht. Der Lärm in den Straßen, über denen nur ein schmaler Streifen blauer Himmel sichtbar ist und die wie Engpässe erscheinen, ist ohrenzerreißend und das Gewühl in denselben förmlich beängstigend. Fußgänger, Reiter zu Pferd und zu Esel, Lastkameele, Handkarren und Palankine drängen einander und die Warnungsrufe von Treibern, das Geschrei der Esel, das Gebrüll der Kameele und die monotonen Aus-

rufe der zahlreichen Hausirer mischen sich in einem solchen Chaos von Getöse, daß man sich in ein Bedlam versetzt glaubt. Man wird ganz verwirrt und es dauert eine Weile ehe man sich genügend fassen kann, um die Einzelheiten des Straßenbildes zu unterscheiden und all das Neue und Ueberraschende in sich aufzunehmen, welches zuerst in der wirren Masse verloren geht.

Die auffallendsten Figuren in diesem Gedränge, wenn auch in starker Minderheit, sind die zumeist in weite, düstere Kleidung gehüllten Frauen, deren Gesichter mit einem schwarzen oft bis an die Füße reichenden Bourko verdeckt sind, der durch ein Messing- oder Holzornament oberhalb der Nasenwurzel an ein Stirnband befestigt ist. Häufig tragen dieselben ein nacktes Kind rittlings auf der Schulter oder balanciren einen Krug auf dem Kopf. Zahlreich sind die „Hemali", Verkäufer eines mit Orangenblüthen parfümirten Getränkes, welches aus einem großen, auf dem Rücken getragenen und mit Messing beschlagenen Gefäß verabreicht wird. Die Wasserverkäufer, „Sakki", tragen noch immer wie zu Abraham's Zeiten ihre Waare in einem Ziegenschlauch auf dem Rücken. Dieser Typus ist jedoch auf das Aussterbe-Etat gesetzt, da die moderne Wasserleitung jetzt schon die ärmeren Stadttheile mit Wasser versorgt und dort öffentliche Trinkstellen errichtet worden sind.

Händler von Früchten, Gemüsen und Süßigkeiten, sowie die Besitzer von fliegenden Garküchen, lassen sich überall hören. Ihr Ruf klingt mitunter ganz musikalisch und die Anpreisungen ihrer Waaren zeitweilig sehr poetisch. So übersetzte uns Tobey den Ausruf eines Obsthausirers wie folgt: „Feigen, Feigen, süße Feigen! süßer wie frische Sahne! — Orangen! Feigen! Wahre Engelsspeise voller Honig! — Macht die Kranken gesund!" Noch komischere Ausrufe hörten wir eines Tages in einer entlegeneren

Straße von einem Manne der keinerlei Waaren mit sich führte. Es war ein Schlächter und was er verkündete war Folgendes: „Morgen, Leute, werde ich ein junges Kameel schlachten! — Sein Fleisch wird zart und süß sein wie das eines Lämmchens! Wer davon ißt, wird zufrieden sein! Wenn Ihr süßes, junges Kameelfleisch gerne esset, kommt zeitig! — Das Pfund kostet nur drei kleine Piaster!“



Einladung zu einer arabischen Hochzeit.

Die Gerüche der Garküchen sind nichts weniger als verlockend. Ebensowenig sind es die Speisen die ausgeboten werden, und wenn man die Kunden sieht, welche dieselben auf der Straße stehend oder an einer Wand hockend, mit dem größten Appetit verzehren, so denkt man unwillkürlich: “de gustibus non est disputandum.”

Unter den Handwerkern, die ihr Gewerbe in kleinen offenen Buden oder auch nur unter einem Zeltdache betreiben, sind Schneider und Schuster in der Mehrzahl. Doch sieht man auch häufig Schmiede, Klempner, Weber, Bäcker, Drechsler und "last but not least" Barbiere. Es gewährt viel Spaß, die Letzteren zu beobachten wie sie ihren Kunden die Köpfe rasiren bis sie wie Billardbälle glänzen. Aber die Werkzeuge, die im Gebrauch sind, gehören oftmals einer Periode an, die Jahrhunderte zurückdatirt.

Die Kleidung all dieser Leute ist ein langer, auf der Brust offener Talar, und deren Kopfbedeckung der Turban in verschiedenen Farben. Am häufigsten ist der weiße Turban, der allen Nachkommen des Propheten zukommt. Die Mekkapilger zeichnen sich durch einen solchen von grüner Farbe aus, während Kopten und Juden zumeist schwarze Turbane tragen und auch sonst in dunkle Farben gekleidet sind. Die Geistlichkeit, „Ulemas", ist durch eine höhere Kopfbedeckung kenntlich, deren Falten besonders regelmäßig gewickelt sind.

Der Anblick dieser bunten Straßenbilder gewährt im Allgemeinen jedem Beschauer viel Vergnügen, aber die Damen waren von denselben so entzückt, daß wir nur langsam vorwärts kamen, weil dieselben überall stehen bleiben wollten. Billy hatten wir mehrere Mal aus den Augen verloren, woran jedoch weniger seine Schaulust als der gallante Jim Corbett Schuld war. Als wir die Bazaare erreichten, stiegen wir ab und gingen zu Fuß durch dieselben. Die engen, von Sonnenschutzdächern überspannten Gäßchen gestatten nämlich Fußgängern kaum Platz genug zum Passiren. Die hier ausgestellten Waaren, sowie die Buden und Werkstätten der Händler können kaum mit dem reichen, großen Bazaar von Constantinopel verglichen werden, aber das Leben ist ungleich malerischer und interessanter. Das scharfe

Auge der pfiffigen Händler hatte bald die Unerfahrenheit unseres jungen Völkchens entdeckt, welches vor jedem Laden stehen blieb, sich um Preise erkundigte und sich nur allzuleicht zum Kaufen verlocken ließ. Ich hielt die Damen oft nur mit Mühe zurück Dinge um einen Preis einzukaufen, der das Fünffache des wirklichen Werthes repräsentirte und dies zog mir natürlich den Unwillen der gierigen Händler zu. Selbst Tobey, der, wie ich wußte, besonderes Interesse an den Einkäufen hatte, war mit mir nicht ganz zufrieden. Er war trotz seiner abendländischen Reisen und Erfahrungen noch immer Orientale genug, um die Uebervortheilung eines Käufers, besonders eines Ungläubigen als verdienstliches Werk zu betrachten.

Gegen Mittag kehrten wir mit tüchtigem Appetit in's Hotel zurück. Was das Letztere betrifft, so ist es vielleicht hier am Platze zu sagen, daß Unterkunft und Verpflegung kaum etwas zu wünschen übrig ließen. Ueberhaupt ist das Hotelwesen in Cairo und anderen von Touristen berührten Plätzen in Egypten ein so vorzügliches, daß es dem verwöhntesten Geschmack entsprechen muß. Die Küche ist im Allgemeinen französisch, reichlich und gut, die Zimmer geräumig und bequem eingerichtet und die Bedienung aufmerksam. Die Letztere besteht mit Ausnahme weniger europäischer Stubenmädchen, die ausschließlich zur Bedienung weiblicher Gäste bestimmt sind, aus Arabern, die gleichartige Costüme aus weiten Pluderhosen, kurzen, gestickten Jacken und den Tarbusch tragen. Unter solch' günstigen Hotelverhältnissen und mit dem herrlichen Wetter, welches von November bis Mitte März in Cairo herrscht, darf es nicht Wunder nehmen, wenn die Stadt in den letzten Jahren das cosmopolitische Mekka von Vergnügungsreisenden geworden ist, die weniger durch den klassischen Boden als durch die moderne Luftkurort-Atmosphäre angezogen werden. Für die letztere Klasse bietet Cairo genügend, um einen Winteraufenthalt ange-

nehm und kurzweilig zu machen. Der Esbekieh-Garten, ein schöner Park im Centrum der Stadt und in unmittelbarer Nähe der Hotels, enthält ein Sommertheater, Cafés und Restaurants, wird jedoch von den Fremden lange nicht genügend gewürdigt, da dieselben es vorziehen, ihre Nachmittage auf den Terassen des Shepheard und New Hotel's zu verbringen, statt der egyptischen oder englischen Militärmusik im Park zu lauschen. Oper, Bälle und andere Vergnügungen, gute Miethswagen und elektrische Straßenbahnen tragen das Ihrige dazu bei, um solchen Reisenden nichts von ihren gewohnten Zerstreuungen und Annehmlichkeiten vermissen zu lassen.

Mir aber thut Jeder aufrichtig leid, der hierher kommt, um seine Tage mit Theetrinken auf den Hotelterassen, Spazierfahrten nach Schubra und dem Gezireh-Palace Hotel und seine Abende in der Oper zuzubringen, statt sich hineinzustürzen in dieses fremdartige, interessante Leben, wo man von Tag zu Tag stets Neues sieht, die prächtigen Moscheen und arabischen Baudenkmäler zu bewundern und besonders die unerschöpflichen archäologischen Schätze des Gizeh-Museums zu studiren. Die Sphynx und die Pyramiden wird wohl kaum Jemand vermissen zu sehen. Doch giebt es auch solche Käuze. So begegnete ich einem Franzosen, der sich mehrere Tage in Cairo aufgehalten hatte und abgereist war, ohne die Pyramiden gesehen zu haben. Aber er erzählte mit viel Vergnügen von dem schönen Gezireh-Hotel, auf dessen Terasse er sich jeden Nachmittag sehr gut unterhalten hatte, und er hatte auch den „Fishmarket" gesehen.

Dieses Quartier, welches bereits früher erwähnt wurde, ist wohl sehenswerth, aber nur für Diejenigen, welche die niedrigsten Schichten der Bevölkerung in ihrer tiefsten moralischen Verderbtheit kennen zu lernen wünschen. Es giebt ähnliche Quartiere in den Hauptstädten und großen Häfen

vieler Länder in Europa, Amerika und Asien, aber nirgends etwas was dem tiefen moralischen Schmutz und dem scheußlichen Laster nur annähernd nahe käme, welche in den krummen und winkeligen Gäßchen des „Fishmarket“ zur Schau gestellt werden. Tagsüber sind dieselben fast verödet; die Bewohner und hauptsächlich die Bewohnerinnen haben sich in ihre ekelhaften Höhlen zurückgezogen und man sieht höchstens einen betrunkenen englischen Soldaten von einer Spelunke in die andere wanken bis ihn die geschminkten Lockvögel in den letzteren, die dem tiefsten Abschaum europäischer Prostitution angehören, seines letzten Piasters entledigen. Des Abends öffnen sich die geschlossenen Thüren und die vergitterten Fensterläden zu ebener Erde. Hinter diesen zeigen sich nun auf zerfetzten Teppichen, auf dem Boden kauernd und Zigaretten rauchend, die entsetzlichsten Geschöpfe weiblichen Geschlechts die man sich nur vorstellen kann. Es sind durchweg Araberinnen und Negerinnen vom hellsten Braun bis zum tiefsten Schwarz und ihre vom Laster gestempelten Gesichter lassen sie hinter den schweren Gittern wie zur Schau ausgestellte Thiere in einer Menagerie erscheinen. Aus verschiedenen Eß- und Trinklokalen ertönt der monotone Klang arabischer Musikinstrumente und durch die offenen Thüren sieht man Tänzerinnen und Zuschauer in buntem Durcheinander. Von einer Vorstellung auf einer Bühne ist keine Rede und die Tänzerinnen erscheinen oft tanzend vor der Thüre des Lokals, um Besucher anzulocken. Aus den Fenstern der oberen Stockwerke lehnen sich schwarze und braune, alte und junge Sirenen und ihre Anrufe gelten dem neugierigen Touristen ebenso als dem schmutzigen Fellah, dem finster d'reinsehenden Beduinen, dem rothröckigen Soldaten, den Eseljungen und dem sonstigen arabischen Gesindel, aus dem die dichte Menge in den Gäßchen besteht. Um diesen Lockungen zu widerstehen, muß man sich nicht gerade wie Ulysses und seine Gefährten festbinden lassen.

Es ist keine Gefahr vorhanden. Die Sirenen sind nichts weniger als verführerisch.

Das Innere der Häuser, die man gegen einen kleinen Bakschisch betreten mag, ist ebenso schmutzig und ekelhaft als die Buden, die man von der Straße aus beobachten kann. Auffallend sind die Anzahl der Kinder und halberwachsenen Knaben, die einen Theil der Menge bilden und die sich gerade



Banyanbaum im Esbekieh Garten, Cairo.

dort am meisten zudrängen, wo die moralische Atmosphäre für sie am schädlichsten ist. Die wenigen einheimischen Sicherheits-Wachleute, die sich apathisch in der Menge umherbewegen, kümmern sich um Nichts und nur wenn Raufereien entstehen, schreiten sie möglicherweise ein. Solche kommen übrigens höchst selten vor, denn die egyptischen Ara-

der sind wohl große Maulhelden die sich stundenlang Schimpfnamen an den Kopf werfen und sich mit ihren Stöcken bedrohen, aber zum Schlagen kommt es selten.

Es ist erstaunlich, daß die englische Regierung die einzig und allein für den merkwürdigen Fortschritt und die wesentlichen Verbesserungen verantwortlich ist, welche Egypten heute in die Zahl der civilisirten Staaten einreihen, und welche Cairo zu einer schönen, halbmodernen Stadt gemacht haben, diesen Lasterpfuhl und Schandfleck in seiner heutigen Form bestehen läßt. Die einzige Erklärung, die man hierfür finden kann, ist, daß man größerer, politischer Ziele willen, wie in Indien, weder in das religiöse noch moralische Leben der Einheimischen eingreift und nöthige Reformen nur langsam durchführt. Dies ist vielleicht Staatsweisheit und gute Politik, aber etwas ließe sich denn doch schon heute in der Sache thun, um wenigstens das Abscheulichste, das perverse Laster zu verhüllen, wenn es nicht auszurotten geht.

Es giebt in Cairo noch wie vor Hunderten von Jahren, zahlreiche Märchenerzähler, und das naive Volk drängt sich noch heute wie zur Zeit Sultan Saladin's auf der Straße oder in den Kaffeehäusern um dieselben und hört mit Entzücken und Andacht den abenteuerlichen oder obszösen Geschichten zu, welche dieselben vortragen. Einen solchen „Scha-ir", eine wahre Figur aus Tausend und einer Nacht mit großem Turban und langem, weißen Bart, hörten wir eines Abends in einem arabischen Kaffeehause, welches wir unter Führung Tobey's betreten hatten. Die Menge lauschte auf's Andächtigste dem Erzähler, der durch häufige „Allahu Akbar"-Rufe, Zeichen der höchsten Bewunderung, unterbrochen wurde, bei welchen Gelegenheiten ein neben dem Erzähler sitzender Musikant energisch auf seine „Darabuke" einhieb. Wir versuchten uns durch Tobey den Text der Erzählung verdolmetschen zu lassen, aber er war so vertieft im Anhören, daß er uns kaum anhörte. „I tell you by um

bey" war Alles, was wir aus ihm herausbekommen konnten. Als die Erzählung endlich beendigt und Tobey sich mit dem übrigen Publikum, welches uns bis jetzt keine Aufmerksamkeit geschenkt hatte, fast heiser geschrien hatte, gelang es uns den Inhalt derselben zu erfahren. Die Geschichte drehte sich um eine mohammedanischen Jüngling, der zahllose Abenteuer mit Heiden und Christen erlebte, in deren Verlauf er stets als Sieger, oft gegen eine große Ueberzahl von Feinden hervorging und Hunderte von Ungläubigen erschlug. Die häufigen „Allahu Akbar"-Rufe bezeichneten jedesmal den Tod eines oder mehrerer Heiden oder Christenhunde und das Publikum wurde nicht müde, den ganzen Abend der mehrfachen Wiederholung dieser Geschichte mit größter Aufmerksamkeit zu lauschen.

Ueber die heulenden Derwische, die sich an Freitag-Nachmittagen gegen ein Entrée in Gegenwart von zahlreichen Touristen produziren, wird wohl Jeder schon gehört haben. Diese Vorstellungen üben ein eigenthümliches Interesse auf den Zuschauer, obwohl derselbe nicht weiß, ob die Extase, in welche sich die Derwische durch die heftigen Bewegungen des Oberkörpers und durch unaufhörliche Wiederholung des islamitischen Glaubensbekenntnisses, sowie rasch hervorgestoßene „Hu-hu"-Ausrufe bringen, eine echte oder erkünstelte ist. Dem Anscheine nach ist sie echt, denn mitunter fällt ein solcher Derwisch, den Schaum vor dem Munde, in krampfhaften Zuckungen zu Boden, ohne daß sich jedoch die Uebrigen in diesem Falle um ihn bekümmern.

Ungleich interessanter war die spezielle Vorstellung eines „Ilwan"-Derwisches, der wir einmal in einem kleinen Raume eines alten Hauses im arabischen Quartier beiwohnten. Nachdem sich derselbe durch ähnliche Bewegungen wie die heulenden Derwische in die nöthige Extase gebracht hatte, hüllte er sich unter fortwährenden Umdrehungen in ein brennendes Gewand, wobei er die Flammen an sich

emporzüngeln ließ. Er leerte hierauf ein halb mit Wasser und halb mit Oel gefülltes Glas, in dem ein brennendes Nachtlichtchen schwamm und zerbiß schließlich dasselbe, die Bruchstücke zwischen den Zähnen zu Pulver zermalmend, welches er unter Grimassen hinunterwürgte. Dabei lief ihm allerdings das Blut aus den Mundwinkeln herab. Nachdem er noch ein Paar glühende Kohlen verschluckt hatte und sich die Augen mit einem eisernen Nagel auszubohren im Begriffe war, hatten wir an der Vorstellung genug und entfernten uns.

Dem Reisenden, der mit frommer Leichtgläubigkeit nach Cairo kommt, ist Gelegenheit gegeben, in der Besichtigung von Stätten, die mit Ereignissen der biblischen Geschichte und des neuen Testaments in Verbindung gebracht werden, Freude und Genugthuung zu finden. Man muß jedoch unbedingt Paulus und nicht Saulus sein, wenn man mit andächtigen Gefühlen in den Josefsbrunnen auf der Citadelle hinabsteigen soll, den die Führer verschiedentlich als den identischen Schacht bezeichnen, in den Josef von seinen Brüdern geworfen wurde, oder auch als den Kerker, in dem ihn Frau Potiphar besucht haben soll. Eine andere "**soit disant**" biblisch-historische Stätte ist die in einiger Entfernung von Cairo gelegene Mosesquelle, in deren Nähe der jüdische Gesetzgeber die Schafe seines Schwiegervaters Jethro gehütet hat. Die Gegend muß jedoch damals ganz anders ausgesehen haben, denn außer einer mit Wasser gefüllten Felsspalte ist Nichts zu sehen, was selbst das dümmste Schaf veranlassen würde, diesen Ort als Weideplatz zu wählen. Auf Meilen in der Umgebung ist kein Grashalm, kein Strauch zu sehen.

Bei einem Besuch der Insel Rhoda, wo wir den Nilmesser und den mit schmutzigen Lappen über und über behängten Wunderbaum der heiligen „Mandura„, der die Kranken ihre Verbände opfern, besichtigt hatten, wurde uns die identische

Stelle am Nilufer gezeigt, wo der kleine Moses von der Tochter des Pharao im Schilf gefunden wurde. Welche Erinnerungen!

Wenn man den Ausflug nach Heliopolis macht, um den einzigen noch an seiner ursprünglichen Stelle stehenden Obelisken Unter-Egyptens zu sehen, passirt man das Dorf Ma-



Die Pyramiden von Gizeh.

tariye. In einem Garten an dem Wege steht der sogenannte Marienbaum in dessen Schatten die heilige Jungfrau mit dem Jesuskindlein auf der Flucht nach Egypten ausgeruht haben soll. Es gehört jedoch viel religiöser Glauben dazu, um diesen Baum mit der Mutter des Heilands in Verbin-

dung zu bringen und man müßte unseren Kalender um mindestens 1500 Jahre verjüngen, um sich vorstellen zu können, daß er ihr und dem Kinde jemals Schutz gewährt hatte. Die Sykomore kann höchstens 300 Jahre alt sein, wenn auch ihr verstümmelter Stamm und ihre knorrigen Zweige die jetzt von einem Schutzgitter umgeben sind, sie älter erscheinen lassen. Zu der frommen Legende hat möglicherweise der Umstand Veranlassung gegeben, daß der Brunnen, aus dem dieser Garten bewässert wird, ein süßes angenehmes Wasser liefert, während die anderen Brunnen in der Nähe stark salzhaltig sind.

Selig sind die da glauben!

IX.

Die Mumien der Pharaonen. — Amerikanisches in Egypten. — Auf der Spitze der Cheops Pyramide. — Mark Twain. — Ein Abenteuer in den Eingeweiden der Pyramide. — Achmed. — Die Stätte von Memphis. — Achmed's Opfer. — Das Grab des Ti. — Die Apisgräber.



So interessant auch das moderne Egypten ist, welches man Gelegenheit hat von allen Seiten in Cairo kennen zu lernen, so sind es doch unstreitig die Denkmäler des alten Pharaonenreiches, die stummen Zeugen einer uralten, hochentwickelten Kultur, welche die stärkste Anziehungskraft auf die Mehrzahl der Fremden hier ausüben. Nirgends läßt sich die Kulturgeschichte dieses räthselhaften Volkes so genau und erfolgreich studiren als in dem großartigen Museum von Gizeh, welches unter seinem Dache Schätze vereinigt, wie sie eine zweite Anstalt dieser Art nicht aufzuweisen vermag. Das offene Buch egyptischer Geschichte, welches in mehr als achtzig Sälen hier zur Einsicht aufliegt, enthält so viel, daß es Monate nehmen würde, um es in seinem ganzen Inhalte kennen zu lernen.

Die herrliche Sammlung ist in einem ehemaligen Palaste Ismail Pascha's untergebracht, der auf halbem Wege zu den Pyramiden inmitten eines kleinen Parkes liegt. Vor dem großen Schloßeingange ruht auf einem erhabenen Postamente der Sarkophag Mariette's, des französischen Egyptologen, dem die Sammlung ihren Ursprung verdankt. Es scheint, als ob seine Leiche noch heute Wacht halten wollte über die Schätze, die er mit Fleiß und Mühe dem alten

Boden entnommen hatte. Man kann nur mit tiefster Ehrfurcht durch diese Säle wandeln, deren Inhalt uns um Jahrtausende zurückversetzt und uns einen klaren, geordneten Blick in das religiöse, künstlerische und häusliche Leben der alten Egypter bietet. Es überkommt Einem ein eigenthümliches Gefühl beim Anblicke der einfachsten Gegenstände



Die Mumie des Sesostris.

wie Stühle, Bettstellen und anderer Hauseinrichtungsstücke, die vor mehr als vier Jahrtausenden in täglichem Gebrauche waren; man betrachtet mit höchstem Interesse die zierlichen Schmucksachen die vor Milennien den Körper einer Pharaonentochter zierten, deren Mumie in einem nebenanliegenden

Saale ausgestellt ist; Gruppen von kleinen, künstlerisch geschnitzten Holzsoldaten lassen vermuthen, daß sie vielleicht einst als Spielzeug einem Königsknaben gedient haben, der später große Heere zu Siegen führte. Die zahlreichen, geschlossenen Särge egyptischer Herrscher und anderer Persönlichkeiten regen zum Nachdenken an, und welche Gedanken steigen erst auf in dem Saale wo unter Glaskästen fünf Königsleichen der XVIII. und XIX. Dynastie, ihrer Mumienhülle entkleidet, daliegen, deren Ruhm einst die alte Welt durchhallte und deren Züge man nur mit andächtigem Schauer betrachtet. Welche Namen! „Amenophis I., Tothmes I., Tothmes II., Ramses II., der große Sesostris, Ramses III." Die Leichen sind zumeist noch gut erhalten, aber wie lange sie es, der schützenden Umwicklung entkleidet, noch bleiben werden, ist fraglich. Man kann die Neugierde des Khediven Tewfik Pascha recht gut begreifen, der diese Mumien aus ihren Bandagen wickeln ließ, um von Angesicht zu Angesicht die Körper der großen Herrscher zu sehen, deren Fund in den Gräbern von Dar el Bahri solch colossales Aufsehen in der wissenschaftlichen Welt erregt hat, aber es ist nichtsdestoweniger eine Profanation sie auf diese Weise auszustellen. Wie lange kann es noch dauern und das Zerstörungswerk, welchem die Balsamirungskunst der alten Egypter Einhalt gethan hat, ist vollendet, und die Welt damit der kostbarsten Schätze beraubt, die das Museum von Gizeh birgt.

Während jedoch diese Königsleichen unzweifelhaft ihrer Auflösung entgegengehen, werden noch unzählige Generationen hinaufschauen zur schwindelnden Höhe der gigantischen Pyramiden, die von ihren Vorfahren der IV. Dynastie Cheops, Chefren und Mencheres Jahrhunderte vor ihnen erbaut wurden. Es ist eigentlich Schade, daß man diese heute auf so leichte und bequeme Weise erreichen kann. **Horribile dictu!** Eine elektrische Straßenbahn führt fast

bis an den Fuß der großen Pyramide und in ihrem Schatten steht ein modernes Hotel, das Mena House, wo man Table d'hote zu 5 Francs speisen kann. Wären die Pyramiden weiter von Cairo entfernt und nicht mit modernen Verkehrsmitteln zu erreichen, so würde der erste Eindruck beim Anblick derselben noch ein gewaltigerer sein als er es ist.



Amerikanische Geschäfts-Reclame.

Als ich dieselben zum ersten Male sah, war ich im Wagen gekommen und ich werde niemals den Umstand vergessen, der mir diesen ersten Anblick vergällt hat. Indem ich dem Fahrweg, der vom Mena House zu dem Rand des Wüstenplateaus führt, bis zur Sphynx folgte, bemerkte ich eine kleine Karawane die, mit der Cheops-Pyramide als Hintergrund,

von einem Photographen aufgenommen wurde. Die Thiere waren nicht beladen, aber große, weiße Decken, die an ihren Flanken herabhingen, zeigten in riesenhaften Buchstaben die bedeutsamen Worte: "**Drink Schlitz, the beer that made Milwaukee famous.**" Obwohl mich diese Entweihung unangenehm berührte, mußte ich dennoch lächeln über den Yankee Geschäftsgeist, der sogar aus den Pyramiden Reklame-Kapital zu schlagen weiß. Mich wunderte nur, daß der unternehmende Reklame-Agent seine Anzeige nicht auf die folgende Weise machte: "**Drink Schlitz beer, the beer that Cheops drank.**"

Diesmal kamen wir zu Fuß bei den Pyramiden an. Nicht etwa, daß wir den ganzen Weg von Cairo „per pedes apostolorum" zurückgelegt hätten. Ich war von einem griechischen Freund zu einer Automobilfahrt dahin eingeladen worden und derselbe war auf meine Bitte so liebenswürdig gewesen, Miß Elisabeth und Miß Anna in seine Einladung einzuschließen. Aber wir hatten kein Glück. Ein Theil des Motors gerieth außer Ordnung als wir noch mehr als eine englische Meile von unserem Ziele entfernt waren und wir mußten, um noch die Besteigung der Cheops-Pyramide bewerkstelligen zu können, das Automobil und seinen Besitzer im Stiche lassen. Später erfuhren wir, daß das Gefährte mittelst Pferden nach der Stadt zurückgebracht werden mußte. Wir aber legten den Rest des Weges zu Fuße zurück, nicht ohne großes Bedauern der beiden jungen Damen, welche gar zu gerne mittelst Automobil an der Pyramide vorgefahren wären. Der übrige Theil der C....'schen Gesellschaft war schon früher dort angelangt und wir fanden dieselben bereits im Kampfe mit den Beduinen, die sich ihrer Personen zur Besteigung bemächtigen wollten. Bald war alles dafür arrangirt und mit Ausnahme von Mrs. C...., welche denselben von ihrem Wagen aus mittels Fernglases folgte, und mir selbst, der ich die Pyramide früher bestiegen

hatte, machten sich die Uebrigen an den beschwerlichen Aufstieg.

Obwohl man zum größten Theile von zwei Beduinen an den Armen gezogen und von einem anderen von rückwärts geschoben wird, so ist die Anstrengung des Aufstieges doch eine solche, daß man sie tagelang nachher in allen Gliedern spürt. Der Abstieg ist immerhin der beschwerlichere Theil, da man sich während desselben nicht so viel der Beduinenhülfe bedienen kann, um Muskelanstrengung zu ersparen. Man muß die meterhohen Absätze zumeist herabspringen, wenn man sich nicht durch Rutschen auf den rauhen Steinen die Kleider in Fetzen reißen will. Ich erinnere mich einer beleibten englischen Dame, die nach dieser Anstrengung zwei Tage im Bette bleiben und noch eine Woche nachher sich beim Gehen eines Stockes bedienen mußte. Ich selbst empfand eine Lahmheit in den Beinen, die sich, besonders beim Herabsteigen einer Treppe, mehrere Tage lang schmerzlich fühlbar machte.

Indem ich mit meinen Augen den jungen Damen folgte, erinnerte ich mich lebhaft an meinen eigenen Aufstieg im vorhergegangenen Jahre und an die Empfindungen, die ich während desselben hatte. Als ich mich damals den Pyramiden von Gizeh näherte, schienen mir dieselben aus einiger Entfernung lange nicht so riesenhaft als sie es erscheinen, wenn man erst an ihrem Fuße angelangt ist und an einer der schiefen Seitenflächen zur Spitze hinaufblickt. Dieser erste enttäuschende Eindruck geht jedenfalls aus dem Mangel an einem Vergleichsobjekte hervor. Den wahren Eindruck der erstaunlichen Größe der Cheops-Pyramide erhält man jedoch, wenn man ungefähr auf dem halben Wege zur Spitze anhält und einige Minuten, sowohl nach oben den noch zurückzulegenden Theil des Aufstieges als nach unten die bereits zurückgelegte Strecke, in Betracht zieht. Die Müdigkeit, die man empfindet, läßt die Spitze höher erschei-

nen als sie ist, aber die zwerghaften Menschen am Fuße, die wie Fliegen aussehen, und das Mena Hotel, welches wie ein bescheidenes Häuschen daliegt, machen es klar, daß man hoch, hoch oben ist. Die dreieckige Fläche auf der man sich befindet erscheint, nach oben und unten gesehen, so groß, daß man nicht nur die daran herumkletternden Menschen als Mücken betrachtet, sondern sich selbst als eine solche vorkommt. Und wenn man erst auf der Spitze angekommen ist und sich an den dort angebrachten Mast lehnend, um sich blickt, dann scheint man, besonders wenn man sich nach Westen wendet, der Erde fast entrückt und die wahre, gewaltige Größe dieses merkwürdigsten aller Bauwerke offenbart sich dem Auge und der Seele.

Die oberste Spitze der Pyramide sammt der einstigen glatten Bekleidung ist seit Jahrhunderten verschwunden und die kleine Plattform an deren Stelle kann bequem ein Dutzend Menschen fassen. Die großen Steine sind mit Hunderten von Namen und Initialen bedeckt die von sentimentalen Touristen hier, sowohl wie an vielen Stellen des Aufstieges eingegraben wurden. Die Instrumente dazu werden von den begleitenden Beduinen gegen einen Bakschisch offerirt.

Es war an einem sonnenhellen, aber windigen Tage als ich zum erstenmale hier oben stand und mich an der Flaggenstange festhaltend, das sich darbietende Rundbild in mich aufnahm. Wie ganz anders dieses Panorama doch war im Vergleiche zu dem Ausblicke vom Lykabettus! Nach Osten zu erscheint eine fruchtbare Ebene, von schmalen Kanälen durchzogen, die sich bis an den Nil erstreckt, dessen glänzendes Wasserband die grünen Felder von der Stadt scheidet. In Gruppen und langen Linien den Ufern der Kanäle entlang strecken hochstämmige Palmen ihre zierlichen Kronen in die Luft. Malerische Fellachendörfer liegen zerstreut zwischen den Aeckern. Ueber dem undeutlichen Gewirr der Häuser

und Moscheen von Cairo erhebt sich die Citadelle, deren Kuppeln und Minarets nebst den braunen und gelben Abhängen des Mokattam-Gebirges das Bild von dieser Seite wirkungsvoll abschließen. Nach Süden zeigen sich deutlich, wenn auch in großer Entfernung, die Pyramidengruppen von Sakkara, Daschur und Abusir; nach Norden die von Abu Roasch. In diesen beiden Richtungen erscheint die ganze Landschaft öde und verbrannt. Die Farbentöne bewegen sich in den verschiedenen Nüancen von Gelb und Braun und nur die Abendsonne fügt violette und purpurene Töne hinzu. Die geheimnißvolle Sphynx nahe dem Fuße der Pyramide scheint an den Tod zu mahnen, der sich in der Natur bei dem Blick nach West kundgiebt. Ganz nahe, nach links in südwestlicher Richtung, erheben sich die zweite, dritte und drei andere kleine Pyramiden. Tief unten vor dem Beschauer liegen die verschütteten Mastaben des alten Reiches, weiterhin eine Reihe zerstörter Felsengräber. Dann folgt die große, gelbe Sandfläche und die niedrigen Felsplateaus der lybischen Wüste die sich wie der Ocean in's Unendliche zu erstrecken scheint. Alles, alles mahnt an Tod und Zerstörung.

Nirgends giebt es wohl einen so scharfen Contrast in der Natur wie bei den Pyramiden, wo auf der einen Seite lachende Felder und bewohnte Dörfer nur durch eine Sandklippe von den Denkmälern des Todes und von der schauerlichen Einsamkeit der Wüste getrennt sind. Und was mögen wohl alles diese riesigen Steinhaufen gesehen haben? Die Schaaren des Sesostris, des Kambyses und Alexander's sind an ihnen vorübergezogen. Der mazedonischen Phalanx folgten die römischen Cohorten. Die islamitischen Heere, Sarazenen, Araber, Mameluken und Türken und dann der große Corse haben zu ihren Füßen gekämpft. Aber sie erzählen nichts und ihre eigenen Geheimnisse, die sie Jahrtausendelang bewahrten, haben sie nur zögernd den Män-

nern der Wissenschaft preisgegeben, welche geduldig und unermüdlich ihre Eingeweide durchforschten.

Bevor wir damals den Abstieg wieder begonnen hatten, näherte sich uns ein Beduine, den wir schon bei unserer Ankunft auf der Spitze auf einem Steine mit Essen beschäftigt sahen und erbot sich, für zwei Schillinge den Abstieg von der Cheops- und den Aufstieg zur Spitze der Chefren Pyramide innerhalb zehn Minuten zu machen. Ich erinnerte mich sofort des Burschen, den Carter Harrison in seinem Buche "**A Race with the Sun**" erwähnt und fragte ihn nach seinem Namen. "**My name — Mark Twain**" erwiderte er ganz stolz. Es war wirklich derselbe Bursche. Obwohl ich kein besonderes Interesse daran hatte, einen dürren Araber die Pyramiden auf- und abklettern zu sehen, so war das Angebot doch erstaunlich genug, um mich selbst von der Möglichkeit der Ausführung überzeugen zu wollen. Ich willigte daher in den Vorschlag und muß gestehen, daß die Sicherheit, mit welcher der Bursche von Stein zu Stein hinabspringend den Boden gewann, die Schnelligkeit mit der er die Entfernung zur zweiten Pyramide durchlief und die affenartige Behendigkeit, mit welcher er die letztere erkletterte, wahrhaft staunenswerth waren. Er hatte zu dieser Leistung kaum mehr als neun Minuten gebraucht. Während er auf der Spitze stand und mit seinen Armen Zeichen gab, machte ich eine Momentaufnahme der Chefren-Pyramide. Die Entfernung war jedoch so groß, daß Mark Twain, auf dem Bilde, selbst mittelst eines Vergrößerungsglases, nur als schwarzer Punkt erscheint.

An demselben Nachmittage war ich in Begleitung eines einzelnen Beduinen in das Innere der Cheops-Pyramide eingedrungen. Die lebhafte Erinnerung an die drückende Atmosphäre, die in diesen unterirdischen Gängen und Kammern herrscht, veranlaßt mich noch heute zur Verwunderung, weshalb die egyptische Regierung, die sich für den Besuch

bezahlen läßt, nicht die nöthigen Schwimmhosen dazu liefert. Wenn man anderswo eine Mine besichtigt, die feucht ist, wird man mit entsprechender Kleidung ausgestattet und in den Schlachthäusern von Chicago erhält man Gummischuhe und einen Gummimantel, um nicht mit Blut bespritzt zu werden. Also warum wären nicht auch Schwimmhosen am Platze, wenn man einen Ort besucht, dessen Temperatur derjenigen eines Dampfbades entspricht. Berücksichtigt man diese Temperatur und den glatten, erst abschüssigen, dann aufsteigenden Weg in dem engen Gange, der zeitweilig so niedrig wird, daß man auf den Knieen fortrutschen muß, so ist es wahrlich für den Laien kaum der Mühe werth, die Grabkammer zu besuchen. Diese ist ohnehin nichts weiter als ein viereckiges, mit Granitwänden bkleidetes Gemach, in dem sich nichts als der deckellose, zerbrochene Sarkophag des Königs befindet, dessen Mumie schon vor Jahrhunderten von Räubern gestohlen wurde. Nächst der erstickenden Atmosphäre ist noch ein anderer Umstand der mich nur mit unangenehmen Gefühlen an diesen Besuch denken läßt. Mein Führer war in einen brunnenähnlichen Schacht hinabgestiegen, der zu der Grabkammer der Königin führt. Während er mit seiner Kerze ein Magnesiumlicht anbrannte, um die Wände des Schachts zu beleuchten, ließ er dieselbe unversehens fallen und wir waren im Finsteren. Ich hatte es unterlassen, mich selbst mit einer Kerze zu versehen und weder der Führer noch ich hatten ein Streichholz in der Tasche. Nun wußte ich recht gut, daß keine Gefahr vorhanden war in diesen Gängen wo Führer und Touristen in kurzen Zwischenräumen ein- und ausgehen, aber die Situation war nichtsdestoweniger unangenehm. Ich saß am Rande des Schachtes, aus dessen Tiefe mir der Führer zurief ruhig zu bleiben und die Ankunft anderer Besucher abzuwarten die nicht lange ausbleiben konnten. Die Hitze war erdrückend und die Finsterniß egyptisch. Die Aussicht mög-

licherweise eine halbe oder ganze Stunde hier zu sitzen, war keineswegs erfreulich und ich machte meinen Gefühlen Jusuff gegenüber nicht gerade auf die zarteste Weise Luft. Es dauerte glücklicherweise höchstens zehn bis fünfzehn Minuten, bis wir Stimmen hörten und ich einen Lichtschein sah, der sich näherte. Ich war herzlich froh, aus der Pyramide



Die Sphynx.

wieder an's helle Tageslicht zu kommen. Während der ganzen Zeit unseres Aufenthaltes darinnen empfand ich ein drückendes Gefühl, eine gewisse Beklemmung, die vielleicht dem Gedanken entsprang, die gewaltige Steinmasse von Millionen Tonnen über mir zu wissen, und ich begrüßte Luft und Licht wie ein dem Grabe Entstiegener.

Ich hatte alle diese Erinnerungen aus meiner letztjährigen Reise im Geiste überflogen, während ich den sandigen Weg zur Sphynx hinabschritt, um wieder in das mysteriöse, verstümmelte Gesicht zu blicken, welches die Erbauung der Pyramiden mitangesehen hat. Als ich von dort zurückkehrte, war die junge Gesellschaft wieder unten angekommen und machte sich nach kurzer Rast bereit, in's Innere einzudringen. Es war bereits dunkel, als Bill und ich zu Esel, die Uebrigen mittelst Wagen nach Cairo zurückkehrten.

Es war das letzte Mal, daß ich als Mitglied der C....'schen Gesellschaft an ihren Ausflügen Theil genommen hatte. Mein Plan nach Ceylon und Indien zu reisen, bedingte eine Zeiteintheilung, welche mir nicht gestattete, länger mit ihren liebenswürdigen Mitgliedern beisammen sein zu können. Wir haben uns alle nach meiner Rückkehr aus dem fernen Orient zufälligerweise in Paris bei der Weltausstellung wiedergetroffen und uns über dieses Wiedersehen herzlich gefreut.

Bevor ich nach Oberegypten abreiste, wo meine Zeit mir noch erlaubte, die herrlichen Ruinen von Theben zu besuchen, machte ich einen Ausflug nach Sakkara, hauptsächlich um noch einmal das Grab des Ti zu besichtigen, dessen herrliche Basrelief-Sculpturen solch guten Aufschluß über die täglichen Beschäftigungen und das allgemeine Leben der alten Egypter geben und gleichzeitig die egyptische Kunst in ihrer höchsten Entwickelung repräsentiren.

Ich habe bis jetzt unterlassen, eine Persönlichkeit zu erwähnen, die mir während meines ersten Aufenthaltes in Cairo als Führer bei solchen Ausflügen diente, die mittelst Eisenbahn unternommen werden mußten und folglich Tobey's und Jim Corbett's Dienste unmöglich machten. Sein Name war Achmed und ich begegnete ihm schon am ersten Morgen wieder auf seinem gewöhnlichen Posten, einer Säule der Arkaden vor dem Hotel. Seine halb erblindeten

Augen leuchteten auf, als er mich erkannte und die alte, mir wohlbekannte Phrase fiel von seinen Lippen: **"I am your servant, master."** Dieser Satz war stereotyp bei Achmed und folgte jeder Antwort die er auf an ihn gerichtete Fragen gab. Achmed war ein Moralist. Des Abends blieb er in seinen vier Wänden. Als ich ihn einst aufforderte, mich auf einer Nachtwanderung in dem Quartier des „Fishmarket" zu begleiten, wies er die Aufforderung in folgenden Worten zurück: **"I am your servant, master—I am good man —plenty bad boys go fishmarket—I no go.**

Ich dachte also an Achmed, als ich meinen Ausflug nach Sakkara plante. Am Tage vorher hatte ich Herrn und Frau Jeremiah Curtin auf der Straße getroffen und gefunden, daß dieselben ebenfalls am folgenden Tage nach Sakkara wollten und wir beschlossen natürlich zusammen zu gehen. Der Zug geht um acht Uhr Morgens ab und wir trafen uns pünktlich am Bahnhofe. Achmed war noch pünktlicher gewesen und übernahm sofort Proviantkörbe, photographische Apparate und Ferngläser in seine Obhut. Die kleine Station Bedraschein wurde in weniger als einer Stunde erreicht. Nachdem wir hier einen Kampf mit den Eseljungen bestanden hatten, gelang es uns endlich unsere Thiere zu wählen. Die Esel von Bedraschein sind nicht so groß als die von Cairo, dafür aber viel fauler und dümmer. Wie oft im Laufe des Tages sehnte ich mich nach Jim Corbett mit all seinen galanten Excentritäten! Mr. und Mrs. Curtin sind, wie ich, nicht gerade klein und wir sahen daher auf unseren Eselein etwas possierlich aus.

Der Weg führt zuerst über einen Damm nach einem schönen Palmenwald, welcher sich über einen großen Theil der Stätte des einstigen Memphis ausdehnt. Wer aber diese Thatsache nicht von Führern oder aus Reisewerken erfahren würde, dem bliebe es bei dem angenehmen Ritte durch diesen Wald gewiß unbekannt, daß er sich hier auf dem

Ruinenfelde einer der größten Städte des Alterthums befindet. Außer einigen unansehnlichen Haufen von ungebrannten Ziegeln und Scherben deutet nichts darauf hin, daß sich einst hier die Straßen einer Stadt erstreckten, welche mit ihren Tempeln und Palästen noch im Mittelalter viele Quadratmeilen bedeckte. Der Pflug des Fellah geht heute



Auf dem Wege nach Sakkara (Achmed im Hintergrunde).

über das alte Memphis und schmutzige Dörfer erheben sich über den verschütteten Resten von Tempeln und Königspalästen.

Doch sind nicht alle Zeugen seiner einstigen Größe verschwunden. Etwas tiefer im Walde liegen auf dem Boden

zwei gestürzte und verstümmelte Colossalstatuen Ramses des Zweiten, deren Größenverhältnisse erstaunlich sind. Sie sind aus Granit und feinem Kalkstein und das letztere Fragment, zu dem man, um es gut besichtigen zu können, eine Treppe hinaufsteigen muß, mag in vollkommenem Zustande gewiß mehr als 40 Fuß hoch gewesen sein.

Aus dem Palmenwald heraustretend erblickt man die beiden Pyramidengruppen von Daschur und Sakkara, das letztere Dorf, und Mitrahin ein anderes Fleckchen. An diesen Dörfern vorüberreitend, ersteigt man das sandige Plateau und befindet sich nun auf dem riesigen Todtenfeld von Sakkara. Die zahlreich aufgewühlten und wieder verschütteten Gräber, die nicht nur Menschen sondern auch Katzen, Ibisen und anderen Thieren als Ruhestätten dienten, bieten jedoch nichts Sehenswerthes. Auch die Pyramiden erscheinen im Vergleiche zu der Gruppe von Gizeh unbedeutend. Nur die Stufenpyramide und die sogenannte Knick-Pyramide sind, ihrer von den anderen abweichenden Form halber, von größerem Interesse. Die Erstere dürfte aller Wahrscheinlichkeit nach das älteste Baudenkmal der Welt sein. Auf dem Ritt durch diese Gräberstadt wurden wir vielfach von Araberjungen aus den nahen Dörfern belästigt, die auf die zudringlichste Weise angebliche Antiquitäten anbieten, die an Ort und Stelle gefunden sein sollen, aber viel wahrscheinlicher einer egyptischen Alterthümer-Fabrik entstammen.

Im sogenannten Mariette House, dessen Terasse allen Fremden zur Verfügung steht, packten wir unsere Proviantkörbe aus. Es war nahezu Mittag geworden. Achmed empfing einen Theil unserer Vorräthe, schlug jedoch, als guter Mohammedaner, ein Glas Wein aus. Es muß jedoch mit seinem religiösen Gewissen nicht gar so streng bestellt gewesen sein, denn als ihn Mrs. Curtin nach Beendigung der Mahlzeit, die zum Theil aus Schinkenbrödchen bestand, fragte, weshalb er Schweinefleisch äße und keinen Wein trinke, er-

widerte er, augenscheinlich den Erstaunten spielend, daß er das nicht thäte. Als ihm bedeutet wurde, daß er doch soeben mehrere Schinkenbrödchen gegessen habe, sagte er in komisch vorwurfsvollem Tone: „Warum sagen Sie mir das?“ Zwei andere arabische Führer, die in der Nähe standen, hatten dieses Gespräch mit angehört und begannen, allem Anscheine nach, Achmed zu necken, der schließlich um die Ecke des Hauses verschwand, um durch ein freiwilliges Opfer das unreine Schweinefleisch wieder los zu werden. Daß er dasselbe lieber ruhig verdaut hätte, bewies die traurige Miene, die er den Rest des Tages zur Schau trug. “I am your servant, master, aber es ist keine Sünde“, sagte er mir Abends, „wenn man nicht weiß, was man ißt.“

Wie bereits angedeutet, ist das Grab des Ti eines der interessantesten Denkmäler aus der frühesten Periode egyptischer Geschichte. Den Inschriften nach war Ti eine wichtige Persönlichkeit, so etwas wie Oberintendant aller königlichen Bauten und sein gut erhaltenes Grab weist durch seine Pracht und die Themen seiner künstlerischen Ausschmückung möglicherweise auch darauf hin, daß er es verstanden hat, sein Aemtchen gut auszunützen. Ich wage diese Vermuthung natürlich nur in der Gewißheit zu äußern, daß die Familie ausgestorben ist und mir daher keine Verleumdungsklage droht.

Jedenfalls hat Ti in seiner Mastaba der Nachwelt insofern einen großen Dienst geleistet, daß die Darstellungen an den Wänden uns ein so übersichtliches Bild altegyptischen Lebens geben wie es kaum auf einem anderen egyptischen Denkmal zu finden ist. Man ersieht aus diesen Sculpturen, die, trotz dem bekannten schablonenhaften Styl, wirklich künstlerisch ausgeführt sind, daß die meisten Handwerke und agrikulturellen Beschäftigungen schon in jener frühen Zeit (4500 v. Chr.) ungefähr auf dieselbe Weise betrieben wurden wie sie noch heute unter den Fellachen üblich sind. Denn

wenn auch auf den Gütern des Khedive und anderer Reichen bereits moderne Bewirthschaftungsmethoden eingeführt werden und hie und da städtische Handwerker sich einzelner moderner Werkzeuge bedienen, so schreitet doch die Landbevölkerung noch immer in den Fußtapfen ihrer Vorväter fort, ohne sich von der fortschreitenden Civilisation sonderlich belecken zu lassen. Derselbe Pflug, der zur Zeit des Menes im Gebrauche war, genügt dem Fellach noch heute, und wenn er jetzt seine Ernte nicht mehr durch Widder austreten läßt, so hat er nur die Thiere aber nicht die Methode geändert.

Die niedrigen Basreliefs der Grabkammer und der übrigen Räume verbildlichen unter Anderen die Beschäftigungen des Mähens mittelst Sichel, des Getreidereinigens, des Schiffsbauers und Zimmermanns, des Fleischhauers, des Tischlers, des Fischers, der Milchwirthschaft, der Schreiber und sonderbarerweise auch des Gänsestopfens. Ein Relief zeigt auch die Zubereitung der Stopfnudeln. Wären keine besseren Beweise der jüdischen Knechtschaft in Egypten vorhanden, so wäre die noch heute so stark ausgeprägte Vorliebe des Volkes Israel für Stopfgänse vielleicht ein gutes Argument dafür, daß ihre Vorfahren dieselbe von Goschen nach Kanaan mitgebracht und von dort aus weiter verbreitet haben.

Eine andere Grabanlage, die Mastaba des Mery, ist ebenfalls hochinteressant und ähnelt in ihrer Ausstattung derjenigen des Ti, ohne jedoch auf deren künstlerischen Werth Anspruch machen zu können. Was in diesem Grabe besonders auffällt, ist das Größenverhältniß in den Darstellungen Mery's und seiner Frau, welch' letztere wie eine kleine Pigmäe neben einem ungeheuerlichen Riesen erscheint. Nun ist es wohl eine Eigenthümlichkeit, daß Könige und mitunter auch andere Hauptpersonen in egyptischen bildlichen Darstellungen, im Verhältniß zu den übrigen Personen, stets riesig, erscheinen (so auch Ti), aber es wirft immerhin ein interessantes Streiflicht auf die damalige Stellung der Frau, daß

Mery seine Gemahlin als so viel unbedeutender darstellen ließ, wie sich selbst. „Das ließe sich eine amerikanische Frau nicht gefallen“, bemerkte hier Mrs. Curtin, indem sie einen Blick auf ihren Gemahl warf.

Während in Alexandrien jede Spur des einstigen Serapeums verschwunden ist, hat uns das Todtenfeld von Sakkara



Die Stufen-Pyramide bei Sakkara.

wenigstens den unterirdischen Theil des Heiligthums bewahrt, welches dem egyptischen Serapis geweiht war. Die ausgedehnten Grüfte hier, welche zuerst von Mariette in 1851 entdeckt wurden, dienten ausschließlich als Begräbnißstätte für die heiligen Apisstiere. Die langen, gewölbten Gänge enthalten eine Anzahl von Seitenkammern, in denen

sich mehr als zwanzig schwarze oder rothe Sarkophage befinden, welche ehemals die mumifizirten Körper der heiligen Stiere enthielten. Diese Granit- oder Kalksteinsärge sind von colossalen Dimensionen, sind jedoch zum großen Theile zerbrochen. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich die Größenverhältnisse auf ungefähr 12 Fuß Länge, 7 Fuß Breite und 10 Fuß Höhe angebe. Die Dicke der Wände ist mit 14 Zoll nicht zu hoch veranschlagt. Da die Sarkophage durchwegs aus einem Block gehauen sind, kann man sich die Schwierigkeiten denken, unter denen dieselben hierhergeschafft und aufgestellt wurden.

Bei der Auffindung durch Mariette war eine einzige Kammer unberührt gefunden worden und ich citire hier die darauf bezüglichen Worte dieses Gelehrten in seinem Berichte: „Durch einen fast unerklärlichen Zufall war eine Kammer, die man im 30sten Jahre Ramses II. verschlossen hatte, den Räubern des Denkmals entgangen und ich hatte das Glück, sie unversehrt aufzufinden. 3700 Jahre waren nicht im Stande gewesen, etwas daran zu ändern und die Fingereindrücke des Egypters, der den letzten Stein in die Mauer setzte, welche man errichtet hatte, um die Thüre zu verbergen, waren noch auf dem Mörtel sichtbar. Auf dem Sandhaufen, der in einer Ecke der Todtenkammer lag, hatten nackte Füße ihre Spur zurückgelassen. Nichts fehlte in dieser Todtenstätte, in welcher seit nahezu 4000 Jahren ein balsamirter Stier ruhte."

Trotz des Erstaunens, welche mir die Apisgruft unwillkürlich abzwang, konnte ich mich bei der Besichtigung derselben doch nicht des ironischen Gedankens erwehren, daß die heutige Welt, trotz allen Fortschrittes, mitunter noch immer einen ähnlichen Götzendienst treibt und daß wir noch heute so manchem Ochsen ein Denkmal aus Bronze und Marmor errichten, der nur in der Maske eines großen Mannes durch die Welt gegangen ist.

X.

Von Cairo nach Luxor. — Auf der Stätte des hundertthorigen Theben. — Blinde Kinder. — Die Ruinen von Karnak. — Der Tempel von Luxor. — Im Thale des Todes. — Die Königsgräber. — Cook'sche Taktik. — Der Coloß des Ramses. — Die Memnonssäule. — Römische und griechische Kiselacke. — Karl Neufeld.



ie Eisenbahnfahrt von Cairo nach Luxor war nichts weniger als angenehm und sie wäre noch schlimmer gewesen, wenn nicht der Anblick der wechselnden Landschaft die Aufmerksamkeit von den Unannehmlichkeiten der Reise einigermaßen abgelenkt hätte. Die Hitze war drückend und die schlechtschließenden Fenster gestatteten dem feinen Staub in solchen Mengen einzudringen, daß in kürzester Zeit Alles mit einer dichten, gelblichen Schichte überzogen war. Der Staub drang sogar in die mitgebrachten Speisevorräthe und machte sie fast ungenießbar.

Der Nil bleibt auf lange Strecken in Sicht und da wo die hohen Uferböschungen ihn manchmal dem Auge entziehen, wird seine Anwesenheit oft durch die hohen Segel einer Dahabie verrathen. Hie und da tauchen die Spitzen von Pyramiden auf und wechselt die Ebene mit schroffen Bergen, deren kahle Abhänge im Nilwasser baden. Zuckerplantagen und Baumwollfelder folgen einander und als Staffage der Landschaft dienen Rinder, Esel und Kameele. Menschen sieht man, außer an den Stationen, nicht viele.

Der Zug sollte um 10 Uhr Abends in Luxor eintreffen, aber aus den vierzehn fahrplanmäßigen Stunden wurden

achtzehn. Die Locomotive hatte bei Girgeh einen Anfall von Keuchhusten bekommen. Man hörte sie puffen, aber der Zug bewegte sich nicht von der Stelle. Während ich in dem kleinen Stationsgebäude dem Beamten den Unterschied zwischen einem Luxorzug und einem Luxuszug erklärte und ihm die Herrlichkeiten eines amerikanischen Trains, wie der



Weg nach Karnak.

„Pioneer Limited" der Chicago, Milwaukee, St. Paul-Eisenbahn, schilderte, dachte ich mit Wehmuth an die guten Schlafabtheilungen und anderen Bequemlichkeiten eines solchen Zuges und wünschte mich von Girgeh nach — irgendwohin, selbst nach Buxtehude. Aber Alles hat sein Ende und so

hatte auch diese Fahrt. Es war zwei Uhr Morgens als wir in Luxor eintrafen.

Das Grand Hotel, in dem ich Wohnung genommen hatte, stößt mit seinem Garten an das Nilufer und der Anblick der sich mir bot als ich am späten Morgen die Vorhänge beiseite schob und auf diesen tropischen Garten hinausschaute, war entzückend. Er ließ mich auch sofort die Unannehmlichkeiten des gestrigen Tages vergessen. Bevor ich einen weiteren Plan bildete, machte ich einen Spaziergang in's Dorf, welches mit Karnak und einigen anderen weit zerstreuten Flecken, zwischen denen sich grüne Fluren ausdehnen, an der Stelle des hundertthorigen Theben steht. Luxor ist ein ganz unansehnlicher Ort, dessen Einwohner direct oder indirect von den Touristen leben, welche während der Wintersaison seine drei Hotels frequentiren. Ihr Einkommen hängt zum großen Theile von der Leichtgläubigkeit der Fremden ab, die hier zahlreiche Curiositäten und Antiquitäten, besonders Scarabäen einkaufen, welche zu Tausenden an Ort und Stelle fabrizirt werden. Es soll damit jedoch nicht gesagt sein, daß Alles was in Luxor verkauft wird, falsch ist. Man behauptet, daß es auch ehrliche Leute da giebt.

In dem tiefen Sand der Straße spielten zahlreiche Kinder und hier, vielleicht mehr als sonstwo in Egypten, fällt die Anzahl kleiner Unglücklicher auf, die entweder bereits halb erblindet sind, oder sich auf dem besten Wege befinden, es zu werden. Der Laie ist nicht competent, darüber zu urtheilen, welcher Ursache die so allgemeine Blindheit in Egypten zuzuschreiben ist, aber es scheint, als ob die verbrecherische Nachlässigkeit der Eltern, die ihre Kinder vom zartesten Alter an, mit vor Schmutz starrenden Gesichtern, den Fliegenschwärmen aussetzen, welche sich mit Vorliebe um die Mundwinkel, Nasenlöcher und besonders um die Augenlider festsetzen, die Hauptschuld daran trüge. So ein Würmchen wehrt sich zuerst so gut es kann gegen diese Plage, gewöhnt sich aber bald

daran und es ist ein ganz gewöhnlicher Anblick ein kleines Kind ruhig in der Sonne sitzen zu sehen, dessen schwarze Augen aus einer dichten Einfassung von Fliegen hervorschauen, welche es nur dann mittelst eines Augenzwinkerns zu vertreiben versucht, wenn ihm ein besonders zudringliches Insekt in den Augapfel selbst zu kriechen droht.



Ansicht der Ruinen von Karnak.

In's Hotel zurückgekehrt, fand ich Achmed Hassan, einen der besten Führer von Luxor, wartend, dessen Dienste der Hoteldirector für mich gesichert hatte. Hassan bewies sich als ein Führer, der seine Pflicht ernst nahm und stets sein Bestes that. Daß er beim Miethen von Booten, Eseln und

beim Bakschischgeben, welches ich ihm anvertraut hatte, sein Extra-Profitchen machte, war etwas, was unter den Umständen verzeihlich war. Wie Achmed in Cairo, war auch Hassan auf einem Auge erblindet.

Unser erster Ritt, noch am selben Vormittage, führte nach Karnak. Der Weg dahin ist zum Theil von prächtigen Palmen beschattet und wird in einer halben Stunde zurückgelegt. Der Anblick des Ruinen-Complexes, wenn man sich von Luxor aus nähert, ist zuerst enttäuschend. Man hat sich eine gewaltigere Vorstellung von diesen imposanten Tempelüberresten gemacht und nun sieht man außer zerstörten Umfassungsmauern nur einige Pylonen und einen einzelnen Obelisken vor sich, die einen großen Ruinenhaufen überragen. Je näher man aber kömmt, desto mehr drängt sich die Ueberzeugung auf, daß man es hier mit dem bedeutendsten Denkmal altegyptischer Architektur zu thun hat.

Den heiligen See des stark zerstörten Mut Tempels rechts lassend, ritten wir bis an die gut erhaltene Widdersphynx-Allee, welche zum Thor des Evergetes I. und dem Chons Tempel führt, wo wir abstiegen und zu Fuße unseren Weg durch die Ruinen fortsetzten. Ich will und kann nicht in eine detaillirte Beschreibung der Reste dieser großartigen Schöpfung menschlicher Kunst und Macht eingehen. Berufenere Federn als die meinige haben das gethan. Alles was ich zu Denjenigen sage, welche Neigung und Mittel zum Reisen haben, ist: „Kommt, sehet und staunet!“

Von der Höhe des ptolemäischen Riesenpylons aus, der den Eingang zu den Hauptanlagen bildet, ließ ich den Gesammtanblick des Tempel-Complexes zuerst auf mich wirken und ich muß gestehen, daß Nichts, was ich bisher gesehen hatte, einen solch tiefen Eindruck auf mich gemacht hat. Die Pyramiden sind gewaltig, aber es ist auch nur das Gefühl des Colossalen, das sich bei ihnen aufdrängt und man kann sie kaum zu Schöpfungen der Architectur rechnen. Bevor ich

Karnak gesehen hatte, erschien mir das Colosseum zu Rom das imposanteste Baudenkmal des Alterthums und ich konnte mir kaum etwas Größeres vorstellen, aber dasselbe verschwindet in ein Nichts, wenn verglichen mit diesen Ruinen. Könnte man die Beiden nebeneinander stellen, so verhielte sich das Erstere den Letzteren gegenüber ungefähr wie das Werk von Menschen zu demjenigen von Titanen. Denn es erscheint wirklich, als ob Titanen diese mächtigen Thore, Säulen und Architrave errichtet hätten, welche nur Jahrtausende erschüttern konnten. Trotzdem Vieles arg zerstört ist, kann man sich doch ein gutes Gesammtbild der ganzen Anlage machen und mit ein wenig Einbildungskraft die Säulenhallen, Höfe und Tempel sehen wie sie unter den Pharaonen standen, die sie errichtet haben.

Besonders eindrucksvoll ist der Anblick der Ruinenmasse im Mondschein und etwas Wirkungsvolleres als die Schlagschatten, welche die gewaltigen Pfeiler des großen Säulensaales auf einander werfen, kann kaum gedacht werden. Alles erscheint größer, ungeheuerlicher, und wenn sich beim Umherwandeln in den Hallen und Höfen der eigene kleine Schatten aus den Lichtstellen in die schwarzen Massen verliert, so fühlt man wie ein Zwerg in einem Palast von Riesen.

Des Nachts soll es in der Nähe von Karnak Schakale und mitunter Hyänen geben und ein kundiger Führer erbot sich für ein Pfund Sterling die nöthigen Gewehre und Munition zu einer nächtlichen Jagd in seiner Begleitung herbeizuschaffen. Der Jagderfolg wurde ebenfalls garantirt, falls ich gewillt gewesen wäre, zwei oder drei Nächte daran zu setzen und eventuell im Thal der Königsgräber auf den Anstand zu gehen. Ich hätte das Anerbieten jedoch ausgeschlagen, selbst wenn ich Jäger wäre, da ich mir eine wirkungsvollere Staffage als diese Thiere, für die nächtliche Einsamkeit der Tempelruinen und des Todesthales nicht vor-

stellen kann und ich hätte es nicht über mich gebracht, den Effekt eines solchen Anblickes durch einen Schuß zu stören.

Der Tempel von Luxor, der unmittelbar am Stromufer gelegen ist, hat bei Weitem nicht die Größenverhältnisse von Karnak, ist jedoch immerhin von solcher Ausdehnung, daß er



Der Pylon des Evergetes.

vor noch nicht vielen Jahren einen Theil des Dorfes enthielt, dessen Häuser zwischen den im Schutt halbbegrabenen Säulen eingebaut waren. Im Laufe der fortgesetzten Ausgrabungen sind diese jedoch verschwunden. Die Säulen, Statuen und Obelisken sind nun fast ganz freigelegt und nur

eine kleine Moschee und einige unansehnliche Hütten stehen noch auf dem Schutt an einem Ende des Tempels. Mehr noch als in Karnak scheinen in Luxor die jährlichen Nilüberschwemmungen das zerstörende Element gewesen zu sein und wenn der "Egypt exploration fund" oder die Regierung nicht bald daran denkt, durch geeignete Dammbauten den Vater Nil an seinem weiteren Zerstörungswerke zu hindern, so dürften in absehbarer Zeit die bereits stark angegriffenen Fundamente und damit die ganze Tempelanlage in sich zusammenstürzen.

Zum Besuch der Königsgräber am westlichen Nilufer machten wir uns am nächsten Morgen kurz nach Sonnenaufgang auf. Ein großes Ruderboot erwartete uns am Ende des Hotelgartens. Die Bemannung bestand aus einem alten Araber und einem jungen Burschen von ungefähr vierzehn Jahren, die das schwere Boot nur langsam vorwärts bewegen konnten. Ihre Ruderschläge begleiteten sie mit rythmischen Ausrufen, die sich ungefähr anhörten wie: „Allaheleh! — Hele-Allah!" (Gott helfe mir! — Hilf mir Gott!) Die armen Kerle hätten eigentlich die Hülfe eines dritten Ruderers anrufen sollen, denn sie waren fast außer Athem und ganz mit Schweiß bedeckt, als wir die Luxor gegenüber liegende flache Insel anliefen wo uns unser Eseljunge Chalil mit zwei Eseln bereits erwartete. Der Strom ist an diesem Ufer sehr seicht und da kein Landungssteg vorhanden war, so mußte ich auf den Armen der beiden Ruderer an's Land getragen werden, was sich nach deren anstrengender Ueberfahrt als keine leichte Sache erwies. Hassan hatte blos seine Pantoffeln abzunehmen und seinen Kittel über die Kniee zu ziehen um an's Ufer zu gelangen.

Nachdem wir die schmale Insel gekreuzt hatten, hieß es einen zweiten seichten Nilarm durchwaten. Da das Wasser den Eseln an einigen Stellen bis zum Bauche reichte, war ich gezwungen, mich über den Hals des Thieres zu legen und

die Beine in die Höhe zu ziehen, in welcher Stellung Hassan eine Aufnahme von mir machte. Ich hatte ihn bereits in Karnak in dem Gebrauch eines Momentapparates unterwiesen und meine Landung auf den Armen der Ruderer war seine erste Arbeit.



Säulenreihe im Tempel Ramses des Zweiten.

Vom Ufer aus führt der Weg durch grüne Felder an einem Dörfchen und dem Tempel Sethos I. vorbei zu den uralten Gräbern von Drah Abu'l Neggah, in deren Nähe sich der Eingang zu dem gewundenen Thaleinschnitt befindet, durch den man die Gräber der Könige am bequemsten erreicht. Je weiter man in dieser sich allmälig verengernden

Bergschlucht vordringt, desto mehr drängt sich Einem das Gefühl gänzlicher Einsamkeit und Verlassenheit auf. Wohin man blickt zeigen sich nur kahle, steile Felswände, deren gelblich braune Färbung nur dort tiefere Töne annimmt, wo die Sonnenstrahlen ihre Schatten werfen. Nirgends in dieser Natur, wo Alles auf den Tod hinweist, ist ein Zeichen von Leben zu entdecken. Kein Strauch, kein Kraut, kein Grashalm könnte hier Wurzel fassen, wo um Mittag die Sonne fast senkrecht ihre feurigen Strahlen herabsendet, ohne daß eine Spur von Feuchtigkeit ihre versengende Glut mindern würde. Der tiefblaue Himmel ruht wie eine erhitzte Glasglocke über diesen schaurigen Schluchten und Abhängen und die zitternde Luft wird nur hie und da von den Schwingen eines Falken oder Adlers durchfurcht, der hoch oben seine Kreise zieht. Es herrscht eine unendliche Stille rings umher. Kein Vogel zirpt, keine Eidechse raschelt und nicht einmal das Summen einer Mücke stört die beklemmende Ruhe der, trotz ihrer Oede, majestätischen Natur. Wahrlich, dieses Thal ist für die Todten bestimmt und nirgends in der Welt hätten die Könige, die drüben in Theben herrschten, eine bessere Ruhestätte für ihren ewigen Schlaf gefunden.

Im Gegensatze zu jeder anderen Landschaft ist die tagsüber in diesen Schluchten herrschende Stille tiefer als die der Nacht, wenn das Geheul der Schakale und Hyänen und das Geschrei der Eulen von den Felswänden widerhallt. Dann schwirren auch die Fledermäuse aus den verlassenen Gräbern hervor und die gespenstige Einöde empfängt ein nächtliches Leben, welches sie noch schauerlicher macht, als die unheimliche Stille des Tages.

Der tieftraurige Eindruck, den man auf dem Ritt durch diese Schluchten empfängt, wird noch erhöht, wenn man den Thalkessel erreicht, den die Araber „Biban el Muluk“ nennen und in welchem sich die Gräber der Könige befinden. Die Bergkuppen und Abhänge nehmen hier sonderbar groteske

Formen an und man fühlt, als wäre man an einem Platze der eher für Geister als für Menschen bestimmt ist. Vereinzelte dunkle Oeffnungen, die nach abwärts zu führen scheinen, deuten die verschiedenen Königsgräber an, deren Anlage stets ziemlich gleich ist. Durch eine moderne eiserne



Die Halle Alexanders des Großen.

Gitterthüre gelangt man in einen breiten Corridor, dem sich in abschüssiger Linie zwei weitere Gänge anschließen, die zu einem Vorsaal und schließlich in die große Grabkammer führen, in welcher der Sarkophag steht. In den Corridoren befinden sich häufig Seitenkammern und Nischen, welche zur Aufnahme von Geräthschaften gedient hatten, die dem

Todten auf seiner Reise in die Unterwelt nützlich sein konnten. Sämmtliche Wände sind mit Malereien und Basreliefs geschmückt, deren Farben häufig noch ihre ganze Frische bewahrt haben und deren Sujets sich hauptsächlich auf die Unterweltreise des Königs beziehen. Das schönste dieser Gräber ist dasjenige Sethos' I., auch Belzoni's Grab (nach seinem Entdecker) genannt, dessen künstlerische Ausstattung diejenige der anderen Gräber bei Weitem übertrifft und welches außerdem an dem Deckengewölbe der eigentlichen Grabkammer hochinteressante astronomische Bilder aufweist. Die Gräber enthalten natürlich schon längst keine Leichen mehr und auch die Sarkophage sind zum Theil verschwunden. Die Mumie Sethos I. befindet sich, mit denjenigen der anderen Könige die in dem Versteck von Dar-el-Bahri aufgefunden wurden, im Museum von Gizeh.

Bevor wir drei oder vier der interessantesten Gräber besichtigt hatten, war es Mittag geworden und ich verzichtete daher auf den Besuch des Biban-el-harim (Gräber der Königinnen). Hassan hatte Chalil mit den Eseln nach Dar-el-Bahri vorausgeschickt und wir folgten nun in der sengenden Mittagsglut dem steilen Fußpfade der über den Bergrücken dahin führt. Ich werde die Anstrengung, die mich dieser kaum stundenlange Weg unter den senkrechten Sonnenstrahlen gekostet hat, nie vergessen. Er hat mir die herrliche Aussicht über das Nilthal vergällt und mir jedes Interesse an der schönen Tempelanlage der Hatasu genommen. Die Zunge klebte mir vor Durst am Gaumen und mein Gehirn schien zu kochen, als wir endlich das Thal auf der anderen Seite erreichten, wo wir wieder unsere Esel fanden.

Die Reisegesellschaft von Thomas Cook & Son hat hier ein sogenanntes "Rest House" erbaut, wo hungrigen und durstigen Reisenden Trank und Speise gegen gute Bezahlung verabreicht werden soll. Hassan führte mich dahin, um mir einen Trunk Wasser zu verschaffen, da ich mich kaum im

Stande fühlte, ohne eine Erfrischung bis zu dem Tempel von Dar-el-Bahri zu reiten wohin wir unsere Speisevorräthe vorausgeschickt hatten. Ich war in Wirklichkeit einer Ohnmacht nahe. Als wir vor dem Hause anhielten, trat Hassan ein um mir ein Glas Wasser, Wein oder sonst etwas Trink-



Uebersetzung eines seichten Nilarmes.

bares zu holen. Er kam jedoch bald mit der Nachricht zurück, daß man ihm nichts geben wolle und ich begab mich nun selbst in's Haus, wo ich dem europäischen Geschäftsführer gegenüber mein Verlangen nach einem Trunke gegen Bezahlung ausdrückte. Bevor dieser Herr mir jedoch antwortete, fragte er, ob ich mit einem Cook'schen Billet reiste, und nach-

dem ich dies verneint hatte, schlug er meine Bitte rundweg ab mit der Erklärung, daß nur Cook'sche Touristen in dem „Rest House“ bedient würden. Ich entfernte mich natürlich sofort; wir waren jedoch so glücklich, in unmittelbarer Nähe einen Araber zu finden, der auf Hassan's Bitte sofort in seine Wohnung eilte, die sich in einem der leeren Assasif-Gräber befand, und bald mit einem Kruge Wasser zurückkehrte. Das Wasser war weder kühl, noch war der Krug reinlich, aber noch nie hatte mir ein Trunk so geschmeckt. Ich belohnte den Samaritaner mit einem guten Bakschisch und kaufte ihm überdies noch einige Kleinigkeiten ab, die er zum Verkaufe anbot. Darüber, ob die Geschäftsmethode der Herren Thomas Cook & Son eine gute ist, mag sich der Leser selbst ein Urtheil bilden.

Die terassenförmige Anlage des Tempels von Dar-el-Bahri ist von derjenigen anderer egyptischen Tempel ganz verschieden und diese, sowie der malerische Hintergrund von steilen Felsklippen an die sich derselbe lehnt, machen ihn zu einem der interessantesten der vielen Tempel des westlichen Nilufers in der Nähe von Luxor. Ein großer Theil der drei Terassen ist aus dem lebenden Stein gehauen und viele seiner Räume sind in dem Felsen selbst angelegt. Leider wurden die Wandsculpturen durch koptische Mönche, welche sich hier in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung eingenistet hatten, arg verstümmelt und nur Weniges ist gut erhalten geblieben.

Auf dem Wege nach den Gräbern El Assasif, die sich unfern von Dar-el-Bahri befinden, bemerkte ich, daß zahlreiche verlassene Gräber von arabischen Familien als Wohnstätten benützt werden. Auch fiel mir hier bei einer arabischen Hütte ein eigenthümlicher runder Bau aus Lehmziegeln auf, der bei einem Durchmesser von vielleicht acht Fuß kaum sechs Fuß Höhe hatte und dessen flaches Dach von einer fußhohen Umfassung eingerahmt war. Wie Hassan

sagte, ist der Raum innerhalb dieser Brüstung als Schlafplatz für Kinder bestimmt, die man so gegen Skorpione und anderes Ungeziefer zu schützen sucht.

Die Gräber von El Assasif sind zum größten Theile uninteressant und selbst der Besuch des großen Grabes des Peteamenope ist kaum der Mühe werth und gehört nicht gerade zu den besonderen Annehmlichkeiten. Ich hätte es meinem eifrigen Führer nicht verübelt, wenn er mich nicht dahin geführt hätte. Ich besitze zwar keinen guten Geruchssinn, aber die von den zahllosen, hier hausenden Fledermäusen verbreiteten Düfte, machen es fast unmöglich, weit in dasselbe vorzudringen.

Im Laufe der nächsten Tage ließen wir uns noch zweimal an's Westufer rudern und ich wanderte mit Gefühlen der Bewunderung durch die Tempelruinen von Medinet Abu, besuchte die Gräber von Abd-el-Kurna und das Ramesseum mit seinem schönen Säulensaal und dem gestürzten Riesenstandbilde Ramses II. Diese Statue, die nur noch in Fragmenten existirt, war die größte von den vielen, welche das alte Egypten aufzuweisen hatte und erregt noch in gebrochenem Zustande die Bewunderung des Beschauers. Man kann sich einen ungefähren Begriff von der Größe dieses Standbildes machen, wenn man die Dimensionen der Bruchstücke in Betracht zieht. So ist das Ohr mehr als drei Fuß lang; der Durchmesser des Oberkörpers von Schulter zu Schulter beträgt an zwanzig Fuß und wenn man nach den Verhältnissen der großen Zehe urtheilen sollte, dann ist es zweifellos, daß Ramses II. auf dem größten Fuße gelebt hat.

Die Memnonssäule besuchten wir am frühen Morgen, um den Ton zu hören, den sie um diese Zeit von sich geben soll. Wir sind aber jedenfalls zu spät aufgestanden oder der Koloß war gerade nicht bei Laune eine Vorstellung zu geben, denn er hat weder geseufzt noch gesungen. Um ihn dazu zu bewegen, kletterte ein leichtfüßiger Araberjunge an ihm

empor und richtig gab der Koloß einen Klagelaut von sich — was mich übrigens nicht Wunder nahm, da ihm der Bengel einen Stockhieb über die Schulter versetzt hatte. Ich hätte noch lauter geschrien, wenn ich den Hieb empfangen hätte. Es ist jedoch einerlei, ob der eine dieser Kolosse, wie die Mythe erzählt, bei Sonnenaufgang einen Ton von



Biban el Muluk, das Todtenthal.

sich gegeben hat oder nicht. Die Thatsache ist, daß sich jeder Reisende in Folge dieser Sage für sie interessirt. Daß dieses Interesse schon seit vielen Jahrhunderten besteht, wird durch die zahlreichen Inschriften bewiesen, mit denen die Beine der nördlichen Statue, welche die eigentliche Memnonssäule

ist, bedeckt sind. Die meisten dieser Inschriften sind in griechischer und lateinischer Sprache und stammen aus der römischen Kaiserzeit. Viele sind datirt und die Namen, welche sie aufweisen, sind häufig in der römischen Geschichte zu finden. Ein eclatanterer Beweis, daß es schon im Alterthume Kiselacke gegeben hat, kann nicht gefunden werden. Man kann jedoch in diesem Falle den „Globetrotters" des Alterthums ihre Sentimalität oder ihre Eitelkeit ausnahmsweise verzeihen, die sie zur Verstümmelung dieses Monumentes bewogen, denn erstens war die „Globetrotterei" damals ungleich schwieriger als heute und zweitens sind die poetischen und prosaischen Mementi ihres Besuches von historischem Interesse.

Ich hätte meine oberegyptische Reise gerne bis Assouan fortgesetzt, aber Ostindiendampfer warten ebenso wenig auf Passagiere, als andere Schiffe, und meine Zeit gestattete mir gerade noch, nach Cairo zurückzukehren und von dort aus Ismailia am Suezcanal zu erreichen, wo ich beabsichtigte; mich einzuschiffen. Die Rückreise nach Cairo ist nicht unangenehm, da man den Nachtzug dazu benützen kann, der Luxor am Nachmittag verläßt. Bald nach der Abfahrt machte ich eine Reisebekanntschaft, die mein Interesse auf's Höchste in Anspruch nahm. Das mir angewiesene Coupé enthielt, außer mir, nur noch einen Herren, mit dem ich natürlich bald in's Gespräch gerieth. Mein Gesellschafter kam soeben aus Chartum und verrieth eine gründliche Kenntniß egyptischer und sudanesischer Verhältnisse. Auf meine Frage, ob er sich längere Zeit in diesen Ländern aufgehalten hätte, meinte er, daß er besonders in Chartum länger verweilt hätte als ihm lieb gewesen wäre. Er überreichte mir gleichzeitig seine Karte und der Name, den ich darauf las, machte mir sofort alles klar. Mein Reisegefährte war Karl Neufeld, der deutsche Kaufmann, der sich zwölf Jahre lang in der Gefangenschaft des Mahdi befunden hatte, aus der er

gelegentlich der Einnahme von Chartum durch die Engländer unter Lord Kitchener befreit wurde.

Neufeld war ein großer, knochiger Mann mit sonnverbrannten Zügen und röthlichbraunem, dichten Vollbart. Er sprach ein ziemlich gutes Englisch mit starkem Accent, aber seine Conversation verrieth weder in dieser noch in der



Eingang zum Grabe Sethos des Ersten.

deutschen Sprache den Mann von Bildung, dem man die Authorschaft seines seither erschienenen Buches zutrauen könnte. Er ist dagegen ein guter Erzähler und ich habe ihm während unseres Beisammenseins den Rath gegeben, Vorlesungen in Deutschland, England und Amerika zu halten,

die bei dem damals noch lebhaften Interesse an der Wiedereroberung des Sudan's unzweifelhaft gute finanzielle Resultate ergeben würden. Neufeld hat diesen Rath auch befolgt. Ich habe keine seiner Vorlesungen gehört, aber was er mir damals auf dem Wege nach Cairo frisch von der Leber weg erzählt hat über den Mahdi und seine Anhänger, sowie über seine Abenteuer und Leiden in der zwölfjährigen Gefangenschaft, die er zum größten Theile in schweren Fesseln zugebracht hatte, ist jedenfalls interessanter gewesen. Indem er die Spuren der Ketten an seinen Fußgelenken zeigte, sprach er mit Rührung von der schwarzen Abessynierin, die ihn der Mahdi gezwungen hatte, zu heirathen und deren Anhänglichkeit er sein Leben mehrfach zu verdanken hatte. Diese Zwangsehe war mit zwei Kindern gesegnet worden und seit seiner wiedererlangten Freiheit befand sich Neufeld in einem sonderbaren Dilemma zwischen der Dankbarkeit, die er diesem schwarzen Weibe schuldete und der Pflicht gegenüber seiner Frau, einer Engländerin, die geduldig zwölf Jahre lang auf seine Befreiung gewartet hatte. Er kehrte soeben von einem Besuche bei seiner schwarzen Familie in Chartum zurück und nun erwarteten ihn in Cairo seine legitime Frau und seine erwachsene Tochter. Dieses Dilemma schien ihm viel Schmerz und Kopfzerbrechen zu verursachen und der einzige Ausweg, den er sah, war, die Zukunft seiner abessynischen Familie sicher zu stellen und sie endgültig zu verlassen. Die älteren und einzig legitimen Rechte der ersten Frau bedingten das und die Liebe ging jedenfalls der Dankbarkeit voraus.

In Cairo trennten wir uns und obwohl Neufeld mich auf's Angelegentlichste einlud, die Bekanntschaft seiner englischen Gemahlin zu machen, gestatteten mir die Umstände nicht, von seiner Einladung Gebrauch zu machen.

XI.

Durch Goschen. — Tel-el-Kebir. — Ismailia. — Im rothen Meer. — Englische Passagiere. — Perim. — Adener Taucher und Kaufleute. — Tarara-bum-de-ay! — Sokotra. — P. & O. Offiziere. — Ankunft in Ceylon.



eine Kabine für die Reise von Ismailia nach Ceylon auf dem Dampfer „India" der „Peninsular and Oriental S. S. Navigation Company", kurzweg P. & O. genannt, war belegt, und nachdem die genaue Abfahrtszeit dieser Dampfer von Stationen am Suezkanal nicht bestimmt werden kann, so verließ ich Cairo zwölf Stunden bevor die „India" fällig war. Die Strecke nach Ismailia, welche das biblische Land Goschen durchschneidet, wird mittelst Eisenbahn in ungefähr vier Stunden zurückgelegt und ist landschaftlich kaum schön zu nennen. Wer Egypten von Alexandrien bis Luxor kennen gelernt hat, der findet auf dieser Strecke nicht einmal mehr den Reiz der Neuheit an den schmutzigen Eisenbahnstationen, den armseligen Fellachendörfern und den reizlosen Feldern, die hie und da mit kleinen Dattelpalmpflanzungen abwechseln. Anziehend sind höchstens die Arabergruppen an den verschiedenen Stationen, die zudringlichen Verkäufer von Datteln, Orangen, Zuckerrohrstangen und gefälschten Antiquitäten durch ihr lebhaftes Wesen und ihre malerischen Costüme, sowie die Staffage der flachen Landschaft, das sind schwer beladene Kameele und Esel, die träge auf den Sanddämmen dahinziehen. Hie und da ist die Gegend von schmalen Bewässerungskanälen durchzogen und häufig ziehen sich riesige Cacti den Bahn-

damm entlang. An Denkmälern der alten Zeit fehlt es hier gänzlich und nur die Ruinen der alten Stadt Bubastis liegen abseits (jedoch unsichtbar) einer Station, deren Namen mir entfallen ist.

Auf dem ganzen Wege nach Ismailia bietet jedenfalls die Station Tel-el-Kebir das größte Interesse, in deren unmittelbaren Nähe man den kleinen, von einem grauen Stacketzaun eingefaßten Friedhof sieht, in welchem die im Jahre 1882 auf dem dortigen Schlachtfelde gefallenen, englischen Offiziere und Mannschaften begraben sind. Der Zug fährt so nahe vorüber, daß man bequem die Inschriften auf den Grabmälern lesen kann. Bald darauf passirt man einen Theil des Schlachtfeldes selbst, auf dem Arabi Pascha den letzten, vergeblichen Kampf um Egypten's Selbstständigkeit gekämpft hat.

Bei Abu Hammad beginnt eine Wüstenstrecke und von hier an sieht man nichts als gelben Sand und verbranntes Geröll bis endlich am Horizont, oasenartig, die grünen Baumgruppen auftauchen, welche Ismailia, die Mittelstation am Suezkanal, bezeichnen.

Das übliche wüste Geschrei der Lastträger und Hotelagenten begrüßt auch hier den Reisenden bei seiner Ankunft auf dem Bahnhofe. Ich übergab mein Gepäck einem Agenten und mich durch die drängende Menge hindurch windend, war ich bald im Hotel Victoria, einer Filiale des bekannten Shepheard Hotels in Cairo, untergebracht. Dort erfuhr ich, daß der Dampfer erst am nächsten Abend eintreffen würde und so blieben mir denn 24 Stunden zur Besichtigung Ismailias. So viel Zeit braucht man aber lange nicht. Zwei bis drei Stunden genügen vollkommen.

Während des Baues des Suezkanals war Ismailia eine lebhafte Stadt gewesen, wird jedoch heute an Wichtigkeit von

Port Said und selbst von Suez überflügelt. Von den 1200 Europäern, die hier in den fränkischen Stadttheilen wohnen, sieht man in den verödeten Straßen nur sehr wenig, und selbst die Rue de Commerce, die Geschäftsstraße, sieht so schläfrig aus wie die wenigen Menschen, die in den griechischen Cafés und Weinstuben herumlungern. Die Stadt ist,



Der Suez-Kanal bei Ismailia.

abgesehen von dem arabischen Viertel, sehr reinlich und regelmäßig angelegt. Die Straßen, die sich von einem kleinen Park im Centrum aus strahlenförmig ausbreiten, sind von den herrlichsten Akazien eingefaßt und in einigen derselben, wie z. B. der Rue Guichard und Avenue Poilpré, wandelt

man wie unter einem grünen Dom. An öffentlichen Gebäuden befinden sich hier ein Sommerpalast des Khedive, das Amtsgebäude der Suezkanal Compagnie, das letztere ebenerdig in schönem arabischen Styl, und das französische Hospitalgebäude, welches außerhalb der Stadt in der Nähe der Mündung des Kanals liegt, der sich hier in den Timsah See erweitert. Von Interesse ist ein Besuch in dem Amtsgebäude der Kanalgesellschaft, dessen zwei gras- und blumenreiche Höfe mit Bronzebüsten von C. Lemasson und Jules Guichard geschmückt sind, die beide an dem Kanalbau hervorragend Antheil genommen hatten. In einem Zimmer daselbst befindet sich ein zwölf Fuß langes Modell des Kanals, in welchem eine genaue Uebersicht der täglich den Kanal passirenden Schiffe geführt wird u. z. mittelst kleiner Holzpflöckchen, die in Stäbchen geklemmte Kartonstreifen mit den Namen der betreffenden Fahrzeuge tragen. Die Stellung dieser Zeichen wird ungefähr von Stunde zu Stunde, nach den telegraphischen Meldungen der in Abständen von je zehn Kilometern längs des Kanals gelegenen Stationen, verändert und auf diese Weise wird es ermöglicht, den passirenden Schiffen die nöthigen Befehle zum Anhalten und Ausweichen zu ertheilen, und jederzeit den zeitweiligen Ort zu wissen, an dem sich ein bestimmtes Schiff zu einer gegebenen Zeit befinden muß.

Ich hatte all' die Sehenswürdigkeiten Ismailia's am Nachmittage meiner Ankunft und an einem Theil des folgenden Vormittags besichtigt und verbrachte den Rest des Tages in Gesellschaft eines australischen Predigers und des bekannten englischen Schauspielers Kyrle Bellew, deren Bekanntschaft ich an der Hotel table d'hote gemacht hatte und die ebenfalls auf der „India“ Passage zu nehmen beabsichtigten, indem wir kleine Negerjungen nach Piasterstücken tauchen ließen, die wir von einer Landungsbrücke aus in

den See warfen. Um 7.30 Abends erblickte man endlich den Scheinwerfer der „India“, die bald darauf im See Anker warf. Ein kleiner Dampfer brachte die wenigen Passagiere an Bord und um 9 Uhr befand sich die „India“ schon in dem schmalen Durchstich zwischen dem Timsah und den bitteren Seen. Bei Tagesanbruch hatten wir Suez passirt und schwammen bei herrlichstem Wetter in dem Golf der die Halbinsel Sinai von dem afrikanischen Festlande scheidet. Land bleibt während des ganzen Tages in Sicht. Rechts die sandige Küste Egyptens, die erst gegen Abend einige Höhenzüge aufweist; links die malerische Sinaikette, die schroff aus dem Wasser aufsteigt und deren hintere, wild zerklüftete Felsen sich zu bedeutender Höhe emporstrecken. Der berühmte Berg selbst bleibt unsichtbar. Am Abend fesselte ein herrlicher Sonnenuntergang hinter den nubischen Bergen das Auge und die wunderbare Klarheit der Luft ließ das scharfe Gebirgsprofil fast in unmittelbarer Nähe erscheinen, obwohl nach Angabe des Kapitäns die Küste sich in einer Entfernung von mehr als 70 Seemeilen befand. Am nächsten Tage war kein Land in Sicht und nur die im rothen Meer so häufig bemerkbaren fliegenden Fische boten einige Unterhaltung. Die Temperatur, die sich zwischen 80 und 85 Grad Fahrenheit bewegte, änderte sich auch in der Nacht kaum merklich, und die in den Kabinenlucken angebrachten Windfänge, sowohl als die von Laskaren im Speisesalon in Bewegung gesetzten Punkahs erwiesen sich als höchst angenehm. Die steife Conventionalität beim Diner schwand einigermaßen je weiter wir nach Süden kamen und häufig schon wechselte der weiße Tropenanzug mit dem monotonen schwarzen Frack und Tuxedo oder Smoking, wie dieses Kleidungsstück in Europa heißt. Aber auch für den weißen Rock ist die Vorschrift streng. Er muß in Form einer englischen Seeoffiziersjacke geschnitten sein und wird mit einer Seidenschärpe, statt Weste, getragen.

Die Gesellschaft auf dem Schiffe war ungemein gespreizt. Sie bestand zum größten Theil aus Engländern, die nach den Kolonien reisten oder aus Australiern, die von einem „Home“-Besuche in ihre wirkliche Heimath zurückkehrten. Es ist eine Eigenthümlichkeit der Letzteren, die sich an Bord der „India“ bestätigte, daß dieselben, seien sie auch selbst, oder sogar schon ihre Eltern, in Australien geboren, doch immer von England als „Home“ sprechen, während sie den Engländern selbst häufig nicht die geringste Sympathie entgegenbringen. Einer meiner Tischnachbarn, ein Mr. Elliot aus Melbourne, machte sich z. B. trotz seines großbritannischen Patriotismus der ihn mit Eifer für den Krieg gegen die Buren auftreten ließ, über alle Sonderlichkeiten und speziell über die steifen Manieren unserer englischen Reisegenossen auf's Aeußerste lustig. Zu der an Bord herrschenden Gespreiztheit trug der Umstand noch wesentlich bei, daß sich Lord Stafford-Northcote der neuernannte Gouverneur der Provinz Bombay, nebst Gemahlin und Gefolge, unter den Passagieren befand. Die Servilität der freien Britten, mit welcher stets von seiner „Lordship“ gesprochen wurde, und die Speichelleckerei, mit der sich Alles um ihn drehte, war wirklich lächerlich, und besonders thaten sich darin die zahlreichen jungen Leute hervor, die nach den Kolonien reisten um Carrière zu machen.

Unter allen Passagieren, mit denen ich im Laufe dieser elftägigen Reise in Berührung kam, waren nur wenige, deren Unterhaltung mir Vergnügen bereitet hätte, und unter diesen Wenigen fühlte ich mich am meisten hingezogen zu einem liebenswürdigen Ehepaar, Herrn und Frau Niels Höy aus Christiania, die Beide ziemlich fließend Deutsch und Englisch sprachen und sich auf einer Reise um die Welt befanden. Wir verdankten unserer gegenseitigen Annäherung manche Stunde angenehmer Conversation an Bord der „India“, in der wir uns sonst nur „gemopst„ hätten und die

herrlichen Tage, die wir später zusammen in Ceylon verlebten, waren solche, die man nicht leicht vergißt.

Am Morgen des vierten Tages passirten wir die Straße von Bab-el-Mandeb zwischen der Insel Perim und dem arabischen Festland. Perim, englischer Besitz, ist befestigt, aber von Bord aus bemerkt man auf dem völlig baumlosen Hügelland nur den Leuchtthurm und einige kasernenartige größere Gebäude, von welchen eines die Kabelstation sein soll. Stolz flattert der Union Jack vom hohen Flaggenmast, während gegenüber auf dem arabischen Festland die türkische Fahne von einem verdeckten Fort weht. Bald darauf waren wir im Golf von Aden und gegen Mittag ward die Südküste von Arabien schwach sichtbar. Um 4 Uhr ankerte die „India“ im äußeren Hafen von Aden, wo Post ein und ausgeladen wurde und Passagiere nach Bombay auf den bereits wartenden Dampfer „Arabia“ transferirt wurden.

Obwohl Aden durch mörderische Hitze berüchtigt ist, so war die Temperatur um diese Jahreszeit erträglich und Viele bereiteten sich vor, die wenigen Stunden, welche die „India“ im Hafen liegen sollte, zu einem Ausfluge an's Land zu benützen. Kaum war der Anker gefallen, so wurde der Dampfer auch schon von einer Menge kleiner Boote umringt, die hauptsächlich von Somalinegern bemannt waren und hindustanische, jüdische und arabische Händler enthielten, welche Straußfedern, Leopardenfelle, Antilopenhörner und sonderbar geflochtene Körbchen an Mann zu bringen suchten. Es entwickelte sich ein lebhaftes Handeln und Feilschen in „Pigeon-Englisch“ zwischen den Insassen der Boote und den Passagieren an Bord, während die Postsäcke in einen kleinen Dampfer geladen wurden, der einige Offiziere zur Begrüßung Lord Stafford-Northcote's auf's Schiff gebracht hatte, welcher hier zur Reise auf seinen neuen Gouverneursposten ebenfalls den Dampfer wechselte.

Auch in Aden tauchen die Somalijungen nach Geldstücken, aber sie sind nicht so bescheiden als die kleinen Neger von Ismailia. Was ihnen zugeworfen wird, muß Silber sein und je größer die Münze desto lebhafter ist ihr Eifer. Es ist ganz merkwürdig, mit welcher Sicherheit diese Jungen im Fluge Kupfer- oder Nickelstücke von Silbermünzen un-



Die arabische Küste bei Aden.

terscheiden können, welche in die See geworfen werden. „Schilling! Schilling!" ist was von ihnen verlangt wird, und erst wenn ihnen ein solches Geldstück oder eventuell ein Sixpence zugeworfen wird, tauchen sie blitzschnell in die blaue Fluth, ohne Rücksicht auf die zahlreichen Haifische,

welche den Hafen von Aden unsicher machen sollen. Doch sagt man, daß die Haifische wahre Leckermäuler sind, welche die weiße Haut von Europäern vorziehen und selten einen Neger ergreifen. Dem muß wohl so sein, sonst wäre es kaum glaublich, daß selbst ein Somalijunge für einen Schilling sein Leben auf's Spiel setzen würde. Ob ein Kaukasier wirklich besser schmeckt, ist natürlich nur von einer Haifischseele zu entscheiden. Wenn man jedoch der biblischen Tradition Glauben schenken darf, welche den einzigen Fall verzeichnet der möglicherweise zur Beurtheilung kommen könnte, so ist dem nicht so, denn Jonah wurde, bald nachdem ihn ein Wallfisch verschlungen hatte, als unverdaulich, wieder ausgespuckt. Und man darf einem Wallfisch doch gewiß eben so guten Geschmack zutrauen als einem Hai.

Derjenige Theil von Aden, welcher von Bord aus sichtbar ist, besteht aus den Peninsular und Oriental Officegebäuden, Artillerie-Barracken, dem Commandaturgebäude und mehreren zerstreuten, kleinen Häusern, die sich den Abhang des kahlen, zerrissenen Berges hinanziehen, welcher den Hintergrund der Stadt bildet. Läßt man sich jedoch an der Prince of Wales Wharf an's Land rudern, so betritt man Steamer Point, den Hauptplatz von Aden, auf welchem sich bei Ankunft von Dampfern reges Leben und Treiben entwickelt. Hier sind auch die beiden Hotels der Stadt und die verschiedenen Läden zu finden, von deren Thüren aus freundlich einladende, gelbe, braune und schwarze Gesichter den Fremden angrinsen. "Ostrich feathers! Postage stamps! Photographs! Cheap, cheap, very cheap!" lautet der Feldruf mit dem sich diese Gesellen auf ihr Opfer stürzen und es ist unmöglich, ihnen zu entgehen. Man muß kaufen! Der einzige Rettungsweg ist, sich in einen der kleinen Wagen zu werfen, deren beturbante Kutscher ihre Dienste anbieten und eine Rundfahrt zu machen, die sich, falls man genügend Zeit hat, bis zu den berühmten „Tanks",

uralten Wassercisternen, erstrecken kann, welche sich einige englische Meilen von der Stadt entfernt befinden. Auch wir sind unserem Schicksal nicht entgangen; Muncherjee Eduljee Manakjee hieß der edle Parse, der uns in seine Höhle lockte und von dem ich unter anderen Dingen ein Bündel Straußfedern einhandelte, über deren wirklichen Werth erst meine bessere Hälfte nach meiner Heimkehr ihr Urtheil abgeben sollte. Die allgegenwärtigen Ansichts-Postkarten fanden sich natürlich auch hier und es ist selbstverständlich, daß wir unsere Pflicht in dieser Hinsicht nicht vergaßen. Welche der jungen Damen auf meiner Liste hätten mir eine solche Unterlassungssünde nie verziehen. Auch einen Talisman in Form einer ledernen Kopfbinde zur Fernhaltung des Teufels habe ich erstanden und zwar von unserem Bootführer, der mich erst durch einen Somali-Liebessang und dann durch ein rührendes „Ta-ra-ra-bum-de-ay“ und „Daisy, Daisy!“ weich zu stimmen gewußt hatte. Mit diesem Talisman bin ich natürlich, wie der Berliner sagt „reinjefallen“, denn die Teufel, von denen ich bisher mitunter heimgesucht worden bin, scheinen sich den Teufel um diesen Talisman zu scheeren. Sie versuchen mich nach wie vor, und nur einen reizenden Teufel bin ich im Stande damit fernzuhalten, wenn ich den Talisman auf den Kopf setze, und dieser ist meine Frau, die mir sagt, daß ich zu häßlich darin aussehe, als daß sie mir nahekommen wolle.

Um 9 Uhr Abends lichtete die „India“ wieder ihren Anker und bald waren die wenigen Lichter von Aden, welche in der Dunkelheit am Ufer schimmerten, dem Gesichte entschwunden. Am Abend des nächsten Tages passirten wir Cap Gardafui, die östlichste Spitze Afrika's, und am folgenden Vormittag die große Insel Sokotra. Ich hätte viel darum gegeben, diese so wenig bekannte Insel zu besuchen, die noch von keiner wissenschaftlichen Expedition gründlich durchforscht wurde und mein Auge verweilte mit Interesse auf

dieser geheimnißvollen Küste so lange ihre durch die Entfernung verschwommenen Umrisse in Sicht blieben. Wir waren nunmehr im indischen Ocean. Das Wetter während der nächsten Tage blieb ständig und schön; die See war so glatt wie man sie selten sieht und die Hitze tagsüber war erträglich. Doch hätten die Nächte etwas kühler sein können. Die Monotonie des Oceans wurde nur hie und da durch das Auftauchen eines fernen Schlots oder Segels unterbrochen und die Passagiere verträumten zumeist die Tage schlafend und lesend, zu welchem Zwecke jeder die kühlsten Plätzchen an Deck aufsuchte. In den Nachmittagsstunden wurden Sportspiele getrieben, an denen sich hauptsächlich die jüngere Welt betheiligte, aber selbst da wirkte die brittische Steifheit so auf Nichtbritten, daß die Letzteren sich stets mit dem Zuschauen begnügten. Auch die dienstfreien Schiffsoffiziere nahmen keinen Antheil an diesen Vergnügungen. Es mag hier gleich bemerkt werden, daß die Dienstregulationen auf den Peninsular & Oriental Dampfern es den Offizieren verbieten, an den Unterhaltungen der Passagiere, selbst in dienstfreien Stunden, theilzunehmen, oder sich mit denselben in Gespräche einzulassen. Diese Regulationen werden nicht nur strenge eingehalten, sondern sogar soweit übertrieben, daß die kurzbemessenen Antworten, die man auf höfliche Fragen von diesen Herren empfängt, häufig einer Beleidigung nahe kommen. Die Behandlung der Passagiere auf den Schiffen der P. & O. Linie, sowie die Verpflegung, sind überhaupt nicht zufriedenstellend, besonders wenn man die hohen Preise in Berücksichtigung zieht, die von Kajütenpassagieren gefordert werden. Im Gegensatze zu den deutschen und österreichischen Orientlinien, wo Höflichkeit der Offiziere, gute Verpflegung und Bedienung die Regel sind, scheint die P. & O. Gesellschaft ihre Passagiere als Melkkühe zu betrachten, die für minderwerthiges Futter und nachlässige Abwartung gute Dividendensahne zu liefern haben. Es

ist unter den Reisenden dieser Linie sprichwörtlich geworden, daß die Passagiere für die P. & O. Dampfer, nicht aber diese für die Passagiere geschaffen sind. Bei der zunehmenden Concurrenz anderer Linien wird jedoch das bisherige Monopol dieser Gesellschaft bald untergraben sein und der



Im Hafen von Colombo.

Selbsterhaltungstrieb wird sie schließlich zu den nothwendigen Reformen zwingen.

Am Tage vor unserer Ankunft in Colombo kam eine der zahlreichen Lakediven-Inseln in Sicht und der Anblick von Land rüttelte Manchen wieder aus seiner Lethargie. Die Aufregung dauerte jedoch nur kurze Zeit und bald war alles

wieder im alten, schläfrigen Geleise. Am nächsten Vormittage tauchte endlich, wie ein Nebelduft in der Ferne, Ceylon, die Perle des indischen Oceans, aus den blauen Fluthen. Immer klarer und klarer wurden die Umrisse des Landes. Gegen Mittag traten die Einzelheiten deutlicher hervor und nun lag sie vor uns, Colombo, die Herrliche. Mit freudigem Gefühl lauschten wir dem Rasseln des Ankers in die Tiefe.

XII.

Im Hafen von Colombo. — Catamarans. — Tauchergefahren. — Hotelwesen. — Krähen als Mäusefänger. — Jongleure. — Tropisches Straßenbild. — Mohammedanische Juweliere. — Sonderbare Beförderungsmittel. — Zimmtgärten. — Die Kokuspalme. — Lächerlicher Kastengeist der Dienerschaft.



er erste Anblick, den der Reisende von Ceylon gewinnt, wenn er sich von der See her Colombo nähert, ist entschieden enttäuschend. Eine langgedehnte, flache Küste, in deren Hintergrund blaue Hügelketten sich nebelhaft abzeichnen, streckt sich nach Nord und Süd und erst nachdem der Dampfer in den durch einen riesigen Molo geschützten Hafen einfährt, erblickt man deutlicher die flach gelegene Stadt und die dichten Kokuspflanzungen längs des Ufers.

Das Leben und Treiben im Hafen selbst ist im höchsten Grade anziehend und malerisch. Dampfer und Segelboote aller Nationen liegen vor Anker (Colombo ist ein Haupthafen für alle ostasiatischen und australischen Dampferlinien, die hier ihre Kohlenstationen haben) und zahlreiche kleine Boote der sonderbarsten Bauart durchschießen das tiefblaue Wasser. Unter den Letzteren fallen zumeist die sogenannten Catamarans auf, äußerst schmale, langgebaute Boote mit steilen Bordwänden, die auf einer Seite mittelst zwei langen Stangen mit einem schwimmenden Klotz verbunden sind, der den Zweck hat, das Kentern zu verhindern, welches sonst bei der leichtesten Schwellung nicht zu vermeiden wäre. Ein Catamaran wird gewöhnlich von zwei Eingeborenen mittelst der hier üblichen spatenförmigen Ruder getrieben und enthält

eins bis zwei schmale Bänkchen in der Mitte für Passagiere, die mit zusammengezwängten Knieen hinter einander sitzen müssen und nur von einem kleinen Sonnendach aus Kokusfasergewebe gegen die sengende Mittagsglut geschützt werden. Man beneidet bei der Hitze die unvermeidlichen nackten Kerle, welche knieend auf den primitivsten Fahrzeugen, (drei rohbehauene, beiderseits zugespitzte Baumstämme, die mit Stricken verbunden sind) gespaltene Bambusrohre als Ruder benützend, den vor Anker liegenden Dampfer umfahren und unter gellendem „Dive, dive, dive!" Geschrei nach kleinen Silbermünzen tauchen. Diese Taucherei hört jetzt auf, eine Neuheit für uns zu sein, und ich wenigstens ziehe es vor, mein Geld von nun an, auf eine Weise wegzuwerfen, die von praktischerem Vortheil für mich als für Andere ist. Daß das Wasser hier für die armen Teufel gefährlicher ist als in Aden, beweisen die verstümmelten Gliedmaßen einiger Taucher, deren fehlende Theile allem Anscheine nach in den Mägen gefräßiger Haie ihre letzte Ruhestätte gefunden haben. Da die Haut der Eingeborenen von Ceylon von dunkelbrauner Farbe ist, so muß man den singhalesischen Haifischen ein feines Unterscheidungsvermögen zutrauen, welches sie in den Stand setzt, einen Singhalesen oder Tamil von einem Neger zu unterscheiden.

Während die Anstalten zur Landung getroffen werden, kommen einheimische Schneider an Bord, um mit mitgebrachten Mustern an der Hand Aufträge für weiße Leinen- und Khaki-Anzüge von den Passagieren entgegenzunehmen. Da diese Anzüge gut gemacht sind, innerhalb 24 Stunden nach Maß angefertigt werden und nur ungefähr 10 Schillinge kosten, so machen die Schneider ein gutes Geschäft. Herr Höy und ich bestellten je drei solcher Anzüge, darunter zwei „Dreß Coats", die uns nach 36 Stunden in unserem Hotel abgeliefert wurden.

Nachdem die „India" in ziemlicher Entfernung vom

Quai geankert hatte, so geschah unsere Landung in einem kleinen Dampfboot und in Abwesenheit jedweder Zollschwierigkeiten saß ich sehr bald in Gesellschaft von Herrn und Frau Höy bei einem guten „Tiffin“ (Lunch) im halbdunklen Speisesaal des Grand Oriental Hotel. Die Aussicht von hier ist direkt auf den belebten Hafen und wir empfanden mit Vergnügen die kühlenden Luftwellen, welche durch die



Straße in Colombo.

zahlreichen elektrischen Punkahs hervorgerufen wurden. Was man hier wohl ohne Punkahs thäte? Man benöthigt sie überall. Während des Speisens, im Lehnstuhl auf der Veranda und des Nachts über dem Bett sind nur sie es, welche das Leben erträglich machen.

Die beiden Hotels in Colombo, die für den Reisenden in Betracht kommen, sind das „Grand Oriental“ und „Gall

Face“, welche beide mit dem in den Tropen üblichen Comfort eingerichtet sind. Dem Klima entsprechend enthalten die Hotelzimmer keine Teppiche. Die mit Mosquitonetzen umgebenen Betten haben harte Matratzen und Kissen und man schläft bei offenen Thüren. Die Bedienung besteht ausschließlich aus männlichen Singhalesen in weißer Kleidung und mit unbeschuhten Füßen. Es werden vier Mahlzeiten verabreicht. Die erste, "**early tea,**" wird zeitlich Morgens im Zimmer aufgetragen und wird gewöhnlich in Pyjamas auf der abgeschlossenen Privat-Veranda eingenommen. Dann folgt Frühstück zwischen 9—12, Tiffin zwischen 12—2 und Diner um 8 Uhr Abends. Das Menue enthält stets zahlreiche „Curries“, die hier bedeutend besser schmecken als in England oder Amerika.

Was uns zuerst in Colombo auffiel, war die stark rothe Farbe des Erdreiches und die zahlreichen Krähen, deren Gekrächze frühmorgens den besten Schlummer stört und die so frech sind, daß sie beim Frühstück auf der Privat-Veranda dem Essenden fast die Bissen aus der Hand schnappen. Wie wir jedoch bemerkten, spielen die Krähen hier auch die Rolle von Mäusefängern. Es giebt genug dieser Nager in den Hotels und da die Dienerschaft durchwegs buddhistischen Glaubens ist und das Tödten von Thieren als Sünde betrachtet, so würden dieselben jedenfalls rasch überhand nehmen, wenn nicht die Krähen die Sünde auf's eigene Gewissen nähmen. Die Mäuse werden lebend in Fallen gefangen und es ist komisch anzusehen, wenn die Küchendiener, eine zappelnde Maus am Schwanze haltend, alle Augenblicke auf der Straße erscheinen, um ihren Fang an einer Stelle freizulassen, wo die darauf wartenden Krähen ihn sofort wieder erwischen können.

Schon am ersten Nachmittage hatten wir Gelegenheit, auf der Hotel-Veranda der Zaubervorstellung eines indischen Fakirs beizuwohnen, der, nebst anderen Kunststücken, auch das

berühmte Zauberstückchen mit dem wachsenden Mangobäumchen vorführte. Die Sache erschien auch uns, wie so vielen Anderen, ganz wunderbar, bis ich einige Tage später, gegen Bezahlung einiger Rupien, einem anderen Fakir in Kandy dieses Kunststück nebst einigen anderen selber ablernte und damit skeptischer gegen unerklärliche, nach Hypnotismus riechende Tricks wurde, wie z. B. gegen das in die Luft geworfene Seil an dem ein emporkletternder Hindujunge verschwindet. Dieser Trick wird hier nicht gemacht, aber ich hoffe ihm in Indien auf die Spur zu kommen, wenn er nicht etwa blos in dem krankhaften Gehirn übertreibender Reisenden existiren sollte.

Colombo ist nicht groß und das „Fort" genannte europäische Geschäftsviertel enthält, außer Queen's House, der Residenz des Gouverneurs, und dem ansehnlichen Postamt, nur wenige bemerkenswerthe Gebäude. Dagegen wimmelt es in den Straßen des Fort und besonders in den dichtbevölkerten Quartieren von Pettah und Colpetty von interessanten Gestalten. Vom hellsten Weiß bis zum dunkelsten Schwarz sind alle Hautschattirungen vertreten und eben so reichlich sind die Farbentöne in den bunten Trachten. Am auffallendsten sind natürlich die Singhalesen mit ihrem tiefschwarzen, am Hinterkopf aufgesteckten, langen Haar und dem eigenthümlichen, auf der Schädeldecke sitzenden halbrunden Kamm. Der häufig sehr weibische Gesichtsausdruck läßt vermuthen, daß man es in den bärtigen Damen europäischer und amerikanischer Schaustellungen häufig einfach mit hellfarbigeren Singhalesen zu thun hat. Der dunklere Tamil mit dem kreisrunden weißen Fleck auf Stirn und Ohren, die Tamilfrau, stets mit mehreren Nasenringen und durchbohrten Ohrläppchen, welche durch schwere Ringe so ausgedehnt sind, daß man zwei Finger ganz bequem durch die Oeffnung stecken könnte, der glattrasirte Moor und der halbnackte Ricksha-Boy sowie der gelbbekleidete Buddhaprie-

ster mit dem unvermeidlichen Sonnenschirm, sind ebenfalls hochinteressante Gestalten.

Sehr characteristisch sind die mohammedanischen Juweliere, welche in den Arkaden des Grand Oriental Hotel ihre Läden haben und sofort nach Ankunft der Dampferpassagiere mit vollgestopften Taschen auf der Hotel-Veranda erscheinen,



Mohammedanische Juweliere in Colombo.

um ihre echten und unechten Waaren mit unwiderstehlicher Persistenz anzubieten. Gleich Raubvögeln auf ein verendendes Opfer, so stürzen sich diese barfüßigen Söhne Mohammeds mit glattrasirten, von einer hohen, seidengestickten Mütze bedeckten Köpfen, auf den harmlosen Passagier und

es gehört Geduld und zähe Ausdauer dazu, ihre Angriffe auf die Börse abzuwehren.

Unter den Gefährten auf der Straße zeichnen sich besonders die kleinen zweirädrigen Rickshas aus, die, von flinkbeinigen Kerlen gezogen, das Hauptverkehrsmittel für die europäische Bevölkerung bilden. Ein kleiner starker Stier, mit kurzen Hörnern und Nackenbuckel, vor ein leichtes Gefährte gespannt, dient ebenfalls der Personenbeförderung, aber meine Erfahrung läßt mich vor der Benützung dieser Miethdroschken warnen. Obwohl der Stier eine rasche Gangart annehmen kann, so thut er dies doch nur auf fortwährendes, gellendes Zuschreien des Kutschers, der dabei den Hintertheil des Thieres fortwährend mit den Fäusten bearbeitet und ihm von Zeit zu Zeit den Schwanz umdreht oder gar in denselben beißt. Der Lastenbeförderung dient ein meist mit zwei weißen Zebus bespannter Wagen, „Tonga“ genannt, welcher ein aus Palmblättern geflochtenes, hohes Dach trägt und an die „Prairie-Schooners“ des amerikanischen Westens erinnert.

Kinder werden hier auf den Hüften getragen und Männer unterziehen sich dieser Aufgabe mit derselben Zärtlichkeit als die Frauen, denen man übrigens nicht allzuhäufig auf den Straßen begegnet.

Eine Anziehung bilden die Gemüse- und Fischmärkte, trotzdem sie nicht allzu reinlich aussehen. Auf den Ersteren erstaunt der große Reichthum unbekannter Früchte und Gemüse, während auf den Letzteren die Verschiedenartigkeit der ausgestellten Fische auffällt. Unter anderen werden auch junge Haifische ausgeboten, die, den Eingeborenen zufolge, nicht übel schmecken sollen. Wenn die Haifische sprechen könnten, würden sie vielleicht das Compliment erwidern. Das Fleischhauergewerbe wird ausschließlich von Mohammedanern betrieben, da die singhalesischen Buddhisten aus religiösen Gründen dieses Gewerbe niemals ergreifen.

Die Verkäufer von Bethel, welches hier stark gekaut wird, sind zumeist Frauen, die unter schattigen Bäumen auf dem Boden kauernd, die abscheuliche Mischung verkaufen, welche aus dem Blatte und der zerkleinerten Nuß der Bethel- oder Areca-Palme, etwas Tabak und Chunaam (eine kalkartige



Stiergefährte in Colombo.

Masse) besteht und beim Kauen Zähne und Lippen dunkel-orangegelb und roth färbt.

Den Fremden und den ansässigen Europäern bietet sich nur wenig Zerstreuung in Colombo. Ständiges Theater giebt es keines und die seltenen dramatischen Kunstgenüsse werden von reisenden englischen Truppen geliefert, welche

sich auf der Reise nach Australien eventuell einige Tage hier aufhalten. Wie in allen englischen Kolonien giebt es wohl ein Clubleben, welches jedoch ohne besondere Empfehlungen Fremden verschlossen bleibt.

An Spazierfahrten bieten sich einige hübsche Ausflüge worunter derjenige nach den Zimmtgärten unweit der Stadt sehr beliebt ist. Wir waren einigermaßen enttäuscht in diesen Anlagen die wir uns ganz anders vorgestellt hatten. Die Zimmtbäume hier sind kaum mehr als Sträucher, die eine Höhe von 6—8 Fuß erreichen, während in wildem Zustande der Baum zu einer ansehnlichen Höhe wächst. Sein Wachsthum wird jedoch beschränkt, weil der auf diese Weise kultivirte Baum jedenfalls einen besseren Handelsartikel liefert als sonst. Wir haben die Rinde dieser Bäumchen gekostet. Der stark aromatische Geschmack, wie er in der im Handel vorkommenden Waare enthalten ist, war jedoch abwesend, obwohl die grüne Rinde immerhin angenehm würzig schmeckte und duftete. Mount Lavinia, ein ungefähr 7 Meilen entfernt am Seeufer gelegenes Hotel, ist ebenfalls ein lohnender Ausflugsort, da man auf dem Wege dahin Gelegenheit hat, die üppig wuchernde tropische Vegetation zu bewundern.

Die Kokuspalmen sind am zahlreichsten vertreten und dieser Baum ist der Segen der einheimischen Bevölkerung, welcher er Nahrung, Wohnung und Kleidung bietet. Es giebt vielleicht keinen zweiten Baum, der von so allgemeinem Nutzen wäre als die Kokuspalme, deren schlanke, zierliche Form überdies noch zur Schönheit der tropischen Landschaft beiträgt. Ihre Frucht in frischem Zustande enthält Milch; trocken giebt sie feste Nahrung und das Material zu allerlei Gefäßen. Dem angezapften Stamm entfließen Zucker und berauschende Getränke. Abgehauen liefert er mit seiner Blätterkrone die Mittel zum Bau und zur Bedachung der Hütten. Die Blätter werden außerdem zu Matten und

Fächern verarbeitet. Das aus der Nuß gewonnene Oel, ein bedeutender Handelsartikel, giebt Licht und findet Verwendung beim Kochen und bei der Toilette. Aus den Fasern und anderen Theilen werden Kleidungsstücke, Segel, Hüte, Netze und hundert andere Dinge gemacht, die aufzuzählen zu viel wäre.



Ein Singhalese.

Auf dem Wege nach Mount Lavinia wurde unser Wagen von einer Menge kleiner, nackter Kerlchen verfolgt, die so lange mit dem Rufe: „Papa — Mama, give me a penny!“ an der Seite des Wagens liefen, bis ihnen einige Kupferstücke zugeworfen wurden. Herr und Frau Höy, die kinderlos sind, fühlten sich natürlich geschmeichelt durch diese

zärtlichen Anrufe und, wenn ich sie nicht zurückgehalten hätte den kleinen Bettlern mehr Geld zuzuwerfen, so wäre uns deren paradiesische Escorte gewiß bis an unser Ziel theilgeworden.

Eigenthümlich ist das Leben in den Bungalows der ansässigen Europäer, in denen die Hausfrau ganz von der zahlreichen Dienerschaft abhängt, die in Ceylon, selbst in den kleinsten Familien, unumgänglich nothwendig ist. Der Kastengeist unter den einheimischen Diener ist bis auf's Lächerlichste entwickelt. Der Koch z. B. hält es unter seiner Würde Speisen aufzutragen oder die Küche zu reinigen. Zu letzterem Zwecke hält er sich einen Privat-Kuli. Der „Boy", (wie alle Diener genannt werden), welcher die Zimmer fegt, wäscht keine Fenster, der Rickshа-Boy putzt keine Kleider, der Aya (Kinderfrau) würde es nicht einfallen, ein Bett in Ordnung zu bringen u. s. w. "Against my caste" ist die unausbleibliche Antwort, wenn ihnen etwas zugemuthet wird, was außerhalb ihrer Arbeitssphäre liegt. Da eine weiße Dame sich nicht auf den Markt wagen darf, ohne um das Dreifache übervortheilt zu werden, so obliegt der Provianteinkauf dem Koch, der zu diesem Zwecke täglich eine Summe erhält, über die er Abends Rechnung zu erstatten hat. Den dabei unvermeidlichen, kleinen Betrügereien entgegentreten zu wollen wäre nutzlos, denn Einer thut's wie der Andere. Selbstverständlich sind die Löhne höchst gering und jeder Diener hat für sein eigenes Unterkommen und seine Verpflegung selbst zu sorgen. Seine Nahrungsansprüche sind bescheiden und das Klima gestattet ihnen bei Mutter Grün oder in irgend einem Winkel ihr Quartier aufzuschlagen. Eine Dame, bei der ich zu Gaste war, zeigte mir in ihrem Garten eine kleine offene Scheune, die zur Aufbewahrung von Werkzeugen u. s. w. diente, in welcher ihr Rickshа-Boy mit seiner ihm seit einigen Wochen angetrauten jungen Frau seinen Haushalt eingerichtet hatte. Eine Matte am Fuß-

boden und einige Gefäße bildeten die ganze Einrichtung. Der fröhlichen Miene der jungen Frau nach zu urtheilen, schien sie ganz glücklich zu sein und wenn des Dichters Wort



Eine Tamil Dame.

„Raum ist in der kleinsten Hütte für ein glücklich liebend Paar“ jemals wahr war, so ist es gewiß bei diesem Pärchen der Fall gewesen.

XIII.

Ausflug nach Kandy. — Das Heiligthum des Buddha-Zahns. — Der Paradeniya-Garten. — Elephantenprozession und Teufelstänzer. — Kandy'sche Häuptlinge. — Ali Fehmi Pascha.



ein Aufenthalt in Ceylon sollte ungefähr zwei Wochen dauern, aber so gerne ich die weniger bekannten, inneren Bezirke der Insel kennen gelernt hätte, so wirkt das ungewohnt feucht-heiße Klima in Colombo so apathisch, daß man, außer den frühen Morgen- und den etwas kühleren Abendstunden, die Tage theils in seinem Zimmer in der Nähe des elektrischen Punkah und theils im Badezimmer zu verbringen gezwungen ist. Doch ließ ich mir den Ausflug nach Kandy, der alten singhalesischen Hauptstadt, in Gesellschaft meiner liebenswürdigen dänischen Freunde nicht entgehen.

Kandy liegt ungefähr 70 Meilen landeinwärts und ist in Folge seiner Höhenlage (1700 Fuß über der Meeresfläche) ein etwas angenehmerer Aufenthalt als Colombo. Die Eisenbahnfahrt dahin dauert weniger als vier Stunden, und die Landschaft die man vom Zuge aus zu sehen bekommt ist entzückend. Bald nachdem man die Brücke über den Kelani Ganga passirt hat, beginnt die Steigung und das stets wechselnde Panorama zeigt bald zahlreiche von Eingeborenen und kleinen schwarzen Büffeln belebte Reisfelder, umgeben von schattigen Palmpflanzungen, bald einsame, malerische Thäler, schroffe Abhänge, bewaldete Hügel, und, in der Ferne immer deutlicher auftauchend, die zackigen Spitzen der hohen Berge im Inneren der Insel.

Der Zug ist gut, hat sogar einen Speisewagen und be-

rührt nur wenige Stationen, deren Namen sich stets in englischer, singhalesischer und tamil'scher Sprache deutlich bemerkbar machen. An diesen Stationen sind die schönsten Früchte, wie Mangos, Bananen, Ananas, Jackfruit, Pepoi u. s. w. erhältlich und diese tropischen Obstarten sehen so appetitlich aus, daß man der Versuchung nicht wiederstehen



Der Tempel des Buddhazahns in Kandy.

kann, sie zu kosten. Unter den uns neuen Früchten schmeckten uns besonders die Pepois und Mangos. Die Letzteren haben einen unvergleichlichen Geschmack und ihr Aroma scheint eine Mischung sämmtlicher feinen Obstarten zu sein. Wenn, wie die Singhalesen behaupten, Ceylon wirklich die eigent-

liche Stätte des Paradieses war, so ist es auch wahrscheinlich die Mangofrucht gewesen von der unsere Voreltern genascht haben. Um eine Mango mit Genuß zu verzehren, ist es nämlich angezeigt, daß man sie blos mit einem Feigenblatt bekleidet oder in der Badewanne ißt, denn nachdem dieselbe geschält ist, läßt sie sich einem Aal vergleichen, den man mit beiden Händen festzuhalten versucht, und der trotzdem immer entschlüpft.

Kandy ist von sanften Anhöhen umgeben und seine malerische Lage dürfte nur von wenigen Städten in der Welt übertroffen werden. Es besitzt eine Sommerwohnung des Gouverneurs und, was für den Fremden viel wichtiger ist, in dem Queen's Hotel einen Gasthof, der durch seine vorzügliche Leitung zu längerem Aufenthalt einladet. Unmittelbar vor dem Hotel glänzt der Spiegel des ziemlich großen heiligen See's, dessen Ufer von einer schönen Steinballustrade eingefaßt sind. In der Mitte desselben ragt eine kleine, palmenbewachsene Insel empor und ihr gegenüber, knapp am Ufer, befindet sich der berühmte „Shrine of the Tooth", ein Buddhistentempel, in welchem eine der kostbarsten Reliquien des Buddhismus, ein wirklicher Zahn aus dem Munde Buddha's, aufbewahrt wird.

Der Zutritt zum Tempel ist gestattet, nur wird auf Schritt und Tritt ein Obulus verlangt. Der Eingang, zu dem eine kleine Brücke über eine Einbuchtung des See führt, in welcher es von heiligen Fischen und Schildkröten wimmelt, ist umlagert von bettelnden Krüppeln und Verkäufern von Wachskerzen und Blumen, die einen betäubenden Wohlgeruch ausströmen. Ein glattrasirter, in eine gelbe Toga gehüllter Priester hält dem Besucher sofort eine Platte, mit einer Silberrupie darauf entgegen, die als Lockvogel dienen soll, aber ein 10 Centstück leistet denselben Dienst. Ein Führer erklärt nun in gebrochenem Englisch die schauder-

haften Fresken der Vorhalle, welche die Hölle und deren verschiedene Strafen zum Gegenstande haben. In der zweiten Vorhalle, deren Portal eine antike Sculptur bildet, wird ebenfalls ein Obulus verlangt und auch hier werden die schönen Blumen verkauft, die als Opfergabe Buddha's dienen.

Von diesem Raum gelangt man in eine kleine Tempel-



Bambus im „Paradeniya Garden", Kandy.

halle mit reich vergoldeter und gemalter Pforte, zu deren Seiten sich aus Stein gehauene Löwen und gewaltige Elephantenstoßzähne befinden. Hier wird in einem Eisenschranke ein goldener Regenschirm bewahrt und Priester und Tempeldiener, Letzterer in tellerförmigen, weißen Hüten, machen sich an den mit Blumen überhäuften Tischen zu schaffen.

Eine kleine Treppe führt in das obere Stockwerk zum Allerheiligsten, dessen Thürpfosten in Elfenbein geschnitzt sind.

Der Duft von Blumen und Weihrauch ist betäubend und nachdem man den silbernen Tisch bewundert und den goldenen Schrein angestaunt hat, welcher sieben andere goldene Kästchen enthalten soll, in derem Letzten sich der heilige Zahn befindet, ist man froh durch einen offenen, kleinen Raum in die Tempelbibliothek geführt zu werden, von deren runder Gallerie aus man einen herrlichen Blick auf den heiligen See und die umgebenden Berge genießt. Die Bibliothek enthält viele interessante Manuscripte, die auf zugerichteten Palmblättern geschrieben und auf Schnüren gereiht, zwischen bunt verzierten Holz- und Elphenbeindeckeln gebunden sind. Nachdem wir alles auf's Gewissenhafteste besichtigt hatten, ersuchten wir einen Priester und einen Tempeldiener, sich im Tempelhofe photografiren zu lassen, wozu sich dieselben auch ohne viele Umstände, jedoch gegen ein Bakschisch, herbeiließen.

So interessant auch der Besuch dieses Tempels sein mag, so hat Kandy doch in seinen botanischen Anlagen, dem berühmten „Paradeniya Garden", welcher, von drei Seiten vom Mahavili Ganga begrenzt, 150 Acker umfaßt, eine Sehenswürdigkeit, die weit interessanter ist und wie sie, außer Singapore, in diesem Genre wohl keine andere Stadt der Welt aufzuweisen hat. Weder Höys noch ich sind Botaniker, aber wir konnten trotzdem hier beim Anblicke dieser seltenen und herrlichen Vegetation in Entzücken schwelgen, an dem auch das Riechorgan seinen Antheil hatte. Denn es wachsen hier außer den seltensten Orchideen, Lianen und Palmarten alle Gewürzbäume der Tropen und — —aber ich schweige lieber, sonst verrenne ich mich zu sehr in meine Unkenntniß dieser herrlichen Pflanzenwelt. Eines soll nur noch erwähnt werden. Wir sind hier unter einem Upasbaum gestanden

und unser intelligenter singhalesischer Führer versicherte uns, daß es durchaus keine Gefahr hätte selbst unter demselben einzuschlafen.

Die Umgegend von Kandy ist reich an landschaftlichen Schönheiten und da es hier nicht so heiß ist, als in Colombo, so lohnen sich die herrlichen Spazierfahrten über die Bergstraßen, die nach verschiedenen englischen Damen benannt



Einer der heiligen Elephanten im Mataveli Ganga.

sind, wie z. B. „Lady Gordon's Drive" oder „Lady Walker's Drive". Die Letztere ist besonders schön und führt nach der Stelle an dem Mahavili Ganga, wo die heiligen Elephanten untergebracht sind, die in den religiösen Prozessionen eine wichtige Rolle spielen. Wir sahen diese Elephanten, als sie ihr tägliches Bad im Fluße nahmen wo sie mit dem Rüssel mächtige Wasserströme über ihre breiten Rücken ergossen,

während die Wärter ihre dicke Haut mit steifen Bürsten rieben.

Wir haben keine Gelegenheit gehabt einer dieser Elephantenprozessionen beizuwohnen, die ein imposantes Schauspiel in den religiösen Festlichkeiten bilden, welche jährlich von den Buddhisten Kandy's und seiner Umgebung abgehalten werden und die folgende Beschreibung ist einem Berichte entlehnt, den ein englischer Berichterstatter im Gefolge des jetzigen Prinzen von Wales, während seines Besuches in Ceylon, an sein Blatt gerichtet hat:

„Die Dunkelheit war bereits angebrochen als die Theilnehmer sich vor dem Eingange des Pavillongartens versammelten. Es war eine lange Reihe von Menschen und Thieren. Die Costüme der Ersteren und das Geschirre der Letzteren waren im höchsten Grade phantastisch. Die Finsterniß wurde durch zahlreiche Fackeln erhellt und die Luft war schwer von den Ausdünstungen des Kokusnußöls und der bunten Menge. Ihre königlichen Hoheiten erschienen nach dem Diner auf dem Balkon des weißen Hauses mit den massiven Säulen. Der Garten war noch in Dunkelheit gehüllt und es herrschte eine tiefe Stille. Plötzlich ertönte aus der Ferne der Lärm des Tomtoms und der schrille Ton der Chetty-Pfeife.

Es liegt eine eigenthümliche Gleichmäßigkeit in der orientalischen Musik. Das Tomtom und die Pfeife der Teufelstänzer klangen in meinen Ohren wie das Echo der Derwischtrommeln und der „Omobeina" bei dem Sturme auf Omdurman. Nun erschien die Spitze der Prozession. Sie wurde gebildet durch einen weißen Elephanten auf einem niedrigen Wagen der von einem Büffel gezogen wurde. Dieses Gefährte war von einem Wärter in einem flachen, runden Turban begleitet. Ich war neugierig zu erfahren, weßhalb diesem Elephanten der Ehrenplatz eingeräumt

wurde, da in der Prozession doch so viele mächtige Thiere folgten. „Weil er so schön ist“, erwiderte der Wärter auf meine Frage, indem er seine Ueberraschung, darüber daß Jemand an der Legitimität dieses Anspruches des weißen Elephanten zweifeln könne, unter der Maske ernster Höflichkeit verbarg.

Langsam und lärmend entwickelte sich die Prozession im gelben Lichte von Hunderten langer Fackeln in den Händen



Teufelstänzer.

brauner Singhalesen. Nach dem weißen Elephanten kam eine Reihe von Männern in weiten Gewändern von weißer und rother Farbe und solchen, die blos mit Lendentüchern bekleidet waren und auf deren glänzender Haut sich die Fackeln spiegelten. Hinter diesen kamen drei reichgeschirrte Elephanten, deren mittelster und größter eine rothe, goldgestickte Decke über den Kopf gezogen hatte, welche nur die

Ohren und Augen frei ließ. Unmittelbar darauf folgten die Teufelstänzer, schlanke Figuren die bis zur Hüfte entblößt waren und von deren Leibern der Schweiß in Strömen rann, während sie, unter sonderbaren Sprüngen und Umdrehungen, einen fremdartigen, monotonen Gesang ertönen ließen, den die Trommeln und Pfeifen mit schrillem Lärm begleiteten. Unter ihnen befanden sich Kinder und Greise und die ernsten Gesichter der Letzteren bildeten einen grotesken Contrast mit den komischen Verrenkungen ihrer Glieder. Kein Häuptling von irgend welcher Bedeutung würde in diesen Prozessionen ohne seine Teufelstänzer erscheinen, aber ich weiß nicht ob ihr Rang nach der Anzahl und der Energie ihrer Tänzer bemessen wird oder nicht. Es schien mir, als ob Unterschiede bei diesen Teufelstänzern vorhanden wären, denn ihre Anzahl, Kleidung und ihr Lärm schienen im Verhältniß zu der Würde und Prachtentfaltung der Häuptlinge zu stehen, die diesen Wirbelwinden von Farbe und Getöse folgten.

Ein Kandyer Häuptling mag ein schöner und selbst imposanter Mann genannt werden. Er besitzt die ernste Würde eines Türken und den Bart des Propheten. Auch sein Costüm ist prächtig. Zur Zeit der singhalesischen Könige war dieses einfach weiß, aber seitdem die Häuptlinge nicht mehr Höflinge ihrer angestammten Herrscher sein können, haben sie die Kleidung ihrer Könige usurpirt. Sie tragen um den Leib gewunden ungefähr sechzig Yards weißen Seidenstoff mit Roth und Gold gestickt. Der Stoff ist in dichten Falten um die Taille gewickelt und seine mit Goldfransen besetzten Enden fallen auf weiße Leinenhosen herab die in breiten Fältchen enden. Die Füße sind unbekleidet, aber der Kopf ist mit einem Hut bedeckt, dessen Reichthum an Gold und Edelsteinen des Altars eines Heiligen nicht unwürdig wäre. Der Oberkörper ist mit einer Art Zouavenjacke bekleidet, die ebenfalls reich in Gold und Roth gestickt ist und über

einem weißen gefältelten Hemd getragen wird. Jeder Häuptling trägt auf dem Mittelfinger der rechten Hand einen riesigen Ring, der in seiner Form dem apostolischen Ring des Pabstes ähnlich ist.

Die Häuptlinge marschirten zu sechsen in einer Reihe zwischen den Elephanten, Tänzern und Fackelträgern. Indem sich die Prozession dem Balkone näherte, wurde ein



Kandy'sche Häuptlinge (4 Brüder).

kurzer Halt gemacht und die Reihen entwickelten sich zur Front gegenüber dem Pavillon. Die Elephanten formten eine Linie auf dem grünen Rasen und die Teufelstänzer vereinigten sich zu einer Gruppe die sich in wahnsinnigen Sprüngen und Gliederverrenkungen erging. Weder die tanzenden Derwische von Damaskus noch die heulenden Derwische von Berber können diese Tänzer in den grotesken

Sprüngen und dem wilden Lärm übertreffen, mit welchen sie sich anscheinend ihrer religiösen Tollheit hingaben. Ihr Eifer wurde von dem Prinzen, der sich auf's Höchste befriedigt erklärte, mit einigen Dankesworten belohnt."

Es giebt in gewissen Gegenden Ceylon's noch ziemlich viele wilde Elephanten und eine Art gefleckter Tiger, „Chittah" genannt, haust in größerer Anzahl in den entlegenen Wäldern des Innern. Während die Letzteren ohne Beschränkung gejagt werden können, ist zur Elephantenjagd die spezielle Erlaubniß des Gouverneur-Amtes nöthig, die außerdem mit einem Licenzbetrage von 100 Rupien bezahlt werden muß. Aber selbst mit einer solchen Erlaubniß ausgerüstet, darf man nur e i n e n Elephanten tödten und, da diese Jagd auch sonst mit großen Kosten verbunden ist, so finden sich nicht viele Liebhaber die auf sie ausgehen, umsoweniger als Afrika viel bessere Elephanten-Reviere für die speziellen Liebhaber dieses Sportes bietet. Dies erklärt die verhältnißmäßig hohen Preise, welche zum Beispiele in Colombo und Kandy für der Knochen und des Fleisches entledigte Elephantenfüße, die originelle Stock- und Regenschirmständer bilden, gefordert werden. Fünfundsiebzig bis hundert Rupien werden für dieselben verlangt und bezahlt. Chittah-Felle sind nicht übermäßig theuer, aber eine besonders schöne Königstigerhaut wird in Ceylon und selbst in Indien mit 500 bis 1000 Rupien bezahlt.

Wir verließen das stille und beschauliche Kandy nach mehrtägigem Aufenthalt, da Herr und Frau Höy einen Dampfer nach Singapore benützen wollten, der bald in Colombo fällig war. Auf dem Wege dahin machten wir die Bekanntschaft eines interessanten Reisegefährten, Ali Fehmi Pascha's, eines der egyptischen Generäle die nach der Unterdrückung des egyptischen Aufstandes im Jahre 1882 nach Ceylon verbannt wurden. Von ihm erfuhren wir unter Anderem, daß von den sieben damals hierher Exilirten nur

noch zwei, Arabi Pascha selbst und er, am Leben wären, die Beide in Kandy wohnen. Im Uebrigen sprach er sich höchst günstig über die Engländer aus und zollte besonders ihren Verdiensten Anerkennung, welche sie sich um den Fortschritt Egypten's erworben haben.

Seit unserem Zusammentreffen mit Ali Fehmi Pascha ist sowohl diesem als auch Arabi Pascha die Rückkehr nach Egypten gestattet worden und ich glaube, daß die englische Regierung aus diesen früheren unversöhnlichen Feinden zwei Freunde gewonnen hat, die viel zur civilisatorischen Arbeit Englands in Egypten beitragen werden.

XIV.

Tropische Hitze. — Die Gesellschaft auf der „Valetta". — Phileas Fogg II. — Caloo. — Einfahrt in den Hooghli. — Unangenehme Zimmergenossen. — Calcuttaer Beobachtungen. — Ein Riesenbaum. — Im Parsi-Theater. — Respect vor dem Sahib. — Die Howrah-Brücke. — Bathing Ghats. — Pestleichenverbrennung. — Kalighat. — Kampf zwischen Cobra und Mongoose.



evor ich von Colombo abreiste, hatte ich durch Zeitungsnachrichten und Reisende erfahren, daß in Calcutta, welches mein nächstes Reiseziel war, sowie in anderen indischen Städten nicht nur die Pest, sondern auch Cholera und Blattern in verheerendem Maße wütheten. Glücklicherweise braucht ein Europäer keine große Angst vor Epidemien im Orient zu haben und da es bekannt ist, daß die Gefahr für die europäische Bevölkerung keine besondere ist und daß sich diese Krankheiten ihre Opfer hauptsächlich aus den schmutzigsten Vierteln der Eingeborenen holen, so veranlaßten mich diese Nachrichten zu keiner Aenderung meines Reiseplanes.

Ich nahm Passage auf dem Dampfer „Valetta", der die Reise von Colombo nach Calcutta in vier bis fünf Tagen machen sollte. Das Wetter war während dieser ganzen Zeit eben so schön als es während der Reise von Ismailia nach Colombo gewesen war, aber die Hitze im bengalischen Meerbusen war bei Weitem größer als ich sie je zur See erfahren hatte. Obwohl ich mich keine Minute der Sonne ausgesetzt hatte, so löſten sich doch bei unserer Ankunft in Calcutta, in

Folge der glühenden Seeluft, große Streifen äußerer Epidermis von meinem Gesichte und meinen Händen.

Die Gesellschaft auf dem Schiffe war nicht zahlreich und bestand zumeist aus amerikanischen „Globetrotters", die über San Francisco und Japan nach Ceylon gekommen waren.



Garriwalla und Caloo.

Eine Familie unter denselben hatte ich bereits in Kandy Gelegenheit gehabt zu sehen und ihre Mitglieder waren die einzigen Personen, die ich näher kennen zu lernen wünschte. Es waren dies Herr H.... ein Banquier aus dem Staate New York, nebst Frau, Tochter und Sohn. Ich traf sie später mehrmals in verschiedenen indischen Städten und

muß gestehen, daß ich mich ihnen mit Vergnügen angeschlossen hätte, da sie genau meine Reiseroute zu verfolgen beabsichtigten, wenn mir nicht ein anderer Reisegefährte so zuwider gewesen wäre, der sich wie eine Klette an die Fersen der H....s geheftet hatte und den dieselben nicht gut abschütteln konnten oder wollten. Es war dies ein Herr K...., ein unangenehmer Mensch, dessen laute Sprechweise und vulgäres Benehmen im Allgemeinen ihn mir auf's Aeußerste antipathisch machten. Er war außerdem so griesgrämig und sauertöpfisch, daß er, um einen amerikanischen Ausdruck zu gebrauchen, beim Frühstück fast die Milch gerinnen machte. Zu seinen übrigen guten Eigenschaften gehörte auch noch die größte Feigheit.

Mein Nachbar bei Tische war ein Original. Es war ein großer, dicker und gemüthlich aussehender Mensch, der zu seiner Erholung eine Reise um die Welt in solcher Hast machte, als ob er Phileas Fogg seiner Lorbeeren berauben wollte. Für Indien hatte er fünf Tage bestimmt, in denen er, wie er versicherte, mehr sehen wollte als ein Anderer in fünf Wochen. Dabei war es seine Absicht, von Calcutta über Delhi nach Bombay zu gehen und sich nicht nur in diesen Städten, sondern auch in Benares, Agra und Jeypore aufzuhalten. Wie er es gemacht hat, weiß ich nicht, aber sein Name mit beigesetztem Datum, den ich später im Register des Esplanade Hotels in Bombay fand, bewiesen mir, daß er wirklich am sechsten Tage nach unserer Ankunft in Calcutta in Bombay eingetroffen war. Es ist jedoch zu vermuthen, daß er außer den Hotelmahlzeiten kaum etwas Anderem irgend welche Beachtung geschenkt haben konnte, denn das Essen war seine Schwäche. Er aß wie Gargantua und beschwerte sich über Appetitlosigkeit. Seine Familiarität kannte keine Grenzen. Nach erfolgter Vorstellung fiel es ihm nie ein, den neuen Bekannten mit der Ansprache „Mr. So und So“ anzureden. Er gebrauchte einfach den Fa-

miliennamen und, wenn er ihn nach einiger Zeit erfuhr, auch häufig blos den Vornamen.

Auf der „Valetta" lernte ich auch Caloo kennen, der für die Dauer meiner indischen Reise mein dienstbarer Geist wurde, da die Begleitung eines einheimischen Dieners in Indien für den Reisenden unumgänglich nöthig ist. Caloo



Die Howrah Brücke in Calcutta.

war Mohammedaner, sklavisch aufmerksam, ehrlich, so weit es ein indischer Diener überhaupt sein kann, und ziemlich brauchbar, solange es nicht schwerere Arbeiten waren, die er verrichten sollte, wie z. B. das Befördern des Gepäcks in und aus den Eisenbahnwagen, Dampfern u. s. w. Seine Hauptbeschäftigung war, den Thee Morgens in's Bett zu

bringen, bei Tische zu bedienen, im Bade behülflich zu sein und Kleider und Schuhe in Ordnung zu halten. Ich hatte keine Ursache an seiner Ehrlichkeit oder seiner Identität zu zweifeln, welch' Letztere durch ein besonderes Kennzeichen, eine Narbe auf der linken Wange, welches in seinen Zeugnissen speziell hervorgehoben wurde, außer Frage gestellt war. (Es ist in Indien allgemein gebräuchlich, die Zeugnisse von Privatdienern mit Personsbeschreibungen zu versehen, da dieselben mit dem Austausch oder der Verleihung solcher Dokumente viel Mißbrauch treiben.) Caloo's Aufmerksamkeit ging so weit, daß er mir nicht gestattete, über die Straße zu gehen oder aus dem Wagen zu steigen, ohne daß er den Sonnenschirm über mich gehalten hätte, und des Nachts schlief er, in eine Decke gehüllt, wie ein treuer Hund, auf der Schwelle meiner Thüre. Für all' diese Dienste erhielt er einen täglichen Lohn von 1 Rupie und 4 Annas (ungefähr 40 Cents), wofür er sich selbst beköstigen mußte, und ich bezahlte ihn königlich nach indischen Begriffen. Als Führer erwies er sich nicht besonders tauglich, aber seine Kenntnisse von Land und Leuten und der Umstand, daß er halbwegs gut englisch sprach, ermöglichten es mir, auch in dieser Hinsicht seine Dienste häufig in Anspruch zu nehmen.

Wir erreichten die Mündung des Hooghli Flusses, eines der zahlreichen Gangesarme an dem Calcutta liegt, zur Ebbezeit und während eines kurzen Ankerns wurde von den Laskaren eine Haifischleine ausgeworfen. In Erwartung eines aufregenden Sportes versammelten sich die Passagiere am Sternende des Schiffes aber die Ungeheuer der Tiefe wollten nicht anbeißen und so entging uns das aufregende Schauspiel eines Haifischfanges mittelst Angel.

Nach der Monotonie des spiegelglatten bengalischen Meerbusens ergötzte sich das Auge an den grünen, palmbewachsenen Ufern, den seltsamen indischen Booten mit ihren stehenden Ruderern und den zahlreichen Raubvögeln die den

Fluß beleben, während die „Valetta“ langsam die 80 bis 100 Meilen von der Mündung bis zur Stadt hinauf dampfte. Die Zollrevision war bald beendet und eine kurze Fahrt in einer kastenförmigen Droschke brachte uns in's Grand Hotel.

Das mir angewiesene Zimmer war sehr groß und enthielt, außer einer zwanzig Fuß langen Punkah und der sonstigen üblichen Einrichtung, ein Vogelnest in einer hohlen Ecke des Deckengebälkes, welches von zwei Spatzen bewohnt wurde, die nicht im Geringsten durch meine Anwesenheit gestört schienen, sowie etliche kleine Eidechsen, die gemüthlich an den Wänden herumkrabbelten. Daß auch noch andere Thierchen das Zimmer mit mir theilten erfuhr ich erst in der folgenden Nacht. Aber an derartige Dinge muß man sich auf einer indischen Reise gewöhnen. Das anstoßende Badezimmer enthielt, außer einem großen flachen Blechtopf, in welchem man stehend durch Begießen sein Bad nehmen konnte, noch ein gewisses Einrichtungsstück, welches täglich entfernt und wiedergebracht wurde, in anderen civilisirten Ländern jedoch nur von Schwerkranken in Anspruch genommen wird. Ich erwähne dies ein für allemal, da in fast allen übrigen indischen Hotels dieselbe Einrichtung vorzufinden ist.

Im Vergleiche zu anderen indischen Städten bietet Calcutta architectonisch wenig Interessantes. Trotzdem es eine neue Stadt ist, so sehen doch die meisten Gebäude sehr vernachlässigt aus. Ausnahmen bilden das vicekönigliche Palais innerhalb eines gut gepflegten Parkes, der oberste Gerichtshof, Writers Buildings, und einige Gebäude an den europäischen Verkehrsadern, der Chowringhee Road und der Esplanade Row. Der große Maidan, ein freier riesiger Platz, stellenweise mit Bäumen bestanden, in dessen Mitte sich ein Aussichtsthurm erhebt, und welcher an verschiedenen Stellen mit Statuen englischer Generäle geschmückt ist, dient dem Volke als Vergnügungsort. Man sieht da des Abends

Hindujungen Tennis und Football spielen, radfahren, und im Allgemeinen den Sport der Sahibs nachäffen.

Die Edengärten am Flusse sind für die feinere Welt bestimmt und dorthin ergießt sich allabendlich zwischen 5 und 7 Uhr ein Strom der eleganten Welt, um die Abendkühle



Ein Hindu Polizist.

sowie die Militärmusik zu genießen. Aber die nach diesem Park führenden Straßen sind sehr staubig, was übrigens nicht Wunder nehmen darf, wenn man die primitive Methode der Straßenbespritzung berücksichtigt, welche von Kuli's mittelst Kübeln und Ziegenschläuchen bewerkstelligt wird.

Der zoologische Garten ist schön angelegt, wird aber im Reichthum der Thiere von vielen europäischen Thiergärten übertroffen. Der botanische Garten, welcher einige Meilen außerhalb Calcutta's liegt, ist interessanter. Er enthält unter Anderem einen riesigen Banyanbaum, dessen Laubkrone im Umfang nahezu 1000 Fuß mißt, und der allein einen Besuch werth macht.

Historische Merkwürdigkeiten besitzt Calcutta nicht. Das berühmte schwarze Loch, in welchem am 20. Juni 1756, gelegentlich eines Aufstandes, 146 englische Gefangene in einen Raum von 20 Fuß im Quadrat eingepferchst wurden, von denen am nächsten Morgen nur 23 überlebten, ist beim Bau des neuen Postgebäudes abgetragen worden, und nur der gepflasterte Fußboden der Schreckenszelle ist noch zu sehen.

Auch an Vergnügungen europäischer Art ist die Stadt ziemlich arm. Seit mehr als anderthalb Jahren spielte eine deutsch-böhmische Damenkapelle in einer „English and American Bar", aber wie die Leutchen ihren Unterhalt verdienen, war mir unklar, denn die Kapelle befindet sich zumeist den Zuhörern gegenüber in der Majorität. Unzweifelhaft interessanter jedoch, als europäische Vergnügungsorte, sind jedenfalls diejenigen der eingeborenen Bevölkerung, obwohl der Besuch derselben mit kleinen, unvermeidlichen Unannehmlichkeiten verknüpft ist.

Wir besuchten eines Abends ein Parsi Theater, in dem ein aus dem Englischen adaptirtes Stück in einer Weise auf die Bretter gebracht wurde, daß ich mich vor Lachen schütteln mußte. Das Orchester bestand aus zwei quiekenden, orgelähnlichen Instrumenten, die zu beiden Seiten der Bühne, halb hinter den Coulissen versteckt, placirt waren, und einem Tom-Tom, welches irgendwo im Hintergrunde geschlagen wurde. Dieser Hintergrund repräsentirte, nebstbei gesagt, die Stadt Venedig mit zahlreichen Gondeln, umgeben von

schneebedeckten hohen Bergen. Der Zuschauerraum bestand aus dem Parterre und einem Balkon. Die Logen waren mit alten Spitzenvorhängen versehen, durch deren Löcher man hie und da ein Paar schwarze Augen oder eine solche Hand bemerken konnte. Die Schauspieler waren zumeist noch Kinder und die endlosen Dialoge wurden gesungen



Verbrennung von Pestleichen; Erstes Stadium.

und zwar in einer Weise, die „Stein erweichen, Menschen rasend machen kann". Der Vorhang ging nach jedem Akt unter Magnesiumbeleuchtung mit einer solchen Langsamkeit nieder, daß es unerklärlich schien, wie die Künstler in ihren statuesken Posen so lange unbeweglich verharren konnten.

Während unserer Fahrten durch die Straßen Calcutta's (hier geht man nicht) ist es mir aufgefallen, daß Polizei und eingeborene Soldaten jeden anständig aussehenden Europäer salutiren und es ist mir sogar passirt, daß Schildwachen das Gewehr vor mir präsentirten. Wie mir mitgetheilt wurde, sind die Engländer stets darauf bedacht, der eingeborenen Bevölkerung einen gehörigen Respekt vor Europäern im Allgemeinen beizubringen. Dies ist ihnen auch gründlich gelungen, und die Unterwürfigkeit, mit der die Bevölkerung der geringeren Kasten den Sahib's begegnet, erklärt deutlich, wieso es England möglich ist, ein so großes und dichtbevölkertes Land wie Indien mit einer Handvoll weißer Soldaten und Civilbeamten, selbst in so kitzligen Zeiten wie während der Transvaalkriegs-Periode, zu regieren.

Die engen Straßen der einheimischen Quartiere bieten viel Interessantes für denjenigen, der andere indische Städte noch nicht kennt und wären eigentlich zu Fuße viel besser zu durchstreifen. Während unseres Aufenthaltes in Calcutta war dies jedoch, wegen der stets zunehmenden Pest, nicht rathsam und man kann auch vom Wagen aus einen guten Ueberblick des echt orientalischen Treibens gewinnen. Unter den Gefährten denen man hier begegnet, sieht man noch hie und da den Palankin, in dem sich besonders mohammedanische Frauen umhertragen lassen. Häufig ist ein Bambuskarren mit schwerfälligen Holzrädern und ein kastenförmiger öffentlicher Wagen (Garri) mit beturbantem Kutscher und Sais. An den Quais bewegen sich die schweren, von Stieren gezogenen Lastkarren mit Rädern aus dicken, unbeschlagenen Holzscheiben, und der Fluß selbst ist von Dampfern, Segelschiffen und einheimischen Booten aller Art belebt.

Während der ersten Tage hatten wir in den gedrängten Straßen der einheimischen Quartiere Nichts bemerkt, das auf die große Sterblichkeit hindeutete, über welche die Zeitungen

täglich ausführlich berichteten. Eines Morgen machten wir uns daher zu einem Besuche der „Nimtollah Burning Ghats“ auf, wo die Leichenverbrennungen der Hindus vorgenommen werden. Wir benützten einen Wagen, da die Hitze jedoch um diese Stunde nicht drückend war, so stiegen wir nahe der Howrah-Brücke mit der Absicht aus, von dort aus zu den Burning Ghats zu Fuß zu gehen. Diese Brücke, welche den Hooghli-Fluß überspannt, bietet einen Anblick, der an Interesse nur mit demjenigen der Galata-Brücke in Constantinopel verglichen werden kann. Der Strom von Gefährten aller Art und von Menschen aller Farbenschattirungen in malerischen Costümen, entzieht sich jeder Beschreibung.

In geringer Entfernung stromabwärts von der Brücke befinden sich die verschiedenen „Bathing Ghats“, wo Männlein und Weiblein sich in dem gelben Wasser anscheinend von Schmutz reinigen. Die Badenden steigen in den Fluß mit ihren Kleidern, welche sie nachher an ihren Körpern wieder trocknen lassen. Die Hitze bewerkstelligt dies sehr bald, zumeist schon während sie sich das Haar ordnen, oder während die Hindupriester, die hier fliegende Ateliers aufgeschlagen haben, die weggewaschenen Kastenabzeichen auf ihre Stirnen und Nasenrücken malen. Die Priester machen jedenfalls gute Geschäfte, und daß sie auch den Werth der Zeit in Berücksichtigung ziehen, konnte ich aus dem Umstande ersehen, daß ein Vielbeschäftigter einen Stempel mit verschiedenen Farbkissen zur Verwendung brachte.

In unmittelbarer Nachbarschaft der Bathing Ghats betreiben einheimische Barbiere ihr Handwerk im Freien unter den Strahlen der heißen Sonne und ohne den Schutz der in Indien so allgemein gebrauchten großen Sonnenschirme. Sowohl Barbier als Kundschaft hocken während der Arbeit auf ihren Fersen und bieten einen äußerst komischen Anblick dar.

Etwas weiter stromabwärts steigt der Rauch aus den

Nimtollah Burning Ghats in die Luft. Dieses Crematorium, das bedeutendste in Calcutta, besteht aus einem offenen, von vier Mauern eingeschlossenen, Paralellogramm. Der Eintritt ist für Jeden frei, aber, wenn ich nicht irre, machen nur wenige Fremde von dieser Erlaubniß Gebrauch, besonders unter den Umständen, die gelegentlich meiner Anwesenheit in der Stadt obwalteten. Nach den Zeitungsberichten am folgenden Morgen wurden in diesem Ghat allein, am Tage meines Besuches, neunzig Leichen verbrannt, von denen die Mehrzahl an der Pest und anderen epidemischen Krankheiten gestorben war. Ein stattlich aussehender Hindu-Polizist stand am Eingange und führte mich, nachdem ich ihm einen Bakschisch in die Hand gedrückt hatte, in das Innere, wo etwa ein Dutzend halbnackte Gesellen mit den Leichen und der Errichtung von Scheiterhaufen beschäftigt waren. Ungefähr fünfzehn der Letzteren befanden sich in verschiedenen Stadien der Verbrennung, als ich, mit meinem photografischen Apparat bewaffnet und eine Zigarre als sanitäre Vorsichtsmaßregel rauchend, eintrat. Caloo hatte es, trotz seines sonstigen Eifers und seiner üblichen Aufmerksamkeit abgelehnt, mich zu begleiten und erwartete meine Rückkehr außerhalb des Gebäudes.

Der dicke Rauch, welcher den Raum füllte, verhinderte mich zuerst, die verschiedenen Gegenstände zu unterscheiden und wenn nicht ein gelegentlicher Windstoß die Atmosphäre von Zeit zu Zeit durchsichtiger gemacht hätte, so wäre es mir niemals gelungen, die erwünschten Aufnahmen zu erzielen. Während dieser kurzen Zwischenräume war es mir auch ermöglicht, die Vorgänge zu beobachten. Die Leichen, in weiße Laken gehüllt, wurden hereingebracht und in Reihen auf den Boden gelegt, von wo sie in Folgenreihe auf die zum Anzünden fertigen Scheiterhaufen getragen wurden. Die Gehülfen waren fortwährend mit dem Hinwegschaffen von Asche und der Errichtung neuer Holzstöße beschäftigt, zu wel-

chem Zwecke ein Vorrath von Scheiten in einer Ecke aufgehäuft lag. Im Aufbau der Scheiterhaufen wurden sechs bis acht Scheite kreuzweise in mehreren Lagen über einander gelegt. Dann kam die Leiche und über dieselbe wurde mehr Holz in konischer Form gehäuft, bis der ganze Stoß eine



Verbrennung von Pestleichen; Zweites Stadium.

Höhe von ungefähr fünf Fuß erreicht hatte, aus welchem die Extremitäten des Körpers hervorragten. Sobald ein Scheiterhaufen fertig war, wurde er mittelst brennender Scheite aus einem anderen Stoß in Flammen gesetzt. Da das Holz sehr trocken ist, so nimmt es nur eine kurze Zeit, bevor es

tüchtig in's Brennen kommt und innerhalb weniger Sekunden ist das Laken verzehrt, wodurch die zwischen den Scheiten hervorragenden Arme und Beine sichtbar werden.

Es dauert nicht mehr als eine halbe Stunde, um einen Körper zu einer schwarzen, unförmlichen Masse zu verwandeln und nur wenig länger, um ihn ganz zu Asche zu verbrennen, aus der nur wenige größere Fragmente weißer Knochen hervorschauen. Der durchdringende Gestank des brennenden Fleisches ist fast unerträglich und bildet ein anderes Hinderniß in der Aufnahme photografischer Ansichten innerhalb des Crematoriums. Während ich mit diesen beschäftigt war, wurde ich durch mehrere pistolenschußähnliche Detonationen in unmittelbarer Nähe erschreckt, deren Ursache mir unerklärlich blieb, bis ich den Verbrennungsplatz verlassen hatte. Auf meine diesbezüglich durch Caloo an den Polizisten gerichtete Frage erfuhr ich, daß diese Detonationen durch das Explodiren der Schädel hervorgerufen wurden, in denen sich die Gase beim Verbrennen angesammelt hatten. Ich war froh den unheimlichen Ort zu verlassen und freue mich nur constatiren zu können, daß meine Aufnahmen vollständig gelungen waren.

Nächst den Burning Ghats interessirte mich hauptsächlich ein Besuch in Kalighat, ungefähr drei Meilen vom Centrum der Stadt, wo der Göttin Kali, in einem ihr geweihten alten Tempel, Schlachtopfer gebracht werden. Der kleine Tempel ist zwischen engen Gäßchen und Höfen eingezwängt und macht einen unansehnlichen Eindruck, aber die in den Höfen und Tempelhallen umherlungernden Fakire und sonstige unbeschreibliche Gestalten geben dem Ganzen ein eigenthümliches Gepräge, welches auf den Besucher seinen Eindruck zurückläßt.

Am Nachmittage vor unserer Abreise von Calcutta hatte ich Gelegenheit, einem sonderbaren Kampfe zwischen einem Mongoose, einem kurzbeinigen kleinen Thiere mit buschigem

Schwanz, und einer Cobra beizuwohnen. Unter den vielen gefährlichen Thieren Indiens sind es die Schlangen die das meiste Unheil anrichten und viele Tausende von Eingeborenen fallen ihnen alljährlich zum Opfer. Die Cobra ist die Gefürchtetste dieser Reptile, da ihr Biß, wenn nicht sofort Hülfe zur Hand ist, unfehlbar tödtlich wirkt. Zum Glück besitzt die Cobra in dem Mongoose einen Erzfeind, der niemals zögert, sie anzugreifen, sobald er sie zu Gesicht bekommt und es ist eigenthümlich, daß dieses flinke, kleine Thier fast stets als Sieger aus einem Kampfe mit einer solchen großen Giftschlange hervorgeht, obwohl es gegen das Gift seines Gegners ebensowenig gefeit ist als der Mensch. Der hundertste Theil eines Grammes genügt, um es zu tödten.

Der Kampf wurde von einem der Fakire vorgeschlagen, die in Calcutta, wie in Colombo, ihre Kunststückchen den Fremden vor den Hotels vorzeigen. Nachdem er diese erschöpft hatte, fragte er ob die Sahibs einen "Cobra and Mongoose fight" sehen wollten, und auf die bejahende Antwort lüftete er den Deckel eines Korbes, aus dem sich sofort eine große Cobra hervorschlängelte. Zu gleicher Zeit öffnete er einen Sack, in dem sich ein Körper lebhaft bewegte und aus demselben kroch rasch ein Mongoose hervor. Kaum hatte die Schlange den Letzteren bemerkt, als sie zu entfliehen versuchte. Aber der Mongoose gab ihr keine Zeit dazu. Schnell wie der Blitz war er in die Luft gesprungen und als er mit der Schlange, die sich rasch gegen ihn aufgerichtet hatte, in einem Knäuel zu Boden gekommen war, konnte man sehen, daß er den Oberkiefer der Cobra zwischen seinen Zähnen festhielt. Die verzweifelten Windungen der Schlange, mit denen sie sich aus den Zähnen ihres Gegners befreien wollte, waren erfolglos. Der Mongoose hielt fest wie ein Schraubstock, trotzdem man den raschen Bewegungen der beiden Feinde kaum zu folgen vermochte. Endlich ließen

die Kämpfer nach und der Mongoose zog sich anscheinend ermüdet etwas zurück. Die Schlange rührte sich kaum für eine Minute. Dann hob sie ihren häßlichen Kopf in die Höhe und schien wieder flüchten zu wollen. Abermals sprang der Mongoose in die Höhe und wieder gelang es ihm den



Ein Schlangenbeschwörer und Taschenspieler.

Oberkiefer der Cobra zwischen seine Zähne zu bekommen. Diesmal war der Kampf kurz, aber wüthender als zuvor. Es war unmöglich, seine Einzelheiten zu verfolgen, da die Thiere nur ein zischendes und fauchendes Bündel von Pelz und glänzenden Schuppen bildeten, welches sich wie ein Wirbelwind bald in der Luft, bald auf dem Erdboden herum-

drehte. Bald streckte sich jedoch der Körper der Schlange; ihre Ringe lösten sich und der Mongoose schüttelte sie zwischen seinen Zähnen, ungefähr wie ein Hund eine Ratte schüttelt, bis der letzte Lebensfunke erloschen war. Dann ließ er sie fallen und sein Eigenthümer steckte ihn wieder zurück in seinen Sack.

Wir verließen Calcutta nach einwöchentlichem Aufenthalte, während dessen ich wohl manches Neue gesehen hatte, aber die Hauptstadt Indiens hat keinen so dauernden Eindruck auf mich gemacht als die Städte in Central-Indien, die wir später besuchten und die in jeder Hinsicht von größerem Interesse sind.

XV.

Pestinspection. — Benares. — Hindu-Neujahrsfest. — Das Gangesufer. — Abenteuer im Affentempel. — Leichen im Ganges. — Die badenden Pilger. — Allerlei Fakire. — Ein salomonisches Urtheil. — Lucknow. — Leute die Butter auf dem Kopf haben.



ie von der „East India Railway" durchschnittene Gegend zwischen Calcutta und Benares ist flach und größtentheils ohne Reiz. Die Entfernung beträgt ungefähr 500 Meilen und wird in 15 Stunden zurückgelegt. Außer spärlichen Baumgruppen, Reis-, Indigo- und Opiumfeldern giebt's wenig zu sehen. Die Provinz von Bengal ist wohl dicht bevölkert, aber die zerstreuten Dörfer die man, von der Bahn aus, in der Entfernung zu Gesichte bekommt, sind aus Lehm erbaut und scheinen schmutzig und elend zu sein. In der Station Chausa wurden sämmtliche Passagiere einer Pestinspection unterzogen, die jedoch den weißen Reisenden gegenüber nicht gerade ernstlich gehandhabt wurde. Dagegen mußten die Eingeborenen eine strenge sanitäre Untersuchung bestehen, ehe ihnen die Weiterreise gestattet wurde.

Jemehr man sich Benares nähert, desto mehr gewinnt die Gegend an Schönheit. Der graue Ton der Landschaft wechselt nun häufig mit stumpfem Grün und man sieht zahlreiche Mango- und andere Obstgärten. Die Baumgruppen scheinen dichter und schattiger zu sein und Cactus- und Aloe-Hecken ziehen sich mitunter dem Bahngeleise entlang. Den ersten Blick auf Benares empfängt der Reisende während der Zug die große Eisenbahnbrücke über den Ganges passirt.

Diese Brücke ist ein schönes Beispiel moderner Ingenieurkunst, aber sie steht in sonderbarem Contrast mit dem Bilde der alten Stadt, deren Hauptzugang sie bildet, und sie erinnert unwillkürlich an das Sacrilegium der elektrischen Trambahn zu den Pyramiden.

Benares ist uralt, genießt seit vielen Jahrhunderten den Ruf der Heiligkeit und Gelehrsamkeit und wird in Reisewerken häufig das indische Athen oder auch das indische Oxford und Canterbury genannt. Die Einwohner sind in der großen Mehrzahl Hindus und ihre ständige Zahl wird bei besonderen Festen durch große Pilgerzüge bedeutend vermehrt. Aus ganz Indien strömen die Gläubigen herbei, um an den Ufern des heiligen Flusses zu beten und in seinen grünlichen Fluthen zu baden, obwohl es bekannt ist, daß in der angesammelten Menge aus allen Gegenden des von Epidemien niemals freien Landes Gefahr droht. Ihnen bietet der Tod in der heiligen Stadt keine Schrecken, denn hier zu sterben und als Leiche den heiligen Fluß hinabzuschwimmen, oder seine Asche nach dem Tode über die Wellen des Ganges gestreut zu wissen, ist himmlische Seligkeit.

Man erwartet kaum, eine gute Unterkunft in Benares zu finden, aber das beste Hotel daselbst genügt immerhin mäßigen Ansprüchen. Abgesehen von den Legionen hungriger Flöhe und der Abwesenheit von kühlem Trinkwasser, war die Verpflegung zufriedenstellend, aber der Name des Gasthofes ist fürwahr eine Enttäuschung. „Hôtel de Paris!“ Ein wahrer Hohn! Das Einzige, das eventuel hier an die Hotels der französischen Hauptstadt erinnern könnte, sind nur die kleinen Blutsauger, die in ihrer Art, im Kleinen, dasselbe leisten als die gallischen Geschäftsleute und Hotelbesitzer im Großen.

Wir hätten zu keiner besser gewählten Zeit in Benares ankommen können. Es war ein großer Festtag, der Hindu-Neujahrstag. In Folge dessen waren die Straßen der

inneren Stadt fast verödet, da die festlich geschmückte Menge sich an die Ghats am Flusse drängte, wo ein Volksfest abgehalten wurde. Unter „festlich geschmückt“ bitte ich Folgendes zu verstehen: Blutroth beschmierte Stirnen und Wangen und mit rother oder blauer Farbe bespritzte Kleider, die den Träger derselben häufig einem vom Schlachthause kommenden Fleischhauer ähnlich machen. Der Klang seltsamer Instrumente tönte aus der Menge, vermischt mit Lachen und Schreien aus tausend Kehlen und die grellen Farben, hauptsächlich roth, gelb und grün, unter den glühenden Strahlen der indischen Sonne, gaben dem ganzen Bilde einen äußerst malerischen Anstrich. Durch diese Menge drängten sich schmutzige, bettelnde Fakire und Taschenspieler, Verkäufer aller Art, und andere Charactere, über deren Identität man sich häufig nicht klar werden kann. Unter Anderen produzirte sich da ein Simson in Kraftleistungen, die wirklich erstaunlich waren, wenn man bedenkt, daß Dhabil Chowdry (so hieß der Mann) ein strenger Hindu ist und fast ausschließlich von Reis lebt. Gegen Abend entstand eine Keilerei, die das Einschreiten der Polizei nothwendig machte, und wir waren froh, dem Gedränge und den rothen und blauen Staubwolken zu entgehen, welche, durch das gegenseitige Bewerfen mit farbigem Pulver verursacht, das Athmen mitunter erschwerten.

Die beste Ansicht von Benares genießt man, wenn man ein Boot miethet und den Strom hinab von Tulsi bis Rham Ghat fährt. Die endlose Verschiedenheit der Tempel und Paläste am Ufer ist unglaublich. Man sieht da Gebäude in allen möglichen Formen und Stadien der Vollendung und der Zerstörung, sowie in den verschiedensten Neigungswinkeln. Der letztere Umstand ist eine Folge der jährlichen Hochwasser und der damit verbundenen Uferabbröckelungen, welche häufig Senkungen des Mauerwerks verursachen. Zahllos und wunderbar sind auch die Sagen und Märchen,

welche mit den verschiedenen Bauten verknüpft sind und die auf's Gewissenhafteste zu erzählen, unserem Hindufführer nicht nur Pflicht, sondern Vergnügen zu sein schien. So ist zum Beispiel beim Rao Sahib Ghat eine Colossal-Figur Bhima's, welche, wie die Bramahnen behaupten, jährlich vom Ganges weggeschwemmt und getreulich wiedergebracht



Die Moschee des Aurang-Zeb in Benares.

wird. Der Gauri-Brunnen am Khedar-Ghat soll alle Krankheiten unfehlbar kuriren. In der Nähe dieses Brunnens befindet sich der Mansarwar-Stein, der täglich um die Breite eines winzigen Samenkörnchens wächst. Am Bhaira Ghat kaufte ich einen Fächer aus Pfauenfedern mit der Garantie,

daß derselbe alle bösen Geister von mir wegwehen würde. Ich habe jedoch mit diesem Fächer ebenso wenig Glück als mit dem Talisman, den ich in Aden erstanden habe, und ich fange nachgerade an, Zweifel in die Wirksamkeit heidnischer und buddhistischer Amulete zu hegen.

Zwischen der großen Moschee des Aurang-Zeb, deren zwei achteckige Minarets sich 232 Fuß über die Wasserfläche des Ganges erheben, und dem Bischeschwar-Tempel, ist der berühmte Gyan Kup, der Brunnen der Erkenntniß, in dem Schiwa selbst seinen Wohnort haben soll. Zunächst kommt dann der Schrein der Annapurna, der Göttin des Ueberflusses, das Tempelchen der Schunkareschwar, in welchem die Frauen um schöne Söhne beten (eine Sache die fast unmöglich erscheint, wenn man die Mütter betrachtet) und das Allerheiligste, Mani Varnika und Charanpadak, wo auf einem erhabenen runden Stein die Fuß-Spuren Vischnu's zu sehen sind, die nebenbei gesagt, die Größe von Kinderfüßchen haben. Der Tempel der Nepali ist hochinteressant, entzieht sich jedoch jeder Beschreibung u. zw. seiner höchst erotischen Sculpturen halber auf welche die besondere Aufmerksamkeit des Beschauers durch eine Menge kleiner Silberglöckchen gelenkt wird. Da wir bei den Tempeln sind, will ich gleich auch den Affentempel, der sich übrigens durch nichts als eine Anzahl von Affen, welche sich im Hofe, unter den Säulengängen und in den benachbarten Bäumen herumtreiben, auszeichnet, sowie den goldenen Tempel erwähnen. Entgegengesetzt den anderen, befinden sich diese beiden Tempel in der Stadt und zwar in bedeutender Entfernung vom Flusse. Der letztere Tempel enthält den Hof der heiligen Kühe und das blutroth gefärbte Steinbild eines Stieres. Durch ein schmales Loch in der Mauer wurde uns gestattet, die Andacht in dem Tempel zu beobachten, doch war es unmöglich, auf diese Weise mehr als eine kleine Anzahl von Köpfen der Andächtigen zu sehen.

In dem Affentempel passirte uns ein tragi-komisches Abenteuer, welches fast zu einem ernsten Streit mit den Tempeldienern geführt hätte. Ich war eines Nachmittags mit zwei anderen Herren und in Begleitung Caloos in der Absicht ausgegangen, einige der Affen zu photografiren und hatte soeben die Aufnahme eines ausgewachsenen Männchens



Im Hof des Affentempels.

gemacht, als die Aufmerksamkeit des Thieres auf die Zigarre gelenkt wurde, die ich während der Arbeit an dem Fuß einer Säule niedergelegt hatte. Caloo bemerkte den Affen, als er eben seine Pfote danach ausstreckte, um sie an sich zu nehmen und rettete sie noch rechtzeitig durch einen raschen Griff. Der Affe schien jedoch ein besonderes Ver-

langen nach derselben zu haben, denn er folgte uns auf Schritt und Tritt auf unserem weiteren Rundgange durch den Hof in dem wir uns befanden und streckte, so oft ich stehen blieb, seine Hand verlangend danach aus. Die Zigarre war jedoch frisch angezündet gewesen und zu gut, als daß ich sie aufgegeben hätte, umsoweniger, als ich daran zweifelte, daß der Affe den richtigen Gebrauch davon machen würde. Endlich bewog mich einer der Herren, der den Vorgang beobachtet hatte, dazu, ihm dieselbe zu reichen. Er streckte, halb zögernd, seine Pfote danach aus und sprang dann rasch damit fort. Wir folgten ihm mit den Augen und sahen, wie er sich auf einen Treppenabsatz hinhockte und mit den Fingern die Zigarre zu entrollen begann. Er wollte also nicht rauchen, sondern sich augenscheinlich von der Qualität des Tabaks überzeugen. Plötzlich sprang er jedoch mit einem Wehegeschrei in die Höhe und flüchtete sich auf einen erhöhten Punkt, von wo aus er unter fortgesetztem Schreien die fürchterlichsten Gesichter auf uns schnitt. Er hatte sich die Finger verbrannt. Sein Geschrei hatte zwei Tempeldiener, die sich in der Nähe befanden, angelockt, die, in der Voraussetzung, daß man den Affen irgendwie mißhandelt hätte, sich mit gereizter Stimme und finsteren Mienen um Aufklärung an uns wendeten. Keiner von uns, außer Caloo, verstand natürlich, was sie sagten, aber es gelang dem Letzteren bald, sie zu beschwichtigen, und ich übergab ihnen eine Rupie als Heilpflaster für den Affen und für ihre eigenen verwundeten Gefühle.

Bei unserer Rückkehr in's Hotel eines Abends, hörte ich durch mein offenes Fenster eine widrige, krächzende Stimme, die ich sofort als diejenige des Herrn K...., jenes unangenehmen Reisegefährten auf der „Valetta“, erkannte und im Speisesaale fand ich denn auch die Familie H.... und einige andere Neukömmlinge. Man wollte am nächsten Morgen gemeinsam zu früher Stunde eine Bootfahrt auf

dem Ganges unternehmen, um die Pilger bei ihren Gebeten und Abwaschungen im heiligen Flusse zu sehen. Kurz nach Sonnenaufgang verließen wir das Hotel in Begleitung eines mohammedanischen und eines buddhistischen Führers. Ein großes Ruderboot mit einem Oberdeck wartete unser. Indem wir vom Ufer abstießen, neigte sich das Boot etwas auf die Seite, wo die Mehrzahl der Gesellschaft sich niedergelassen hatte, was Herrn K.... Veranlassung gab, seinem cholerischen Temperament und seiner Feigheit sofort Ausdruck zu verleihen.

„Um's Himmels Willen" rief er aus, indem er ganz bleich wurde, „wollen Sie uns ertränken? Lassen Sie mich an's Ufer — ich will hinaus!"

„Ach was, seien Sie doch ruhig", erwiderte ihm gereizt ein junger Belgier. „Sie wissen doch, wer hängen soll, ertrinkt nicht."

Herr K.... erwiderte nur mit einem giftigen Blick und verhielt sich ruhig.

So interessant auch das Flußufer am Nachmittage unserer Ankunft in Benares gewesen war, so bot es doch unstreitig größeres Interesse an diesem Morgen. Das war wieder eine andere Menge, die da im Ganges badete, Waschungen vornahm, an den Ufern betete, sich unter großen, pilzartigen Schirmen trocknete, die Stufen zu den Tempeln hinaufkletterte und "last but not least" vom Wasser des Flusses trank, in dem wir zwei vom Feuer halbverzehrte und von Fischen abgenagte Leichen schwimmen sahen, auf denen die Krähen gemüthlich hockten und ihr Frühstück von den faulenden Leibern pickten.

Ungleich dem Nimtollah Ghat in Calcutta, nimmt der Burning Ghat in Benares einen abschüssigen, offenen Raum direct am Flußufer ein. Der Verbrennungsprozeß ist ungefähr derselbe. Die Anzahl der Leichen ist jedoch kleiner und der Gestank in Folge des freien Luftzuges geringer.

Ich hatte hier Gelegenheit eine Beobachtung zu machen, die mir in Calcutta entgangen war. Ich fand nämlich, daß nicht alle Leichen gänzlich vom Feuer verzehrt wurden, und es wurde mir von unserem intelligenten Hinduführer gesagt, daß die theilweise oder gänzliche Verbrennung von den Verwandten des Verstorbenen und hauptsächlich von ihren finanziellen Verhältnissen abhinge. Wenn es die Mittel



Der Leichen-Verbrennungplatz in Benares.

der Hinterbliebenen also nicht gestatten die genügende Menge Holz zu kaufen, so wird der Körper blos theilweise verbrannt und die ganz Armen müssen sich damit begnügen, Haare oder Bart ihrer Todten zu versengen. Diese Leichen werden dann dem Ganges übergeben, dessen heiliges Wasser ihre Seelen reinigen und sie direct dem Himmel zuführen soll.

Die Ufer von Tulsi bis zum Rham Ghat waren von Pilgern gedrängt, welche mit dem Hintergrund von verfallen Tempeln und Palästen einem Werestschagin oder Weeks als herrlicher Vorwurf gedient hätten. Unter den Badenden oder blos Waschungen Vornehmenden waren Typen, die als Modelle in europäischen Kunstakademien in einem Monate mehr Geld verdient hätten, als in ihrer Heimath in fünf Jahren. Da waren alte Männer und Frauen mit ausgezehrten Leibern, die sich mühsam die Treppen hinabbewegten, Kranke, die ihre wunden und verkrümmten Glieder in das wunderthätige Wasser tauchten, und junge Athleten, die das Gangesbad vielleicht mehr als Sport, denn religiöse Handlung betrachteten. Verschieden, wie die Menschen, waren die Gefühle, die sich in den Gesichtern der Pilger ausprägten. Freude, Hoffnung, Ehrfurcht und Dankbarkeit spiegelte sich in ihren Mienen und Viele streuten Blumen auf das Wasser. Alle aber falteten die Hände im Gebet bevor sie ihre Leiber untertauchten. Bevor die Pilger die heilige Stadt verlassen, empfangen sie von den Priestern auf ihre Stirnen ein Zeichen, welches für sie das ist, was der grüne Turban für den Mekkapilger bedeutet, ein Visum, welches mit Ehrfurcht von all denen betrachtet wird, welche die Pilgerfahrt nach Benares noch nicht gemacht haben.

Eine andere Characteristik der Stadt bilden die in den Tempelhöfen und nahe den heiligen Stätten ihr Wesen oder Unwesen treibenden religiösen Fanatiker, die Fakire, welche für Indien dasselbe sind, als die Derwische in Egypten, der Türkei und anderen islamitischen Ländern. Diese in unglaublicher Selbstverläugnung und Selbstquälerei lebenden Fanatiker besitzen nichts auf der Welt als ein Fell oder eine Decke, auf der sie sitzen und ein „Lingam“, welches sie fortwährend anbeten. Manche von ihnen tragen auf der Stirne das Zeichen Schiwas oder den weißen und rothen Dreizack Vischnu's. Viele leben in vollständiger Nacktheit, beschmie-

ren ihre Körper mit Asche und lassen ihr ungekämmtes Haar wachsen bis es wie eine dicke Filzmasse erscheint. Andere schlagen Purzelbäume und bewegen sich auf diese Weise von Ort zu Ort, mitunter viele Meilen. Es giebt solche, die stundenlang auf dem Kopfe stehen und in dieser Stellung fortwährend beten und es kann kaum eine Tortur gedacht



Das „Bathing Ghat“ in Benares.

werden, die nicht von Einem oder dem Anderen an seinem eigenen Körper ausgeübt wird.

Unser Führer erzählte uns von den Yogis, die ihre Nasenspitze in 84 verschiedenen Stellungen betrachten, von Fakiren, die ihre Körper mit Peitschenhieben zerfleischen oder sich mit Eisenketten an Baumstämme schmieden lassen, an

welche sie bis zu ihrem Tode gefesselt bleiben. Gelübde werden von Fanatikern erfüllt, die ihre Hände für Jahre geschlossen halten, bis ihnen die Nägel durch's Fleisch gewachsen, oder ihre Arme über dem Kopf kreuzen, bis sie bewegungslos geworden sind. Solche Fakire können ihre Nahrung nicht selbst zum Munde führen und müssen von ihren Anhängern und Freunden gefüttert werden. Die Kave-Patrepandarons haben das Gelübde ewigen Schweigens abgelegt und betteln von Haus zu Haus, indem sie mittelst Gesten ihre Wünsche kundgeben.

Einige Wahnsinnige begraben sich in der Erde und athmen blos durch eine kleine Oeffnung. Sie bleiben manchmal so lange unter derselben, daß es ein Wunder ist, wie sie leben bleiben können. Andere graben sich stehend bis zum Halse ein oder legen sich flach auf den Boden und bedecken blos den Kopf mit Erde. Wieder andere bleiben ihr ganzes Leben lang stehen und schlafen auch in dieser Stellung, indem sie sich gegen eine Wand oder einen Baum lehnen. Um keinerlei Comfort zu haben, tragen einige ein schweres Eisengitter um den Hals geschmiedet und schlafen sitzend, indem sie ihre Arme auf Schlafkrücken stützen. Unter anderen Leistungen giebt es Fakire, die Stunden lang auf einem Beine stehend, oder ein Bein in die Luft streckend und auf der großen Zehe balancirend, zwischen vier glühenden Kohlentöpfen dauernd in die Sonne schauen. Um ewiges Stillschweigen zu erzwingen, bohren sich Manche Löcher duch die Wangen und Zunge in welchen ein Eisenstab steckt, der an ein anderes Eisen unter dem Kinn festgeschmiedet ist. Im Vergleiche zu Diesen haben die Fanatiker, die auf irdenen Töpfen oder auf nägelbespickten Sandalen herumlaufen, ein viel erträglicheres Leben gewählt.

Wir sind den wenigsten der hier aufgeführten Fakire während unserer Reise begegnet, aber ich habe mir von gutunterrichteten und seit Jahren im Lande wohnenden Leuten

sagen lassen, daß die hier angeführten Aeußerungen religiösen Wahnsinns in Wirklichkeit, jedoch vereinzelt, vorkommen. Wir selbst sahen in Benares einen nackten Fakir auf einem mit langen Nägeln dicht besäten Brette liegen, indem er die Perlen eines Rosenkranzes durch seine Finger gleiten ließ. Von der Abart, die ihre Arme ewig über dem Kopf hält, und von der, die ihre Nägel durch's Fleisch wachsen läßt, sahen wir mehrere Exemplare, und wir beobachteten einen, der an den Beinen stundenlang von einem Reck herunterhing. Bei einem Anderen zählte ich vierzehn Holzkohlenfeuer in einem kleinen Kreis, in dessen Mitte er saß und betete.

Als ich mit Caloo durch die verschiedenen Tempelhöfe wanderte, blieben wir vor zwei lebhaft debattirenden Männern stehen, die auf dem Boden kauerten und sich über einige Annas, die zwischen ihnen auf einem Tuche lagen, nicht einigen zu können schienen. Wie Caloo erklärte, waren es ein Pilger und ein Priester, und der Letztere verlangte augenscheinlich eine größere Opfergabe als der Andere zu geben willens war.

„Siehst Du Sahib“, wandte sich der Pilger an mich. „Es ist wirklich genug, aber er will zwei Annas mehr“, worauf der Priester verschiedene Gründe vorbrachte, weshalb er mehr bekommen sollte.

„Sag' Du selbst Sahib“, wandte sich der Pilger nochmals an mich, “ob ich zwei Annas mehr geben muß.“

„Wenn Ihr Euch meinem Urtheilsspruch fügen wollt“, erwiderte ich lächelnd, „so denke ich, daß Ihr gut thätet, die Differenz zu theilen.“

Mit diesem salomonischen Urtheil gaben sich denn auch Beide zufrieden.

„Der Sahib ist ein weiser Mann“, sagte der Priester, während der Andere, den Kopf schüttelnd, noch einen Anna aus den Tiefen seines Gewandes holte.

Die Hitze während unseres Aufenthaltes in Benares war nahezu unerträglich. Wir kürzten auch in Folge dessen die ursprünglich bestimmten drei Tage um einen halben Tag ab



Gruppe von Derwischen.

und setzten unsere Reise nach Lucknow mittelst der Oudh und Rohilkund-Bahn fort.

Lucknow ist eine der größten Städte Indiens und war

im Jahre 1857 einer der großen Centralpunkte der furchtbaren Sepoy-Revolte. Die traurigen Ruinen des englischen Regierungsgebäudes, inmitten einer hübschen Parkanlage, legen noch heute Zeugniß ab von jener furchtbaren Zeit, in der eine Handvoll wackerer Engländer, Männer, Frauen und Kinder, dem Fanatismus der empörten einheimischen Truppen zum Opfer fiel, und zahlreiche Monumente und Gräber bezeichnen die Stellen, an denen die tapferen Vertheidiger fielen oder bestattet wurden.

Die alten königlichen Paläste von Lucknow sind nicht von besonderer Schönheit und selbst der wichtigste derselben, der Kaiser Bhäg, welcher im Jahre 1848 mit einem Aufwand von 10.000.000 Rupien erbaut wurde, ist nicht von architectonischer Bedeutung. Imposant ist nur die große Emambarah-Moschee mit ihrem gewaltigen Hof, der riesigen Freitreppe und ihren schönen Flügelgebäuden. Die kleine Emambarah-Moschee, ebenfalls ein schöner Bau in maurischem Styl, enthält das Grab Mohammed Ali Shah's und seiner Mutter und die kleine Gartenanlage im Hofe dieser Moschee ist ganz reizend. Die schlecht gemalten Portraits alter Herrscher von Oudh in Barderi Hall lohnen kaum einen Besuch.

Der Erholungsplatz der in Lucknow ansässigen Europäer ist Wingfield Park, auf dessen freien Grasplätzen allabendlich Tennis, Criquet und andere englische Sports getrieben werden. Ein schönes Gebäude ist die Martinière, ein von General Martin gegründetes Knaben-Institut, welches das Grabmal des Gründers enthält, dessen Andenken auch in einer riesigen, cannelirten Säule verewigt ist, welche, inmitten eines kleinen Sees, vor der Façade des Instituts emporragt.

An der einheimischen Bevölkerung Lucknows habe ich keine besonderen Beobachtungen gemacht. Sie schien mir im

Allgemeinen weniger interessant und das Leben und Treiben in den Straßen weniger bunt als in Calcutta und Benares. Dagegen habe ich in Lucknow die Erfahrung gemacht, daß es Leute giebt, die buchstäblich Butter auf dem Kopfe haben. Das Aufstreichen derselben auf den Schädel ist nämlich, wie mir Caloo erklärte, nicht nur hier, sondern auch in anderen Theilen Indiens, ein beliebtes Mittel zur Verhütung des Sonnenstichs.

Ein 24stündiger Aufenthalt in Lucknow genügt vollkommen, umsomehr, als man bei längerem Bleiben befürchten muß, von Flöhen und Mosquitos aufgefressen zu werden. Unser nächstes Reiseziel war Agra und ich war besonders begierig, es zu sehen.

XVI.

Annäherung zu Agra. — Kenari Bazaar. — Ekkas. — Die Taj Mahal. — Grabmäler Schah Jehan's und seiner Gemahlin. — Die Perlmoschee. — Der Jasmin-Pavillon. — Die Itimad ud Daula. — Fatehpur-Sikkri. — Akbar's Mausoleum in Sekundra. — Der ursprüngliche Aufbewahrungsort des Kohinoor-Diamanten.



ls ich im Jahre 1884 zum ersten Male eine Collection orientalischer Gemälde von Wassili Werestschagin, dem russischen Künstler, Schriftsteller und Soldaten, zu Gesichte bekam, die eine große Anzahl hochinteressanter Ansichten und Typen aus Nord- und Central-Indien enthielt, ergriff mich der sehnliche Wunsch, dieses Wunderland, und besonders Agra und Delhi, zwei Perlen großmogulischer Baukunst zu sehen und zu studiren. Zu jener Zeit ahnte ich kaum, daß dieser Wunsch in Erfüllung gehen sollte, und nun bin ich hier und wandle leibhaftig in den malerischen Straßen der ehemaligen Hauptstadt Schah Jehans, des mächtigen Großmoguls.

Mein Traum hat sich verwirklicht und ich bin nicht enttäuscht. Der Pinsel des russischen Künstlers hat nicht gelogen. Welch' fremdartige, wunderbare Stadt! Voll interessanten Straßenlebens und schöner orientalischer Paläste.

Diesen Eindruck empfängt man jedoch erst, nachdem man die Stadt selbst betritt, denn die Annäherung mag kaum anziehend zu nennen sein. Niedrige Sandhügel umgeben Agra von allen Seiten und indem der Zug sich der Stadt nähert und langsam über die Jumna- Brücke fährt, ist die

weiße Riesenkuppel der Taj Mahal das einzige Objekt, auf welchem das Auge des Reisenden mit Interesse haftet. Von dem Jumna Fluß, an dem Agra liegt, konnte man zur Zeit unserer Anwesenheit daselbst nicht sprechen, denn kaum ein Wellchen bespülte den glitzernden gelben Sand seines Bettes, welches trocken dalag wie die Wüste, und in welchem eine große Kameel-Karawane ihre schmutzigen und zerfetzten



Eine Ekka.

Zelte aufgeschlagen hatte. Es schien fast, als ob die Thiere, die ihren Durst aus dem schmalen Wasserstreifen löschten, den Fluß ganz versiegen müßten. Auf den Landstraßen, zwischen den niedrigen Sandhügeln lagerten dichte Staubwolken, aus denen Reiter und Gefährte der verschiedenartigsten Formen auftauchten, die von Büffeln, Eseln und

Dromedaren gezogen, ihren Weg gegen die Stadt nahmen oder aus derselben kamen. In dem klaren, blauen Himmel, der sich über diesem Bilde wölbte, schwebten in größerer Anzahl mächtige Geier, Adler und andere Raubvögel.

Wir stiegen in Laurie's Great Northern Hotel, einem typisch englisch-indischen Gasthofe, ab und nachdem ich ein erfrischendes Bad genommen, d. h. mich aus einem großen Kübel von Caloo wiederholt mit Wasser hatte begießen lassen, machte ich mich in dessen Begleitung noch am Nachmittage, trotz der drückenden Hitze, auf einen Rundgang durch die Stadt.

In den Straßen und besonders im Kenari Bazaar, einer Hauptverkehrsader, wogt es und drängt es sich, wie überall in den einheimischen Quartieren, und handelt und feilscht, als ob's um liebe Leben ginge. Kaum daß sich die Reiter und kleinen Ekkas, zierliche, von einem buntgeschirrten Pferde gezogene zweirädrige Wägelchen, durch dieses malerische Gewühl durchwinden können. Diese Ekkas, denen wir hier zuerst begegneten, sind nebenbei gesagt, und wie ich aus eigener Erfahrung weiß, nicht die allerbequemsten Beförderungsmittel, da männliche Passagiere darin seitwärts auf eine Weise Platz nehmen müssen, daß ihre Beine außerhalb und direkt über den Rädern herumbaumeln, während Damen auf dem Boden des Gefährtes mit unterschlagenen Beinen sitzen, was ebenfalls für Europäerinnen nicht gerade am bequemsten wäre. Ist die Passagierin eine Mohammedanerin, so werden die an dem hohen, aufrechten Gestell angebrachten Vorhänge sorgfältig zugezogen, was dem ganzen Vehikel dann das Aussehen eines riesigen, auf Rädern befindlichen, verhangenen Vogelkäfigs giebt. Immerhin bieten die Ekkas einen malerischeren Anblick als die mit getrocknetem Viehdünger in Netzen beladenen Büffel, denen man hier mitunter begegnet und deren kostbare Ladung als Feuerungsmaterial verwendet wird und ganz bedeutend zu

den orientalischen Düften beiträgt, die jeder Windstoß dem Fremden in die Nase führt.

Caloo führte mich in verschiedene Läden und Werkstätten, wo es allerlei Schönes und Interessantes zu sehen und natürlich einzukaufen gab. Caloo's Interesse an den Einkäufen war lebhaft, was mich auf die Vermuthung brachte,



Ein verhungernder Betteljunge.

daß für ihn ein kleiner Prozentsatz abfällt, den er sich zu gelegener Zeit einkassirt. Unter anderen Dingen habe ich hier eines der hübschen, weißen Seifenstein-Modelle der Taj Mahal (sprich: Tadsch Mahaal) erstanden, welche in Agra vielfach in den verschiedensten Größen angefertigt und fast von jedem Reisenden angekauft werden.

Die Taj Mahal ist für Agra, was die Peterskirche für Rom, die Isaaks-Kathedrale für Petersburg und die Aya Sophia für Constantinopel ist, d. h. eine Sehenswürdigkeit "par excellence", nur mit dem Unterschiede, daß keines der vorgenannten Baudenkmäler sich mit der Taj Mahal auch nur annähernd in ihrer vollendeten Harmonie und ihrem geradezu bewunderungswürdigen Ensemble vergleichen könnte. Man hat oft gesagt, daß dieses Mausoleum, welches von Schah Jehan seiner Lieblingsgattin Mumtaz errichtet wurde, das Werk eines vollendeten Architekten und Juweliers sei und es mag in Wirklichkeit bezweifelt werden, ob die vereinten Bemühungen Michel Angelos und Benvenuto Cellini's etwas Schöneres hätten erdenken und ausführen können.

Das Glück begünstigte uns und ich sah die Taj Mahal zuerst im Mondenscheine. Nie werde ich den Eindruck vergessen, den dieser symetrische, weiße Marmorbau, umgeben von herrlichen Gartenanlagen, im hellen Silberlichte der vollen Mondscheibe auf mich machte, und wenn der Anblick an Großartigkeit und geheimnißvollem Schauer nicht demjenigen der colossalen Tempelruinen von Karnak oder an künstlerischem und historischem Interesse dem der Akropolis gleichkommt, so ist er allein doch herrlich genug, um eine Reise nach Agra zu verlohnen. Wer diesen wunderbaren Bau erdacht und ausgeführt hat, ist leider unbekannt geblieben und diese Thatsache ist eines der bedauernswerthen Beispiele von der Laune des Schicksals, die den Namen eines der größten Architekten der Welt den staunenden Bewunderern seines Werkes vorenthält, während sie den Namen eines Herostratus in den Blättern der Geschichte aufbewahrt.

Um die wunderbaren Details dieses Mausoleums, an welchem 20,000 Menschen siebzehn Jahre lang mit einem Kostenaufwande von drei Millionen Pfund Sterling arbeiteten, gebührend würdigen zu können, muß man es natürlich

auch bei Tage sehen. Ich habe einen Vormittag dabei verbracht und bin mehrere Male zurückgekehrt, um immer wieder von Neuem die herrliche Symmetrie und den überwältigenden Gesammteindruck auf mich wirken zu lassen.

Es ist schon so viel über die Taj Mahal und ihre Schönheiten geschrieben worden und jeder Reisende hat bei ihrer



Büffel mit Last von getrocknetem Dünger.

Beschreibung mit solcher Ueberschwänglichkeit gesprochen, daß man unwillkürlich eine Enttäuschung erwartet. Dem ist jedoch nicht so. Man findet im Gegentheile, daß die Sprache in Wirklichkeit zu arm ist, um ein richtiges Bild davon zu entwerfen und selbst der Pinsel des Künstlers muß von einer Meisterhand geführt werden, der dieses herrlichste aller

Bauwerke in einer Weise schildern soll, die der Wahrheit nahe käme.

Die Parkanlagen, durch welche der Zutritt zur Taj führt, sind äußerst geschmackvoll in ihrer Abwechslung von Wasser, Blumen, Rasen und Sträuchern, und sind durch ein monumentales Thor, sowie durch schöne moscheeartige Gebäude aus braunem Sandstein begrenzt. Das regelmäßig viereckige Gebäude steht auf einer erhabenen Plattform, die, wie alles übrige Material, aus weißem, geädertem Marmor besteht. Der Mittelbau ist von einer prächtigen großen und vier kleinen Kuppeln überwölbt, und an den Ecken der Plattform von vier hohen und schlanken Minarets flankirt. Zwei Treppen führen auf den Unterbau und direkt vor das Hauptportal, welches sich in Nichts von drei anderen monumentalen Pforten unterscheidet, die sich an den drei übrigen Seiten der Taj befinden. Diese Portale bilden riesige, bogenförmige Nischen mit prächtigen Reliefarbeiten und eingelegten Arabesken aus vielfarbigen Steinen während die Eingangsthüren selbst aus weißem, durchbrochenen Marmor in reichen Dessins bestehen, welche, trotz ihrer Dimensionen, den Eindruck venetianischer Spitzenarbeit machen.

Von der Vorhalle aus führt eine Marmortreppe abwärts zu den Grabkryphten des Erbauers und seiner Gemahlin. Die Vorhalle zeigt dieselbe reiche und sorgfältige Arbeit wie die Portalnischen. Der Hauptraum ist eine von Corridoren umgebene octagonale Halle, direkt unter der großen Kuppel, mit je vier Nischen und vier Thüren in zwei Gallerien. Genau in der Mitte dieser Halle, die nebenbei ein prächtiges Echo besitzt, befinden sich die zwei Grabdenkmäler in Gestalt von Sarkophagen, umgeben von einem durchbrochenen, sechs Fuß hohen weißen Marmorgitter, dessen bildhauerische Ausführung ein Muster von Zartheit ist, wie man sie dem kalten Stein kaum zutrauen könnte.

Die kostbaren Edelsteine und Halbedelsteine, mit denen diese Halle, die Denkmäler und andere Theile der Taj einst reich ausgeschmückt waren, sind heute zum großen Theile verschwunden, eine Beute der verschiedenen Eroberer, denen Agra seit Jehan's Zeit in die Hände fiel. Von dem Ansehen, in welchem die Taj Mahal steht, legt die Thatsache Zeugniß ab, daß, obwohl sie in ziemlich gutem Zustande ist, dennoch eine Anzahl von Arbeitern stets beschäftigt ist, die kleinsten Schäden auszubessern und sie zu ihrer vormaligen Herrlichkeit zu restauriren.

Man begeht eigentlich einen Fehler, wenn man die Taj besucht, bevor man die anderen Perlen der Baukunst besichtigt hat, die sich in dem Fort und außerhalb desselben befinden, da die Letzteren dann unbedingt unter dem Vergleiche leiden müssen, während anderseits der Genuß ein steigender ist. Das von Akbar erbaute Fort nimmt einen Flächenraum von nahezu einer englischen Quadratmeile ein, ist aber als Befestigungswerk heute von gar keiner Bedeutung. Innerhalb seiner Mauern befinden sich jedoch Paläste und Moscheen, die, wenn man nicht die Taj als Vergleichsobject stets vor sich hätte, als vollendete Beispiele sarazenischer Baukunst gelten müßten. Unter diesen ist die Perlmoschee jedenfalls das schönste Werk. Sie ist aus schneeweißem Marmor erbaut und die zierlichen Arkaden, die den marmorgepflasterten Hof mit dem reichgeschnitzten Bassin in der Mitte umgeben, sehen aus, als ob sie von Zuckerwerk wären. Die öffentliche Audienzhalle Schah Jehan's ist in Weiß und Gold gehalten, offen auf drei Seiten und wird von zierlichen Säulen gestützt. Die Privat-Audienzhalle in eingelegter Marmorarbeit, mit offenem Hof, enthält den schwarzen Marmorthron für den Herrscher und eine weiße Marmor-Plattform für den hohen Gerichtshof. Die Schisch Mahal (Frauenbad) ist mit Glas und Spiegeln ausgelegt und die Khas Mahal (Frauen-Empfangssaal) ist ein Bau aus wei-

ßem Marmor mit Spuren reicher, decorativer Malerei in Gold und Farben.

In dem sogenannten Jasminpavillon, der eine Aussicht auf einen Theil der Stadt bietet, wurde Schah Jehan durch nahezu ein Jahrzehnt von seinem Sohne Aurang-Zeb als Gefangener gehalten. Ob die reichen und geschmackvollen



Die Taj Mahal in Agra.

Decorationen dieses kleinen Pavillons ihn über den Undank seines Sohnes getröstet haben, ist fraglich. Jedenfalls hat er aber hier Betrachtungen angestellt über die Gerechtigkeit der Nemesis, die seine eigene Handlungsweise seinem Vater und Vorgänger Jahangir gegenüber gerächt hat.

Die „Itimad ud Daula", das Mausoleum von Schah

Jehan's Großvezier und Frau, liegt am anderen Ufer des Jumna und ist mit ihren schönen Proportionen, herrlichen Gartenanlagen und seinem reichen decorativen Schmuck ein würdiges Seitenstück zur Taj, dem „Clou" von Agra. Von dem Dache dieses Baues genießt man eine herrliche Aussicht auf Stadt, Fluß und Taj Mahal.

Die englische Gesellschaft Agra's besteht, wie in allen indischen Garnisonsstädten, aus den Offizieren und Civil-Regierungsbeamten nebst ihren Frauen und Familien. Natürlich giebt es einen Club und trotz des heißen Klimas wird fast jedem öffentlichen Sport gehuldigt. Vom späten Nachmittage angefangen, kann man Herren und Damen in dem öffentlichen Park beim Tennis und anderen ähnlichen Spielen sehen, die sich nur insofern von den amerikanischen unterscheiden, daß weiß und roth uniformirte indische Diener den verirrten Bällen nachjagen und wo immer möglich ihren Herren und Herrinen größere Anstrengungen ersparen.

Bevor wir Agra verließen, machten wir noch einen kurzen Ausflug nach Sikkandra oder Sekundra, wie es auch heißt, das nur wenige Meilen entfernt ist und wo sich das große Grabdenkmal Akbar's befindet. Dieser Herrscher, einer der mächtigsten seiner Zeit, erbaute die prächtigen Paläste von Fatehpur-Sikkri, deren interessante Ruinen 22 Meilen von Agra entfernt liegen, in der Absicht, eine zweite und schönere Hauptstadt zu gründen, die ihm ein bleibendes Denkmal sein sollte. Diese Stadt mußte jedoch ihrer ungesunden Lage wegen im Laufe der Zeit ganz verlassen werden und seit drei Jahrhunderten nagen nun Wind und Wetter an dem zerfallenden Gemäuer. Wenn aber auch Akbar's dießbezüglicher Plan durch die Macht der Elemente fehlschlug, so besitzt er doch ein seiner würdiges Denkmal in Sekundra.

Den Weg dahin bildet eine Allee von schönen Bäumen, die von buntfarbigen Vögeln und besonders von zahlreichen

kleinen, grünen Papageien belebt sind. Die Anlage des Denkmals ist ähnlich dem der Taj Mahal und der Jtimad ud Daula: Parkanlagen, zu denen ein großer Thorweg mit vier runden zerstörten Minarettthürmchen führt, ein breiter Weg mit viereckigen Steinfließen gepflastert, Blumen-



Das Grabdenkmal Akbar's in Sekundra.

beete, Bäume und Sträucher. Das Gebäude ist aus braunem Sandstein und von dem Dache erhebt sich ein terassenförmiger Aufbau von vier Stockwerken aus demselben Material mit Ausnahme des obersten, welches aus weißem Marmor in schöner Reliefausführung besteht. Zahlreiche

kleine Kuppeln, auf schlanken Säulchen ruhend, geben dem Bau etwas besonders Malerisches.

Der Haupteingang führt durch eine hohe, bogenförmige Nische mit arabischen Zeichnungen in Mosaik und eine schön geschnitzte Marmorthüre in eine Vorhalle, deren ehemalige Decoration, in Gold, Blau und Roth stark zerstört ist. Nur in einer Ecke ist die Original-Ausschmückung zu ihrer ursprünglichen Schönheit restaurirt worden und dies geschah zu Ehren des Prinzen von Wales gelegentlich seiner Indienreise. Ein abschüssiger Weg führt durch einen immer niedriger werdenden Corridor zum Grabe Akbar's. Der Sarkophag ist aus weißem, glatten Marmor gefertigt und steht in einem kleinen, hohen Raum, dessen Wände aus glattem Stuck bestehen und keinerlei Verzierung aufweisen. Außer Akbar's Leiche enthält das Gebäude noch solche anderer Verwandten und Frauen, deren Akbar drei gehabt haben soll, und zwar je eine Mohammedanerin, eine Buddhistin und eine Christin. Wie die Drei sich wohl mit einander vertragen haben?

Von der obersten Terrasse aus genießt man einen schönen Anblick auf die Anlagen und die ganze Umgebung. Auf ihr befidet sich auch ein schön gearbeiteter Grabstein, auf dem die neunundneunzig Namen Allah's eingegraben sind und eine kurze, verzierte Marmorsäule, die seiner Zeit der Aufbewahrungsplatz des großen Kohinoor-Diamanten gewesen sein soll. Daß er heute dort sicher wäre, darf bezweifelt werden.

XVII.

Wagenwechsel im Nachtkleid. — Ankunft in Delhi. — Die Sepoy Revolution und ihre unbedeutende Ursache. — Die mogulischen Baudenkmäler. — Rothhaarige Greise. — Chandni Chauk. — Ein verdächtiger Nautsch-Tanz. — Entweihung eines Brunnens. — Am Grabe des Königs Cherrybrandy. — Die Jama Musjid. — Das Kutab Minar. — Ein räthselhaftes Denkmal. — Wieder Herr K....



m von Agra nach Delhi zu gelangen, ist es nothwendig, daß man sich rückwärts concentrirt, d. h. man fährt die von Lucknow gekommene Strecke bis zur Station Tundla zurück, wechselt dort den Wagen und langt mit dem Nachtzug, der am besten anzurathen ist, um 5.30 Morgens in Delhi an, nachdem man Agra um 10 Uhr am vorhergehenden Abend verlassen hat. Dieser Wagenwechsel, von dem Caloo es unterließ, mich zu verständigen, brachte ein komisches Intermezzo mit sich. Ich hatte meine Kleider abgeworfen, meine Pyjamas angelegt und lag gemüthlich ausgestreckt, mich zum Schlafe vorbereitend, indem ich das in dem Fenster zu meiner Seite angebrachte Strohrad durch zeitweilige Umdrehung in dem darunter angebrachten Wasserbehälter zur Abkühlung der heißen Luft benützte, als Caloo mit den Worten eintrat: "Change car, Master,—Tundla." Ich fuhr rasch empor. "Why, the dickens didn't you tell me, that we had to change cars," schrie ich ihn an. Aber es war keine Zeit zum Schelten oder Debattiren. Der Zug stand bereits und auf dem nächsten Geleise wartete der andere. Caloo ergriff

den größten Theil des Gepäcks; ich den Rest nebst meinen Kleidern und Schuhen, und, meinen Basthelm auf's Haupt stülpend, rannten wir in größter Eile die Länge des Trains hinab, wo uns der Condukteur mittheilte, daß wir noch gut fünf Minuten übrig hätten für den Delhizug. Unter den Umständen beeilte ich mich nichtsdestoweniger in meinen Wagen zu kommen, wo ich meinen Gefühlen Caloo gegenüber Luft machte, ohne mich jedoch im Geringsten abzukühlen oder ihn zu ereifern. Er ließ die Tirade einfach ruhig über sich ergehen und bemerkte nur am Ende ganz lakonisch: "Master, cool off by window."

Bei Sonnenaufgang hielten wir unseren Einzug in Delhi. Wir fuhren in einem bequemen Wagen quer durch die Stadt, deren Straßen noch ganz verödet waren, und zum Kaschmirthor wieder hinaus nach Maiden's Hotel, welches in kurzer Entfernung von dem historischen Thore außerhalb der Stadtmauer liegt.

Trotz der frühen Morgenstunde bemerkten wir bei der Hoteleinfahrt einige Gestalten, die uns mit großem Interesse zu betrachten schienen und bezüglich deren ich mich des Verdachtes nicht erwehren konnte, daß sie es auf mich abgesehen hatten. Und richtig, ich hatte nach einem leichten Frühstück kaum auf der Veranda Platz genommen, um meinen „Murray on India“ durchzusehen und den Tagesplan zu machen, als die verdächtigen Kerle auf mich losstürzten und einen concentrirten Angriff auf meinen Geldbeutel machten, indem sie mich durch schöne, glitzernde Juwelen, die sie eifrigst zum Verkaufe anboten, zu blenden suchten. Ich hatte jedoch schon in Colombo meine Lection gelernt und schlug die Attaque siegreich zurück.

Delhi hat im Laufe der Jahrhunderte ereignißreiche Schicksale erfahren. Es hat seit seiner Erbauung, 50 v. Ch. seine Stelle vielfach verändert, und die heutige Stadt liegt zum Theile abseits von dem Delhi Akbar's und Schah

Jehan's, während die massenhaften Ruinenfelder, welche im Radius von 10 bis 15 Meilen ein großes Terrain bedecken, die Stätten bezeichnen, wo Alt-Delhi sich einst erstreckte. Die neue Stadt spielte im blutigen Sepoy-Aufstande des Jahres 1857 eine bedeutende Rolle, und mörderische Kämpfe fanden hier während der historischen Bela-



Das Kaschmir Thor in Delhi.

gerung statt, bevor die englischen Truppen das Kaschmirthor sprengten und sich wieder der Stadt bemächtigten.

Dieses Thor ist die identische Stelle, an welcher eine der größten Heldenthaten während des Aufstandes durch eine Handvoll englischer Soldaten vollbracht wurde. Man

wird sich der Umstände erinnern, die es für die englischen Belagerer absolut nöthig machten die Stadt zu erstürmen. Freiwillige wurden aufgerufen und es meldeten sich elf Mann, die sich erboten, das Kaschmir-Thor in die Luft zu sprengen, trotz der großen Gefahr die mit diesem Unternehmen verknüpft war. Das Thor war von den Kugeln der belagerten Empörer beherrscht und nur ein Einziger der kleinen Schaar erreichte das Ziel, aber ihm gelang es, die Sprengung zu bewerkstelligen, obwohl er unter den Trümmern der Explosion seinen Tod fand. Eine Marmortafel an dem Thore nennt die Namen dieser Helden, die würdig sind, mit Horatius Kokles, Leonidas und Arnold von Winkelried genannt zu werden.

Es mag hier erwähnt sein, daß diese blutige Revolte von 1857, welche die Ermordung Tausender von Engländern, Frauen und Kindern im Gefolge hatte, herbeigeführt wurde durch die fortgesetzte Vertheilung an die Sepoy-Truppen von Patronen die mit Schweinfett geschmiert waren und deren Abbeißen den Sepoys aus religiösen Gründen ein Gräuel war.

Der Militärfriedhof legt Zeugniß ab von der Menge der damals Gefallenen und gleichzeitig von der demokratischen Gesinnung der Behörden, denn hier liegen sie ohne Unterschied des Ranges dicht nebeneinander, der Gemeine und der Hauptmann, der Korporal und der General, und sie sind alle geehrt durch das Soldatendenkmal, welches ihnen auf einem Hügelrücken, von dem aus man die Stadt übersieht, errichtet worden ist.

Die mohammedanischen Baudenkmäler Delhis aus der Zeit der Mogulen sind denen in Agra ähnlich, sowohl im Styl als in der decorativen Ausführung, und befinden sich zumeist innerhalb des Forts, dessen Commando spezielle Erlaubniß zum Besuche mittelst Karten ertheilt. Von diesen Bauten sind hauptsächlich zu erwähnen: die „Public

Audience Hall", aus rothem Sandstein, mit schönen Säulen und Marmorthron, sowie der „Diwan i Khas" (Privat-Audienz-Halle) Schah Jehans mit weißen Marmor-Colonnaden und Decorationen in Gold und eingelegten farbigen Steinen. In diesem Palast ist noch die Plattform zu sehen, auf welcher einst der berühmte Pfauenthron Jehan's stand, der wahrscheinlich den späteren Eroberern zur Beute fiel und seine Haremszimmer sind von außerordentlicher Schönheit in der Zeichnung der eingelegten Blumen und Arabesken, welche noch in ziemlich gutem Zustande erhalten sind. Aber man wird einigermaßen abgestumpft durch so viel Gleichartiges, mag es noch so schön sein, und der Besuch eines mit einer Schule verbundenen kleinen Jaintempels und der goldenen Moschee in der Chandni-Chauk bilden eine willkommene Abwechslung.

Von größerem Interesse ist eine Rundfahrt in den einheimischen Quartieren, während deren man Gelegenheit hat, den Character der Bevölkerung gründlich zu studiren. Die Einwohnerschaft Delhis unterscheidet sich, nicht nur in ihrem Wesen, ihren Sitten und Gesichtszügen, sondern auch in ihren Gewohnheiten und Trachten, wesentlich von denen der Provinzen Bengal, Bombay und Madras. Es scheint als ob die Ursache dieser Verschiedenheit in der starken Blutmischung mit den nördlichen Stämmen des Pundschab und Kaschmirs liegt, deren kräftigen, energischen, aber wenig Vertrauen erweckenden Vertretern man häufig in den Straßen begegnet. Andere auffallende Figuren in der Menge sind Männer mit grellrothem Haar, welches einen sonderbaren Gegensatz zu ihren dunkelbraunen Gesichtern bildet. Es wurde mir diesbezüglich gesagt, daß es unter einer gewissen Klasse der Bevölkerung für Männer üblich wäre, sich das Haar auf diese Weise zu färben, sobald es anfängt zu ergrauen.

Die berühmte Chandni Chauk, die Hauptverkehrsader

von Delhi, ist im höchsten Grade anziehend und vielleicht einzig in ihrer Art. Hier befinden sich alle Läden und Werkstätten, in denen die wohlbekannten Delhier Stickereien, Elfenbein und Holzschnitzereien, Schmuck-, Gold- und Silberwaaren erzeugt und verkauft werden. Man sieht hier



Chandny Chauk in Delhi.

wunderbare Gegenstände, aber die arrogante Zudringlichkeit der Händler, die sich selbst erlauben, auf den Wagenschlag von Fremden zu springen um ihre Waaren zu offeriren oder zum Besuch ihrer Läden einzuladen, verleidet das Vergnügen an der Besichtigung der schönen Dinge. Die

Waaren selbst sind jedoch so verführerisch, daß man der Versuchung zu kaufen kaum wiederstehen kann.

Mit Hülfe Caloos erstand ich denn auch einige hübsche Sachen, unter denen ich ein Silber-Schmuckkästchen von selten schöner, getriebener Arbeit speziell erwähne, weil die Art des Einkaufs derartiger Waaren eine ganz sonderbare ist. Sie werden nämlich in eine Wagschale gelegt und mittelst Silberrupien gewogen, worauf der für die künstlerische Arbeit des Gegenstandes zu bezahlende Preis, per Rupie des Gewichtes, zwischen Händler und Käufer vereinbart wird.

Der Mühe verlohnt auch ein Besuch in die Werkstätten der Sticker, wo die Arbeiter, vor aufrecht stehenden Rahmen kauernd, die unter dem Namen Delhier Stickereien so wohlbekannten Stoffe erzeugen.

In Gesellschaft eines Engländers, dessen zufällige Bekanntschaft ich gemacht hatte, besuchten wir, auf den Rath Caloo's, ein indisches Bad, wo der berühmte Nautsch-Tanz zu sehen sein sollte. Ich muß jedoch gestehen, daß, was wir da zu Gesichte bekamen, dem berüchtigten Cootchie-Cootchie-Tanz auffallend ähnlich war und die ganze Vorstellung schien nur darauf berechnet gewesen zu sein, Leidenschaften anzufachen, die gegen Bezahlung eines jedenfalls bedeutenderen Obulus befriedigt werden konnten, wenn es dem Besucher so gefiel. Kurz gesagt, das indische Bad war nichts als eine Lasterhöhle, die zu den Sehenswürdigkeiten Delhis zählt, und deren Besuch jedem männlichen Fremden von den Führern angerathen wird, welch' Letztere eine gute Commissionsgebühr dafür erhalten.

Caloo verdiente jedenfalls eine gehörige Zurechtweisung; da dieser Besuch uns jedoch einen Einblick in die moralischen Zustände Delhis gewährte und Caloo kurz vorher mich aus einer Patsche gezogen hatte, in welche ich durch

meine Unkenntniß der Verhältnisse gefallen war, so überging ich die Sache mit Stillschweigen.

Das Abenteuer, worauf ich anspiele, ereignete sich folgendermaßen: Wir machten einen Ausflug nach dem Mausoleum des Kaisers Humayun, Akbar's Vater, welches sich einige Meilen von Delhi befindet, als ich unseren Wagen anhalten ließ, um eine Momentaufnahme einer malerischen Gruppe von Mohammedanerinnen zu machen. Die eigenthümlichen Costüme, enge Beinkleider und faltenreiche Ueberwürfe sowie die vortheilhafte Gruppirung um einen Brunnen, reizten mich hierzu, obwohl ich mir bewußt war, damit Unwillen zu verursachen. Es war mir geglückt, ohne Aufmerksamkeit zu erregen, die gewünschte Aufnahme zu machen, da die Frauen, mit lebhaftem Plaudern beschäftigt, meiner nicht besonders achteten, als eine derselben mich in dem Augenblicke bemerkte, in welchem ich die kleine Camera wieder in die Cassette schob. Auf eine hastige Bemerkung lenkten die übrigen Frauen ihre Blicke ebenfalls auf mich. Ein Zischeln und Flüstern folgte, aber die Sache wäre jedenfalls ohne weitere Folgen abgelaufen, wenn meine Neugierde mich nicht bewogen hätte, an den Brunnen selbst heranzutreten. In dem Augenblick als ich näher kam, stoben die Frauen auseinander und als ich erst meinen Fuß auf den Brunnenrand setzte, um in das Wasser zu schauen, erhob sich ein solches Gezeter, daß ich erschreckt zurücktrat.

Caloo war während des ganzen Zwischenfalls auf dem Bocke geblieben, sprang aber nunmehr eilends ab und eilte auf mich zu. Das Zetern hatte unterdessen eine Anzahl Männer herangelockt, die heftig gestikulirten und denen Caloo in Hindustani ebenso eifrig etwas zu erklären suchte. Die Gruppe vermehrte sich zusehends; mehr Männer kamen hinzu und ich sah mich bald von einer Menge umringt, deren drohende Gesichter und erregte Sprache nichts Gutes zu weissagen schienen. Nun tauchte in mir die Ahnung auf,

daß ich irgend ein religiöses Gefühl dieses Mobs unwissentlich verletzt haben mußte und Caloo bestätigte meine Vermuthung in einigen englischen Worten. Ich hatte als ungläubiger Hund einen heiligen Brunnen entweiht.

Die heftigen Hin- und Widerreden, während deren ich ein möglichst ruhiges und gleichgiltiges Wesen beobachtete,



Der entweihte Brunnen.

dauerten noch eine geraume Weile, bis ich endlich die Gemüther sich allmälig beruhigen sah. Die finsteren Gesichter hellten sich auf und ich bemerkte sogar einige freundliche Blicke. Caloo theilte mir nunmehr mit, daß die Angelegenheit geschlichtet sei und daß der verunreinigte Brunnen wieder ohne schädliche Folgen geweiht werden könnte; um

die Gemüther mehr zu beruhigen, sei es jedoch nothwendig, eine Handvoll Annas zu vertheilen, was ich denn auch mit Freuden that und damit den unliebsamen Zwischenfall zu gegenseitiger Zufriedenheit erledigte.

Auf diesem Ausfluge nach Humayun's Grabe besuchten wir auch verschiedene Gräber von Heiligen, Familienmitgliedern Akbar's, und dasjenige des Königs Cherrybrandy, der, wie Caloo ernstlich versicherte, an den Folgen seiner besonderen Vorliebe für dieses Getränk das Zeitliche segnete und welche Vorliebe ihm auch den bezeichnenden Spitznamen seitens seines Volkes einbrachte. Dieser König Cherrybrandy muß, nebenbei gesagt, in der Achtung seiner Nachfolger ganz hoch gestanden haben, wenn man die seltene Schönheit seines Mausoleums als Achtungsmesser annimmt. Im Uebrigen befinden sich all' diese Grabmäler in ziemlich verwahrlostem Zustande. In der Nähe des letztgenannten Grabes ist ein von hohen Mauern umgebenes viereckiges Bassin, ähnlich dem heiligen Brunnen in Benares, in welches Hindujungen, für wenige Annas, von ganz bedeutender Höhe tauchen.

An Cherrybrandy's Grabe habe ich eine photografische Erfahrung gemacht, die für den Amateur von Interesse ist, insofern als sie die stark actinische Qualität des indischen Sonnenlichtes zeigt. Eine Momentaufnahme, die mein englischer Gefährte um 6 Uhr Abends daselbst von mir und Caloo machte, fiel nämlich, trotz aller Erwartung, ganz vorzüglich aus und zeigt schöne Contraste von Licht und Schatten.

Selbstverständlich habe ich auch der Jama Musjid, der stattlichen Moschee unfern des Kaschmirthores und der Kutab Moschee, zehn Meilen südlich von Delhi, meinen Besuch abgestattet. Die Jama Musjid ist ein imposantes Gebäude, zu welchem eine Freitreppe von erstaunlicher Breite führt. Sie ist aus rothem Sandstein mit eingelegten, weißen Mar-

morzeichnungen erbaut und ihr Riesenhof giebt einer Menge von 35,000 bis 40,000 Andächtigen Raum, während die Moschee selbst noch 1500 bis 2000 Menschen mehr fassen kann. Die Gebethallen sind nach dem Hofe zu offen und der Gottesdienst kann demnach im Angesichte aller Anwesenden stattfinden.

Die Kutab Moschee hat eine graziöse Colonnade von schön gearbeiteten Pfeilern in indischem Styl, und das anstoßende Kutab Minar ist eine der höchsten Säulen oder Minarets der Welt. Sie ist 238 Fuß hoch, bei einem Durchmesser von 47 Fuß an der Basis und 9 Fuß an der Spitze. Ihre ursprüngliche Höhe ist durch ein Erdbeben, welches den obersten Theil herabwarf, um ungefähr 25 Fuß verkürzt worden. Jedes ihrer fünf Stockwerke ist von einem auf reich geschnitzten Stützen ruhenden Balkone umgeben und breite Streifen arabischer Inschriften winden sich in regelmäßigen Zwischenräumen um ihre schlanken Mauern. Diese Inschriften sind dem Koran entnommen. Von der Spitze des Kutab Minar erstreckt sich der Blick über eine große Anzahl von Grabdenkmälern in vielen Stylarten und verschiedenen Stadien der Erhaltung und die Ansicht ähnelt einigermaßen derjenigen der Chalifengräber bei Cairo.

Nicht weit von der Kutab Minar befindet sich eines der sonderbarsten Denkmäler Indiens. Es ist dies eine massive, geschmiedete Eisensäule, die bei einem Durchmesser von 16 Zoll nahezu 50 engl. Fuß hoch ist. Dieses Höhenverhältniß wäre nun an und für sich nicht merkwürdig, aber der Fuß dieser Säule ist bis auf eine Tiefe von 25 Fuß ausgegraben worden, ohne daß man das Ende des Schaftes erreicht hätte. Einige Hindus, die sich in der Nähe befanden, versicherten allen Ernstes, daß die Säule bis zum Mittelpunkt der Erde reiche und daß keine Macht der Welt sie fortschaffen oder nur erschüttern könnte.

Kurz bevor wir Delhi verließen, machte ich die Bekannt-

schaft eines Belgiers, der mich zu einem Jagdausflug nach Kaschmir einlud, aber, obwohl dies eine angenehme klimatische Abwechslung von dem immer heißer werdenden indischen Frühsommer gewesen wäre, so war ich, trotz meiner Geneigtheit, gezwungen abzulehnen. Ich hatte nämlich ein Telegramm empfangen, welches mich wichtiger Geschäfte



Die goldene Moschee in Delhi.

halber so rasch als möglich nach Paris berief. Der in ungefähr zehn Tagen von Bombay abgehende österreichische Lloyddampfer, auf dem ich telegrafisch Passage nach Triest genommen hatte, ließ mir kaum genügend Zeit für Jeypore und Bombay, die zwei wichtigsten Punkte des letzten

Theiles der von mir geplanten Route, und ich mußte andere interessante Punkte, wie Baroda und Mount Abu aufgeben. Auch ein beabsichtigter Besuch an den Hof des Rajah von Kapurtala, den ich während der Chicagoer Ausstellung persönlich kennen gelernt hatte, ging dadurch in die Brüche. Ich erfuhr jedoch später, daß der Rajah zu jener Zeit bereits auf dem Wege zur Pariser Ausstellung war, wo ich ihn einige Monate später traf.

Als wir vom Hotel zum Nachtzuge fuhren, trafen wir auf der Station einen Theil der Gesellschaft von Benares, die eben angekommen war. Ich hatte kaum Zeit die Familie H.... flüchtig zu begrüßen, als aber der Zug sich in Bewegung setzte, hörte ich noch trotz Dampfpfeife und Rädergeräusch die krächzende Stimme Herrn K....s, der ausrief: „Wieder ein verdammt heißer Platz das!“ Ich gestehe, daß ich ihn nach einem noch heißeren Platz wünschte.

XVIII.

Von Delhi nach Jeypore. — Caloo kündigt seinen Dienst. — Native States. — Das „Kaiser i Hind“-Hotel. — Königliche Bedienung. — Jeypore. — Hungersnothopfer. — Jagd mit Leoparden. — Der Palast des Maharajah. — Sawai Madhosingh II. — Eine primitive Münze. — Ausflug nach Amber. — Elephantenritt. — Abschied von Caloo.



Zweiundzwanzig lange, heiße Stunden dauert die Fahrt auf der „Bombay, Baroda & Central Indian Railway“, von Delhi nach Jeypore, doch ist sie immerhin nicht so monoton, als die von Calcutta bis hierher zurückgelegten Strecken von insgesammt 1000 Meilen. Der Zug passirte des Nachts die reizlose Ebene. Am Morgen zeigten sich zu beiden Seiten des Schienenstranges kahle Hügel, die später mit grünen abwechselten, und endlich im Herzen des Staates Ulwar einer ganz reizvollen Landschaft mit niedrigem Baumwuchs Platz machten. Eine prächtige Staffage dieser Landschaft bildeten zahlreiche Pfaue, von denen jedes Wäldchen, jedes Gelände belebt war.

Die Freude an diesem Anblick wurde mir jedoch einigermaßen vergällt durch die Ankündigung Caloo's, daß er meinen Dienst in Jeypore verlassen müsse. Ich hatte mich schon an ihn gewöhnt, und obwohl ich ihn für die übrige Strecke Jeypore-Bombay recht gut entbehren konnte, so hätte ich dennoch vorgezogen, ihn erst in Bombay zu entlassen. Aber seine Gründe waren gewichtig. Die Pest-Quarantäne in der letzteren Stadt war um diese Zeit, und besonders für Eingeborene, eine äußerst strenge, und er lief Gefahr, dort,

sowie bei der Rückkehr nach seiner Heimathstadt Calcutta, als von Bombay kommend, viel Zeit zu verlieren und sich schlechter Behandlung auszusetzen. Ich sah die Stichhaltigkeit dieser Gründe ein und versprach, ihn bei meiner Abreise von Jeypore zu entlassen.

Jeypore ist einer der Staaten des Rajputana-Bezirkes, die noch von den einheimischen Rajahs in einer gewissen Unabhängigkeit von der englischen Regierung beherrscht werden, die jedoch früher oder später dem englischen Besitze einverleibt zu werden bestimmt sind. Die Verhältnisse in den meisten dieser sogenannten „Native States“, sind solche, daß es für die arme Bevölkerung nur wünschenswerth ist, daß dies sobald als möglich geschehe und der politische Beamte, „Resident“ genannt, den die vicekönigliche Regierung in Calcutta an jedem dieser Höfe unterhält, ist in Wirklichkeit nichts anderes als ein gut bezahlter Spion, dem die Aufgabe obliegt, die Einverleibung so rasch als möglich herbeizuführen. Unterdessen fahren die Rajahs fort in Saus und Braus zu leben und ihre Unterthanen so viel als möglich auszusaugen.

Der Staat Jeypore ist ziemlich fruchtbar und könnte es noch mehr sein, wenn künstliche Bewässerung in größerem Maßstabe eingeführt würde. Dadurch würde auch den in Rajputana so häufigen Mißernten und darauf folgenden Hungersnöthen zum großen Theile gesteuert werden, die heute in kurz aufeinander folgenden Zwischenräumen die Bevölkerung decimiren. Die Hauptstadt, gleichen Namens, ist eine der neuesten Städte Indiens, da sie erst im siebzehnten Jahrhundert von einem abergläubischen Maharajah erbaut wurde, dem die Priester aus irgend welchen Gründen weismachten, daß die alte Hauptstadt Amber, die nur wenige Meilen von Jeypore entfernt in Ruinen liegt, verlassen werden müsse.

Kurz nach 10 Uhr Abends kamen wir an, und ich war

bald in drei großen Zimmern des „Kaiser i Hind Hotels", außerhalb der Stadtmauer, installirt. Wie ich am nächsten Morgen erfuhr, war ich zur Zeit der einzige Gast des Hotels und der einzige Tourist in der Stadt. Dies war insofern angenehm, als ich in dem weitläufigen, ebenerdigen Gebäude maurischen Styls, welches in einem großen Hofraume



Straße in Jeypore.

stand, der mit Lehmmauern und Cactushecken umgeben war, als Alleinherrscher regieren konnte, und die ungetheilte Aufmerksamkeit der Dienerschaft und des Besitzers genoß. Der Letztere, ein Herr Abdullah, ging in seiner Zuvorkommenheit so weit, daß er sich die Zusammenstellung des Menus

von mir erbat. Das zu Gebote stehende Material war jedoch, mit Ausnahme von Früchten, ziemlich karg, und beschränkte sich in Fleischsorten ganz auf Hammel, welch' unschuldiges Vieh, aus religiösen Gründen, überhaupt das einzige ist, welches im Staate Jeypore zu Nahrungszwecken verwendet wird.

War das Essen bei Herrn Abdullah auch nicht königlich, so verstand er es doch, mich mit königlichem Pompe bedienen zu lassen. Ich genoß meine Mahlzeiten allein, zumeist in tiefem Negligee, entweder im großen Speisesaal oder im kleinen Vorgarten des Hotels, bedient von Caloo in schneeweißem Kaftan und Handschuhen, während zwei baumlange Hindukerle mit großen Pfauenwedeln hinter mir standen und mich fächelten, und Abdullah selbst das Auftragen der Speisen beaufsichtigte. Dieser kurze Traum von Herrlichkeit rächte sich jedoch bei der Abreise, gelegentlich welcher ich zwischen dem Roomboy und den zwei Tableboys, Bisti, Garriwalla und sonstiger dienender Einwohnerschaft des „Kaiser i Hind" bis auf die Alte, die das unaussprechliche Blechgefäß unter ihrer Obhut hat, Spießruthen zu laufen hatte. Alle standen da mit ausgestreckten Händen um sich von dem großen Sahib zu verabschieden.

Jeypore ist unstreitig eine der schönsten und interessantesten Städte Indiens. Sie bedeckt ein längliches Viereck von zwei englischen Quadratmeilen und hohe Mauern mit Thürmen und gutgeschützten Thoren umgeben sie von allen Seiten. Die Hauptstraße, ungefähr 120 Fuß breit, durchschneidet Jeypore ziemlich in der Mitte in voller Länge. Die Querstraßen sind fast ebenso breit und an jedem Schneidepunkt befindet sich ein Marktplatz. Die Straßennamen sind in Englisch und Hindustani angegeben. Der Palast des Maharajah Sawai Madhosingh, der Zweite, liegt ungefähr im Centrum, und seine Höfe und Gärten sind, wie die Straßen,

mit Gas beleuchtet. Auch die Wasserversorgung ist modern und geschieht mittelst Leitung und Dampfkraft von dem ungefähr vier Meilen entfernten Aman-i-schah Fluß. Während unserer Anwesenheit in Jeypore herrschte übrigens in Folge der schon seit vielen Monaten anhaltenden Trockenheit ziemlicher Wassermangel.

In sonderbarem Contrast zu dieser fast modernen An-



Hungertypen im Rajputana Bezirk.

lage der Stadt steht der echt indische Charakter der Bevölkerung und die malerische Architektur der fast durchgehend rosa- oder lachsfarbigen Bauten mit weißen Decorationen. Zu diesem Contrast trägt noch die große Anzahl der Fakire, Bettler und Hungersnothopfer bei, welch' Letztere gegenwärtig einen starken Zuzug vom Lande bilden. Wir sind bis jetzt diesen Armen zumeist nur auf kleinen Eisenbahn-

stationen begegnet, wo sie entlang des Zuges wankten, eine ausgezehrte Hand gegen die Waggonfenster ausstreckend, während die andere auf die Magengegend klopfte und der Mund ein kaum hörbares, mitleiderregendes „Sahib, Sahib", hervorbrachte. In Jeypore sahen wir sie zum ersten Male in größerer Anzahl und wenn ich jemals gewünscht habe, Millionär zu sein, so war es hier, wo Tausende von Hungernden einer helfenden Hand bedurften und wo ein Stück Brod häufig das Equivalent eines Menschenlebens bildete. Die allgemeine Hungersnoth, die schon seit Monaten herrscht, fordert zahlreiche Opfer in allen davon betroffenen Bezirken, aber unverhältnißmäßig mehr in den von heimischen Herrschern regierten „Native States" als in den der englischen Regierung direkt unterworfenen Provinzen, wo organisirte Hülfe dem Elend so viel als möglich zu steuern sucht.

Einen anderen traurigen Anblick bildete ein Trupp zusammengeketteter Gefangener, die, von Bewaffneten begleitet, durch die Stadt geführt wurden, deren Leiber aber immerhin besser genährt aussahen, als diejenigen der in Freiheit sich sonnenden lebenden Skelette, die vielleicht gerne mit diesen Gefangenen getauscht hätten. Eher komisch als ergreifend wirkte ein Haufen zerlumpter, schwarzgekleideter und verhüllter Frauen, die vor einem Hause auf dem Boden kauerten und deren lautes Klagegeheul ein stattzufindendes Begräbniß andeutete. In einer Seitenstraße bemerkten wir vier Männer, die einen verhängten Käfig auf den Schultern trugen, aus dem ein drohendes Knurren ertönte. Ein kleines Trinkgeld erlaubte mir, einen prächtigen, schlanken Leopard zu sehen, der soeben von der Jagd zurückgebracht wurde, auf welche diese Thiere hier abgerichtet werden. Im Staate Jeypore soll es, nebenbei gesagt, viel Hochwild und Raubwild und besonders noch zahlreiche Tiger geben.

Unter den bemerkenswerthesten Gebäuden sticht beson-

ders der Hawah Mahal (Palast der Winde), ein vielstöckiges, giebelförmiges Gebäude in sarazenischem Styl hervor. Der Palast des Maharajah ist von Höfen und Gärten umgeben, die sich eine halbe Meile lang hinstrecken, und seine Hauptfaçade besteht aus sieben Stockwerken. Der Zutritt zu diesem Theil ist Fremden untersagt. Beim Eintritt durch ein



Der Palast der Winde.

schönes Bronzethor wurde ich von der Wache ziemlich kategorisch aufgefordert, meinen Sonnenschirm zu schließen, und nachdem ich einigermaßen zögerte, dieser Aufforderung in der Mittagsgluth Folge zu leisten, wurde mir durch Caloo bedeutet, daß kein Besucher den Palastrayon mit geöffnetem

Schirme betreten dürfe. Es war übrigens hier kaum etwas Interessantes zu sehen, außer einer Anzahl von Arbeitern, die in der Privat-Audienzhalle prächtige, goldgestickte Elephantendecken verfertigten. In die schönen Gärten war es uns nicht gestattet, einzutreten.

Der Maharajah lebt ziemlich zurückgezogen und sieht nur selten Fremde. Obwohl er fünf Frauen hat, sind seine Ehen kinderlos, und das Volk erzählt sich von einem Fluche, der auf ihm lasten soll. Wenn Sawai Madhosingh, der Zweite, auch Fremde selten empfängt, so läßt er doch häufig Besuchern seiner Hauptstadt Gastfreundschaft zu Theil werden, indem er sie, wenn sie es wünschen, im Dak Bungalow, dem jetzigen Rustom House, als seine Gäste unterbringt und ihnen zur Besichtigung der alten Hauptstadt Amber Elephanten und Treiber zur Verfügung stellt. Auch mir wurde, nachdem ich, in Abwesenheit des englischen Residenten, beim Privatsekretär des Maharajah um Erlaubniß hatte anfragen lassen, Amber zu besuchen, diese doppelte Einladung zu Theil. Da ich jedoch im Kaiser-i-Hind gut aufgehoben war, machte ich blos von dem letzteren Privilegium, gelegentlich meines Besuches in Amber, Gebrauch.

Auf dem Wege zu der vom Maharajah unterhaltenen Tigersammlung bemerkten wir in einem Hofraum einen der großen Elephantenwagen, die bei religiösen Umzügen benützt werden und an den berüchtigten Wagen von Juggernaut erinnern. Die Tiger sind von seltener Größe und Schönheit, aber von außerordentlicher Wildheit. Die Letztere rührt unstreitig von der Gewohnheit des Wärters her, gegen ein zu erwartendes Trinkgeld, die Thiere zum Brüllen und heftigen Sprüngen zu reizen.

Jeypore hat auch eine Kunst-Schule, eine Münze und ein Museum. In Ersterer werden indische Kunstindustrie-Erzeugnisse hergestellt und verkauft, und sie ist wohl, der Originalität der Gegenstände halber, eines Besuches werth.

Die Münze ist ihrer primitiven Ausstattung und Arbeitsmethode wegen von höherem Interesse. Sie befindet sich in einem verwahrlost aussehenden Gebäude, und die Arbeit geschieht im Hofraume in scheunenähnlichen, offenen Abtheilungen, wo während unseres Besuches Kupfermünzen hergestellt wurden. Die Anzahl der Arbeiter war gering.



Der Palast des Maharajah von Jeypore.

Während sich einige mit der Herstellung der Kupferbarren in der Schmelzabtheilung beschäftigten, hieb ein Anderer mit einem scharfen Meißel kleine Stücke von den bereits abgekühlten Barren, welche ein Dritter, auf dem Boden kauernd, mittelst einer Handwage einer Gewichtsprobe unterzog, wo-

bei er die Mindergewichtigen ausschied und die zu schweren Stücke zurechtstutzte. Ein Vierter erhitzte die vollwichtigen Stücke wieder in einer Esse, hämmerte sie in möglichst runde und ebenmäßig dicke Form, und übergab sie in noch heißem Zustande einem anderen Arbeiter, der mittelst eines kräftigen Hammerschlages auf einen Stempel den Obvers und Revers derselben hervorbrachte. Daß eine auf solch' primitive Weise hergestellte Münze in Entwurf und Ausführung nicht viel besser ist als die ersten aus dem siebten und achten Jahrhundert stammenden Münzen der Lydier und Aeginaten ist selbstverständlich. Aber zu verwundern ist, daß ein in anderer Hinsicht fortschrittlicher Staat die Erzeugung seiner Münzen auf solche rohe und primitive Weise bewerkstelligt.

Das Museum ist ein schöner, weißer Marmorbau, der sich inmitten eines gut gepflegten Parkes außerhalb der Stadt befindet. Es enthält eine schöne Sammlung indischer Antiquitäten und moderner indischer Kunstwerke, sowie eine Porträt-Gallerie sämmtlicher Herrscher von Jeypore bis auf den gegenwärtigen Maharajah. Diese Gemälde sind jedoch von einer Steifheit und einer Monotonie der Stellung und Ausführung, die ermüdend wirkt und sie den Figuren eines Kartenspiels auffallend ähnlich erscheinen läßt. Von dem Dache des Museums eröffnet sich eine weite Aussicht über die Stadt, die auf drei Seiten von hohen Hügeln umgeben ist. Auf einem derselben, Fort Tiger, kann man trotz der bedeutenden Entfernung, auf einem steilen Abhang das Wort „Welcome", in riesigen weißen Lettern geschrieben, ganz deutlich und mit freiem Auge entziffern. In dem das Museum umgebenden Park befindet sich auch ein kleiner Thiergarten und die Kapelle des Maharajah spielt hier allwöchentlich an einem Nachmittage. Nach Beendigung des Concertes wird das Museum und das Palmenhaus regelmäßig hell erleuchtet. Diese Concerte werden

von der Bevölkerung gerne besucht und bilden für den Fremden eine vorzügliche Gelegenheit zum Studium von Typen und Trachten.

Den Ausflug nach Amber, der einen vollen Tag in Anspruch nimmt, machten wir zu Wagen bis an Ort und Stelle, wo uns auf vorhergegangene Anmeldung ein hübsch



Ein wandernder Fakir.

aufgeschirrter Elephant aus den Ställen des Maharajah nebst seinem auf dem Halse sitzenden und mit einem Widerhaken bewaffneten Treiber erwartete. Ich nahm in der Howdah Platz und das mächtige Thier setzte sich in Bewegung. Dies war mein erster Elephantenritt und, obwohl ich auf meinen Reisen vielfach Gelegenheit hatte mit Reit-

thieren aller Art, wie türkischen Ponies, amerikanischen Bronchos, egyptischen Eseln, Kameelen und Dromedaren vertraut zu werden, so war mir die ungewohnte Bewegung doch zu neu, als daß ich diesen ersten und einzigen Elephantenritt als ein Vergnügen bezeichnen könnte. Ich habe nur einmal etwas Schlimmeres in dieser Hinsicht erfahren und das war, als sich, bei einem Kameelritte um die Pyramidengruppe bei Gizeh, mein Thier, aus einer mir unbekannten Ursache, unter lautem Gebrüll in einen wüthenden Galopp setzte, der mich so durcheinander rüttelte, daß ich förmlich seekrank war, als es dem nachjagenden Beduinen endlich gelang, das Vieh zum Stehen zu bringen.

Amber liegt ungefähr sieben bis acht Meilen von Jeypore, und besteht heute fast ausschließlich aus Ruinen. Die alte Metropole des Staates muß, nach den Ueberresten zu urtheilen, ehemals eine bedeutende und schöne Stadt gewesen sein. Vom Ufer eines kleinen Sees, in einem romantischen Thale, ziehen sich die zerstreuten Straßen mit ihren zerfallenen Häusern und Tempeln die zahlreichen Schluchten der umgebenden Hügelkette hinan, auf deren östlichem Abhange sich der einstens prächtige Palast der alten Herrscher von Amber erstreckt. Die Häuser haben keine Thüren und Fenster, die Mauern sind mit Aloe und Schlingpflanzen überwuchert und außer einigen Fakiren und Aussätzigen sind die einzigen Bewohner der Stadt die Vögel der Luft und die Thiere des Feldes. Eidechsen schlüpfen davon, wenn der Fuß des Wanderers sich nähert, gestreifte Eichhörnchen schauen furchtsam und erstaunt von den Dächern herab als ob sie empört wären über den Eintritt des Störenfrieds und Affen plappern und lärmen auf den Bäumen und Dächern zerfallener Bauwerke.

Weiter hinauf liegt ein düster aussehendes Gebäude, Zenana genannt, und noch weiter oben drohen die Mauern und Thürme einer Veste, deren zahlreiche Schießscharten in's

Thal hinablugen und aus deren Mitte sich ein hohes Minaret vom Hintergrunde abhebt. Dort oben ist ein kleiner Tempel, in welchem noch heutzutage der Göttin Kali täglich eine Ziege geschlachtet wird, als Ersatz für die in früheren Zeiten stattgefundenen Menschenopfer. So erzählt es we-



Ein Elephantenwagen.

nigstens die Legende, die mir von Caloo verdolmetscht wurde.

Nach einem Ritte von mehreren Stunden hatten wir so ziemlich alles Sehenswerthe besichtigt, und begaben uns, nicht ohne reichlichen Bakschisch für den Mahout (man darf sich bei Prinzendienern doch nicht lumpen lassen) zurückgelassen zu haben, auf den Rückweg. Es war meine Absicht,

noch am selben Abend den Bombay-Zug zur Weiterreise zu benützen, welche Absicht durch zahlreiche Waffen- und Curiositätenhändler fast vereitelt worden wäre. Diese erwarteten uns bei unserer Rückkehr im Hotel, und ich entging ihren Klauen zur rechten Zeit nur dadurch, daß ich ein altes Rajputana Pulverhorn und ein altes Tigermesser einhandelte. Wir gelangten jedoch, nachdem ich, wie früher erwähnt, zwischen einem Spalier von Abdullah's Dienerschaft Spießruthen gelaufen hatte, glücklich an den Bahnhof. Hier verabschiedete ich mich von Caloo, nachdem ich ihm schon vorher das verlangte Zeugniß ausgestellt und ihm seinen Lohn, sowie die Rückreise nach Calcutta bezahlt hatte. Er schien gerührt zu sein und erkundigte sich eingehend, ob ich die Absicht hätte, Indien wieder zu besuchen. Er empfahl mir auch dringend, seinen Namen und Adresse nicht zu vergessen, und ihn an andere Masters und Lords zu empfehlen. Als der Zug aus dem Bahnhof dampfte, reichte ich ihm meine Hand aus dem Fenster, und das Letzte was ich von Caloo sah, war, daß er sich stolz umsah, ob man es auch bemerkt habe, daß der Sahib, sein Master, ihm wirklich und wahrhaftig die Hand gereicht hatte.

XIX.

Von Jeypore nach Bombay. — Wilde Affen. — Mehr Hungertypen. — „Plague Camps". — Eine moderne Stadt. — Pestepidemie. — Eigenthümliche Typen. — Ein Asyl für herrenlose und kranke Thiere. — Esplanade Row. — Die Höhlen von Kennery und Montpezir. — Der Höhlentempel von Elephanta.


ei der Abreise von Delhi hatte sich unser Weg nach Südwesten gewendet und von Jeypore aus geht es direkt südlich dem arabischen Golf zu. Schon am ersten Morgen, nachdem ich Caloo in der letzteren Stadt zurücklassen mußte, vermißte ich seine Dienste auf's Schmerzlichste. Ich wagte es kaum, den Wagen und mein Gepäck zu verlassen, welches sich seit Calcutta in Folge zahlreicher Einkäufe bedeutend vermehrt hatte, um in einer kleinen Station ein hastiges Frühstück einzunehmen. Auch dies gelang mir nur mittelst Hülfe eines liebenswürdigen, englischen Civil-Regierungsbeamten, dessen hindustanische Sprachkenntnisse und Vertrautheit mit Land und Leuten mir bis Ahmedabad, wo er ausstieg, sehr zu statten kamen.

Die Gegend, welche wir durchfuhren, war trostlos. Große Strecken von nacktem, ausgedörrtem Flachland wechselten mit meilenlangem, niedrigem Dschungel, dessen zwerghafte Bäume und dürres Untergestrüpp mit ihren welken Blättern die lange Trockenheit andeuteten, unter welcher dieser, nebst vielen anderen Theilen Indiens, seit mehr als einem Jahre zu leiden hatte. Die Flüsse, welche wir passirten, waren versiegt und nur in wenigen rieselte ein schmaler, seichter Wasserstreifen durch das Steingeröll oder den Sand

des leeren Flußbettes. Weit abseits des Schienenwegs erschienen hie und da die niedrigen Dächer eines Dorfes, aber nur selten stieg eine Rauchsäule aus diesen zum Himmel. Ein Zeichen, daß es wohl nicht viel zum Kochen gab.

Auf den Telegraphenstangen und den niedrigen Bäumen längs der Bahn, selbst auf den Geleisen ganz nahe der Stationen, trieben sich zahlreiche, größere und kleinere



Verbrennung von Verhungerten in der Provinz Bombay.

Affen herum, die durchaus nicht scheu waren. Als Beweis dafür diene, daß die auf den Stationen angebrachten Laternenpfähle mit Stacheldraht umwunden sind, um den Affen das Hinanklettern zu verleiden.

Die Hungerleidenden an den Stationen zeigten sich häufiger als auf den Strecken zwischen Agra, Delhi und Jeypore und ich war veranlaßt, mich mit einer größeren Quan-

tität von Kupfermünzen zu versehen, um mein Scherflein zur Linderung ihres Elends beizutragen. So sehr mich der professionelle Bettel in europäischen Südländern, und besonders in Egypten, kalt läßt, so regt sich mein Mitleid beim Anblick dieser jammervollen Geschöpfe, welche mit fieberglänzenden, tief in den Höhlen liegenden Augen, oft wortlos, zu den Waggonfenstern aufschauend, ein Almosen heischen.

Als der Zug Ajmere, Mount Abu, Ahmedabad und Baroda passirte, bedauerte ich den Mangel an Zeit, der mich verhinderte, diese interessanten Plätze zu besuchen. Besonders gerne hätte ich in Baroda Station gemacht, dessen Gakwar fremden Besuchern gegenüber den Ruf der größten Liebenswürdigkeit genießt und dessen Residenz, nebst einer fabelhaften Schatzkammer, (goldene und silberne Kanonen, ein Perlenteppich im Werthe von $1,000,000 Dollars, etc.) zahlreiche Sehenswürdigkeiten enthält.

Je mehr man sich Bombay nähert, desto tropischer wird der Character der Landschaft, und als ich am zweiten Morgen nach der Abreise von Jeypore beim Erwachen aus dem Fenster schaute, zeigten sich wieder zahlreiche, schlanke Kokus- und andere Palmen, die man in Central-Indien ganz vermißt und die ich seit Calcutta nicht gesehen hatte. Kurz nach Sonnenaufgang und nachdem wir mehrere große Zeltlager (**"plague camps"**) passirt hatten, in denen Eingeborene, welche der herrschenden Pest- und Cholera-Epidemie halber aus der Stadt flüchteten, ihren temporären Aufenthalt genommen haben, fuhr der Zug nach beinahe 36stündiger Fahrt in den Bahnhof ein und die Unannehmlichkeiten indischer Eisenbahn-Reisen waren zu Ende.

Das Wetter war schön und die erste Aussicht von meinem Zimmer im Esplanade Hotel über die grünen Esplanade-Anlagen auf das weite blaue Meer, machte den vortheil-

haftesten Eindruck auf mich. Im Frühstücksfaale las ich nach langer Zeit wieder europäische Zeitungen, die für mich, trotzdem die Jüngsten mehr als zwei Wochen alt waren, viel Neues enthielten. Später am Vormittage machte ich einen Spaziergang längs des Seeufers und nahm ein Seebad. Dies geschah jedoch nicht in der offenen See, sondern in einem größeren, gemauerten Bassin dicht am Strande, welches auf eine Weise angelegt war, daß die steigende Fluth



Der Victoria Bahnhof in Bombay.

dasselbe füllte und das Wasser darin zweimal täglich erneuerte. In die offene Bai hinauszuschwimmen, war, wie Warnungstafeln anzeigten, nicht anzurathen.

Bombay, obwohl nicht der Sitz der vicekoniglichen Regierung, ist in Wirklichkeit die Hauptstadt Indiens, da es die größte Einwohnerzahl (nahezu eine Million), den größten Reichthum, den stärksten Handel hat und die einzig nen-

nenswerthe Industriestadt Indiens ist. Sein Klima, obwohl im Allgemeinen von einer unangenehm heißen Feuchtigkeit, ist nicht so mörderisch wie dasjenige Calcutta's und wenn man die vielen prächtigen Gebäude, großen Plätze und breiten Straßen des Geschäfts- und europäischen Viertels und deren reinliches Aussehen in Berücksichtigung zieht, so scheint es ein Räthsel, daß Bombay ein mit Recht berüchtigter Pestherd sein soll, denn selbst die einheimischen Quartiere sehen lange nicht so schmutzig und ungesund aus, als diejenigen anderer indischen Städte. Vielleicht findet diese Thatsache ihre wirkliche Begründung in dem Umstande, daß die Stadt auf einer Anzahl von flachen, mit einander und mit dem Festland verbundenen Inseln von sumpfiger Bodenbeschaffenheit angelegt ist, zu welchem Umstande noch die feuchte Hitze und mangelhafte Sanitäts-Vorrichtungen hinzukommen. Zur Zeit meines Aufenthaltes war die Anzahl der Todesfälle an der Beulenpest und Cholera eine erschreckend große. Begräbnisse waren zahlreich, aus den umfriedeten „Burning Compounds“ stiegen fortwährend schwere Rauchsäulen in die Höhe und der Geruch von Desinfizirungsmitteln war überall wahrnehmbar.

In den Straßen herrschte trotzdem ein lebhaftes Treiben und nichts verrieth die Angst vor der Epidemie, welche die heimische Einwohnerschaft in großer Anzahl veranlaßte in „Plague Camps“ zu wohnen und selbst europäische Familien zu temporärem Aufenthalte in Zelten auf den Rasenflächen der Esplanade Row bewog.

Der Durchschnittstypus der heimischen Bevölkerung Bombays ist ein eigenthümlicher, und so wie dieser, scheint auch der Charakter derselben ein grundverschiedener von dem anderer indischen Städte zu sein. Es kann jedoch nicht gesagt werden, daß diese Verschiedenheit etwa zum Vortheile der Bombayaner ausgelegt werden könnte. Durchaus nicht;

denn dieselben genießen gerade nicht den besten Ruf bei ihren übrigen Landsleuten, und selbst der Fremde wird gewarnt, in Bombay einen Diener zu miethen. Auch im Aeußeren unterscheidet sich das Volk schon durch die eigenthümliche Form des Turbans, der ganz flach und kranzförmig getragen wird. Ueber die Parsen, welche in dem Geschäftsleben der Stadt eine hervorragende Rolle spielen und welche durch



Straße im Eingeborenenviertel von Bombay.

Haltung, Kleidung, Gesichtsbildung und besonders durch die eigenthümliche, hohe Kopfbedeckung, zu allererst in den Straßen Bombays auffallen, habe ich durch glückliche Umstände so viel Interessantes erfahren, daß ich darüber in dem folgenden Abschnitte speziell sprechen werde.

Unter den Sehenswürdigkeiten Bombay's befinden sich, natürlich in erster Linie, die berühmten Thürme des Schwei-

gens, die Crawford Markets, in denen animalische und vegetabilische Nahrungsmittel in überraschender Reichhaltigkeit ausgeboten werden, und verschiedene einheimische Bazaare bilden ebenfalls starke Anziehungspunkte für den Fremden. Eine eigenthümliche Institution von Bombay ist das Pinjrapool Asyl für alte, herrenlose und kranke Thiere aller Art, denen hier wirklich die beste Pflege zu Theil wird und von dem sich manche europäische Großstadt ein Muster nehmen könnte. Die Victoria-Gärten mit dem Albert Museum und einer reichhaltigen Menagerie sind beliebte Besuchsorte und eine Spazierfahrt nach Malabar Hill, dem eleganten Wohnungsviertel, lohnt reichlich durch die schöne Aussicht über Stadt und Hafen, die man von verschiedenen Punkten daselbst genießt. Die Nachmittags-Conzerte an der Esplanade Row versammeln, wie diejenigen in den Calcuttaer Edengärten, die elegante Welt und von 4 bis 7 Uhr Abends rollen zahlreiche Equipagen und Miethswagen aller Art dem Seeufer entlang. Besonders auffallend in diesen sind die parsischen Damen, die mit ihrer malerischen Tracht und orientalischen Schönheit einen strengen Contrast mit den Damen der europäischen Colonie bilden. Gesellschaftlicher Verkehr zwischen ihnen findet, mit wenigen Ausnahmen, nicht statt.

Von den öffentlichen Gebäuden Bombay's sind vorerst zu erwähnen: City Hall, ein schöner, von einem hohen Thurm überragter Bau in romanischem Styl, mit reichhaltigem Museum und Bibliothek, die prächtige St. Thomas-Kathedrale und die Universität. Der Victoria-Bahnhof ist ein imposantes Gebäude, welches mit den schönsten ähnlichen Bauten Europa's und Amerika's recht gut einen Vergleich aushalten kann. Das Post- und Telegraphen-Gebäude, die Münze und Justizpalast schließen sich den übrigen würdig an. Sehr interessant ist ein Besuch in der Sir Jamsetjee Jeejebhoy-Kunstschule, den kein Fremder verfehlen sollte. Alle

diese Gebäude, verbunden mit künstlerischen Monumenten, wie das Victoria- und Prince of Wales-Denkmal, geben der Stadt ein europäisches Großstadtgepräge, welches nur durch die üppige Tropen-Vegetation und das orientalische Straßenleben modifizirt wird.

Im Ganzen genommen ist Bombay jedoch keine interessante Stadt, wenigstens nicht in dem Sinne, in welchem es die bisher von mir besuchten Städte Indiens sind. Einen aditionellen Reiz bilden immerhin die verschiedenen Höhlentempel, welche sich im Umkreise von ungefähr 25 englischen Meilen von derselben befinden. Außer dem berühmten Tempel auf der Insel Elephanta, im Hafen von Bombay, welcher am leichtesten und bequemsten zu erreichen ist, sind noch die Höhlen von Kennery und Montpezir eines Besuches werth. Diese Höhlen, deren es über hundert da giebt, bieten, selbst wenn man Elephanta gesehen, noch viel Sehenswerthes, und der große Tempel mit seinem gewölbten, vierzig Fuß hohen Schiff und seinen 34 achteckigen Säulen macht immerhin einen imposanten Eindruck. Jedenfalls lohnt die Eisenbahnfahrt von einigen zwanzig Meilen und die 1½-stündige Wagenfahrt von der Station Borivli nach diesen Höhlentempeln der Mühe und ist Jedem anzurathen, der Zeit und Muße hat, selbst wenn er die viel interessanteren Höhlentempel von Elephanta bereits gesehen haben sollte.

Es war ein prächtiger Tag als ich die Letzteren besuchte. Die Sonne brannte zwar unbarmherzig auf den spiegelglatten Hafen herab, als ich mit einigen anderen Touristen das Boot am Apollo-Bunder bestieg, aber eine leichte Brise machte die einstündige Fahrt recht angenehm. Elephanta, von den Eingeborenen Gharapuri (Hügel der Reinigung) genannt, verdankt seinen Namen einem riesigen, aus dem lebenden Stein gehauenen Elephanten, dessen Ueberreste gegenwärtig in den Victoriagärten in Bombay zu sehen

sind und der einst einen prominenten Platz unter den Insel-Heiligthümern eingenommen hatte.

Sie liegt ungefähr sechs Meilen entfernt im äußeren Hafen und besteht aus zwei Hügeln, die durch einen Thaleinschnitt getrennt sind. Die Vegetation ist üppig und tropisch. An der Landungsstelle führt ein hölzerner Steg weit



Der Verfasser auf der Insel Elephanta.

in die See hinaus und eine Anzahl von kleinen, nackten Kerlchen, die in dem seichten Wasser wateten, empfing uns mit großem Jubelgeschrei und kleinen, ausgestreckten Händen. Zur Zeit der Fluth ist dieser Landungssteg theilweise überschwemmt und man muß sich dann auf den Schultern der

Bootsmannschaft an's Trockene bringen lassen. Vom Ufer aus führt ein ziemlich steiler Stufenweg, ungefähr eine halbe Meile lang, zum Tempel hinauf. Die bequemste Art, diesen Weg zurückzulegen, ist mittelst eines Tragsessels, der von vier Trägern auf den Schultern befördert wird. Für den Eintritt in den Tempel wird von dem Hüter, einem Engländer der mit seiner Familie hier oben wohnt und auch Erfrischungen anbietet, ein kleines Entrée gefordert.

Der berühmte Tempel ist in die Felswand eines pflanzenüberwucherten Abhanges eingehauen und so wie er selbst sind all seine Säulen, Bildwerke und Relief-Sculpturen aus dem lebenden Stein gespart. Eine Arbeit, die ganz bewundernswerth ist, wenn man die Sorgfalt und Geduld bedenkt, die zur Ausführung gehörten. Der Zeitpunkt, in welchem diese Arbeiten ausgeführt wurden, läßt sich mit Genauigkeit nicht bestimmen, da nur geringe Anhaltspunkte für eine historische Datenfeststellung vorhanden sind. Die größere Mehrzahl indischer Alterthumsforscher hat aber die Zeit zwischen dem achten und zwölften Jahrhundert n. Chr. als die wahrscheinlichste Periode bestimmt, in welche die Entstehung des Tempels von Elephanta verlegt werden kann. Jedenfalls sind die Arbeiten auf's Mühevollste mit Hammer und Meißel ausgeführt, da selbst, wenn Sprengstoffe zu jener Zeit bekannt gewesen wären, eine solche Methode schon durch die Natur der Arbeit ausgeschlossen sein muß.

Die Zeit ist nicht spurlos an diesem gigantischen Werke vorübergegangen und der Tempel befindet sich in einem vorgeschrittenen Zustande des Verfalles. Besonders die Reliefs weisen bedeutende Verstümmelungen auf und von den 26 sechzehn Fuß hohen Säulen, welche die Decke des Hauptsaales stützen, sind acht gebrochen. Der Tempel besteht aus drei Abtheilungen, von denen die mittlere, größte, auf drei Seiten offen ist und durch gedeckte Passagen mit den zwei Seitenabtheilungen in Verbindung steht. Schiva ist der

leitende Charakter sämmtlicher Sculpturen. Seine Riesenbüste, mit drei Gesichtern, an der Hinterwand des Hauptsaales, ist 19 Fuß hoch und die Reliefsculpturen der ganzen Anlage beziehen sich auf die indische Göttergeschichte, in welcher er eine Hauptrolle spielt. Auch Perbati, eine seiner Frauen, ist des Oefteren vertreten. Von den Steinlöwen am



Der Höhlentempel auf Elephanta.

Eingange der drei Abtheilungen sind nur noch zwei in guterhaltenem Zustande zu sehen. Der Gesammteindruck ist trotz des Verfalles ein imposanter und es ist leicht erklärlich, daß die Hindus die Entstehung dieses Höhlentempels den Göttern selbst zuschreiben und ihn nur mit heiliger Scheu

betreten. Auf der Insel befinden sich noch andere ähnliche Ruinen, aber sie besitzen kein solch' kunsthistorisches Interesse und da sie sich in ziemlicher Entfernung befinden, werden sie von den wenigsten Reisenden besucht.

Nachdem wir an den Tischen vor der Wohnung des Hüters, im Freien, eine Erfrischung(?)aus schlechtem Hammelfleisch und warmem Bier und Limonade eingenommen hatten, genossen wir noch eine Weile die schöne Aussicht von diesem Punkte und traten dann den Rückweg an.

XX.

Die Parsen von Bombay. — Ihre Sprache, Trachten, Sitten und Gewohnheiten. — Religiöse Gebräuche und Zeremonien. — Eigenthümlichkeit der Namen. — Die Investitur mit Sudra und Kusti. — Hochzeitsgebräuche. — Die Lehre des Zoroaster. — Schehenschahi und Kudmi. — Der Feuertempel. — Der Kalender. — Der „Burial compound". — Die Thürme des Schweigens. — Ein Parsenbegräbniß.

nter den vielen malerischen Gestalten, denen der Fremde in dem bunten Straßengewühl Bombay's begegnet, giebt es wohl kaum interessantere als diejenigen der Parsen oder Parsi, wie sie sich selbst nennen. Obwohl es in ganz Indien deren nur ungefähr 95,000 giebt, von denen 45,000 in Bombay leben und der Rest in der Präsidentschaft von Bombay und dem übrigen Indien vertheilt ist, so befinden sich Handel und Industrie dennoch zum großen Theile in ihren Händen. Ungefähr 8000 leben in Persien, ihrer ursprünglichen Heimath, aus welcher sie durch mohammedanische Eroberer im siebenten Jahrhunderte n. Chr. vertrieben wurden. Die Parsen-Ansiedelung in Bombay datirt noch vor der Abtretung der Stadt seitens der Portugiesen im Jahre 1668. Die Rasse hat sich merkwürdig rein von jeder Blutvermischung mit anderen Rassen erhalten, wovon schon die gleichmäßigen Typen beredtes Zeugniß ablegen. Gewöhnlich von schlanker, mittelgroßer Figur und lichtbrauner Hautfarbe, deren Schattirung eben so häufig in eine hellere als dunklere Nüance wechselt, fallen die Männer zuerst durch ihre eigenthümliche, hohe und steife Kopfbe-

deckung auf. Diese sieht in der Form "en face" einer katholischen Bischofs-Mitra auffallend ähnlich, während das Profil stark an die altpreußischen Garde-Grenadierhelme erinnert. Das Material aus dem sie verfertigt ist, scheint, bei flüchtiger Betrachtung, schwarz lackirtes Blech zu sein, doch ist es in Wirklichkeit eine Art gemusterte Wachsleinwand, die aus chinesischen Häfen importirt wird. Diese Kopfbedeckung wird „Pagri" genannt. Unter ihr trägt der Parse stets ein kleines, schwarzes Käppchen und nie sieht man einen orthodoxen Parsen unbedeckten Hauptes.

Selbstverständlich giebt es unter ihnen ein, wenn auch geringes, fortschrittliches Element, hauptsächlich vertreten durch die jüngere Männerwelt. So traf ich auf dem Dampfer „Imperatrix", auf dem Wege von Bombay nach Triest, einen jungen Parsen der unbedeckten Hauptes aß und ganz europäisch-modern gekleidet war, während seine Reisebegleiter, zwei Männer mittleren Alters, wohl nicht die Pagri aber doch das schwarze Käppchen zu allen Zeiten trugen und auch die „Angrakha" (lange Alpacca-Röcke) beibehielten, die sie erst nach der Ankunft in Triest gegen ganz europäische Kleidung vertauschten. Zwei Damen in derselben Reisegesellschaft trugen stets ihr Nationalcostüm, welches sie selbst in Paris nicht ablegten, wo ich sie später wiedertraf und in ihrer Gesellschaft auf den Boulevards und in der Ausstellung, häufig selbst ein Gegenstand der Neugierde wurde.

In gesellschaftlicher Hinsicht ebenso conservativ, wie in Tracht, Sitten und religiösen Gebräuchen, bilden die parsischen Männer und Frauen in Bombay, sowie in den wenigen anderen Theilen Indiens wo sie zu finden sind, eine Klasse für sich selbst und außer dem geschäftlichen Verkehr mit Andersgläubigen begrenzen sich die gesellschaftlichen Beziehungen der Parsenfamilie fast ausschließlich auf Verwandte und Freunde unter ihren eigenen Religionsgenossen.

Die Frauen sind gehorsame, treue Gattinnen, und in jeder Hinsicht conservativer als die Männer, genießen jedoch die gleichen Rechte in der Familie und in der Gesellschaft, ent-



Ein orthodoxer parsischer „Gentleman".

gegengesetzt ihrer Stellung in früheren Zeiten und bei allen anderen orientalischen Völkern.

Die Tracht der Parsinnen ist äußerst malerisch in ihrer

Einfachheit. Sie besteht aus weiten Seidenhosen, einem losen, weißen bis auf die Füße reichenden Gewande und einem langen, schärpenähnlichen Streifen Wollstoff, der vom unteren Gewandsaume aus in reichen Falten um Hüften und Busen geschlagen und dessen Ende über das glänzend schwarze, glatt zurückgekämmte Haar und unter dem Kinn auf die rechte Schulter zurückgeführt wird. Diese Schärpe heißt „Sari" und ist, obwohl in allen Schattirungen getragen, fast stets einfarbig und ohne jedes Muster, jedoch häufig reich gestickt. Wittwen tragen die Sari stets glatt und ohne Schmuck von Stickerei. Das Haar unter der Sari ist bedeckt durch die „Mathabana", ein dünnes Leinentuch. Nasenringe, welche früher allgemein getragen wurden, sieht man heute nicht mehr. Im Allgemeinen ist die Hautfarbe der Frauen heller als diejenige der Männer und man sieht mitunter, besonders in den Equipagen und Miethswagen, welche die Esplanade Row gegen Sonnenuntergang beleben, Schönheiten unter ihnen die, wenn auch orientalischen Characters, immerhin äußerst anziehend sind. Ein tiefschwarzes, schüchtern und sanft blickendes Auge scheint allgemein characteristisch zu sein. Ob dasselbe auch feurig und leidenschaftlich werden kann, wurde mir leider nicht Gelegenheit gegeben zu erfahren.

Parsen sind im Allgemeinen mit drei Namen behaftet. Ich sage ausdrücklich behaftet, und die Anwendung dieses Ausdruckes wird dem Leser gerechtfertigt erscheinen, wenn er die folgenden Beispiele auszusprechen versucht: „Framjee Pestunjee Jamshedjee" oder „Muncherjee Eduljee Manakjee". Das doppelte „ee" ist die männliche Endung und von den drei üblichen Namen repräsentirt der erste den individuellen, der zweite den paternellen Taufnamen, der dritte den Familiennamen. Weibliche Namen enden fast durchweg mit „ai", zum Beispiel „Goolbai", „Dosibai", „Kuvarbai".

Der Verkehr zwischen den Geschlechtern ist ein freier und

ungezwungener, wenn auch nicht ganz nach amerikanischen Begriffen, aber der Tanz ist den Parsen ein unbekanntes Vergnügen. Mischheirathen mit Andersgläubigen ereignen sich äußerst selten. Während es wohl hie und da vorkommt, daß ein fortschrittlich gesinnter junger Parse sich sein Bräutchen außerhalb seiner Religionsgenossenschaft sucht, so ist doch kein Fall bekannt, daß selbst ein solcher seiner eigenen Religion untreu geworden wäre. Ein Parsenmädchen hat jedoch, wie mir mein Gewährsmann und Freund Mervanjee D. M. Jeejebhoy versicherte, noch niemals einen Nichtparsen geheirathet.

Ich will bei dieser Gelegenheit erwähnen, daß ich außer einigen Allgemeinheiten meine intime Information über die parsischen religiösen Gebräuche, Familiensitten, Begräbnißformalitäten u. s. w. meinem obgenannten Freunde verdanke, der eine einflußreiche Rolle in der Bombayer Parsengemeinde spielt. Daß eine solche Informationsquelle volles Vertrauen verdient, ist selbstverständlich, und ich kann meinem Freunde nicht genug Dank sagen für die Liebenswürdigkeit und offene Zuvorkommenheit, mit welcher er mich in Dinge einweihte, über die ein Parse sonst nicht mit Andersgläubigen spricht.

So wie sich parsische Männer und Frauen von anderen Straßentypen unterscheiden, so thun es die parsischen Kinder, und besonders die kleinen Mädchen sehen äußerst possirlich aus mit ihren kurzen, bis zur Hälfte des Oberschenkels reichenden Röckchen und den langen, weißen Höschen, deren gestickter oder spitzenbesetzter Saum bis auf die Knöchel fällt. Das gleiche Costüm wird auch von kleinen Knaben getragen und man kann die Geschlechter nur bei der Haarlänge unterscheiden. Die Kinder haben ihre eigene, große Schule, in denen Knaben und Mädchen getrennt ihren Unterricht genießen und deren Besuch dem Fremden gestattet ist. Der Unterricht geschieht in der Gujerati-Sprache, ein Hindu-

dialect, der von den Parsen, die ihre eigene Sprache längst verloren haben, im Allgemeinen gebraucht wird, doch wird auf die Erlernung des Englischen großes Gewicht gelegt.

Zwischen dem siebenten und dreizehnten Jahre wird der jugendliche Parse oder die Parsin formell zur Confirmation und damit offiziell zur Religionsgenossenschaft zugelassen. Von diesem Zeitpunkte an ist ihnen das Tragen der „Sudra“ und der „Kusti“ gestattet. Die erste ist ein weißes Baumwollhemd ohne Aermel, welches zunächst dem Körper getragen wird und das zweite ein schmales, weißes Wollenband aus 72 Fäden gewebt, welches um den Leib gewickelt, einen besonders geheiligten Character besitzt und in den täglichen Gebeten dieselbe Rolle spielt, wie die „Tephilim“ bei den orthodoxen Juden. Die 72 Fäden sollen die 72 Kapitel des heiligen Buches „Yazaschne“ symbolisiren.

Die Confirmations-Zeremonie, obwohl bedeutungsvoll, hat nicht unbedingt im Tempel stattzufinden. Dieselbe ist ebenso einfach als originell. Das Kind wird vor der Investitur mit Sudra und Kusti von den nächsten Verwandten mit Beihülfe des Priesters gebadet, worauf es eine Hand auf den Kopf legt und mit der anderen ein Granatapfelblatt in den Mund führt, auf welches vorher einige Tropfen Urin von dem im Feuertempel gehegten heiligen weißen Stier geträufelt worden sind. Nachdem dieses Blatt gekaut und geschluckt worden ist, verrichten die jugendlichen Candidaten gewisse Gebete und Waschungen, womit die Aufnahme in den Bund Zoroasters vollständig wird. Nach Beendigung der Zeremonie werden Mandeln, Reis und zerkleinerte Kokusnuß auf die jungen Leutchen geworfen und Geschenke unter den Familienmitgliedern ausgetauscht. Die Anwendung von Urin, dem von den Parsen jedenfalls eine geheimnißvolle Kraft oder eine heilige Bedeutung zugeschrieben wird, geschieht auch bei anderen religiösen Anlässen, besonders bei den täglichen Frühgebeten unmittelbar vor denen

der Parse sich Handflächen, Schläfen und Wangen mit einigen Tropfen Kuhurin (Gaomutra) reibt.

Ebenso einfach und originell wie die Confirmations-Zeremonie sind auch die Hochzeitsgebräuche. Die Ehen werden zumeist von den Eltern arrangirt und Verlobungen finden im zartesten Alter statt. Vor zwanzig Jahren war es noch Sitte ungeborene Kinder bedingungsweise zu verloben. Eine den Vermögensverhältnissen entsprechende Mitgift für die Braut ist allgemein üblich, obwohl Liebesheirathen ohne Rücksicht auf materielles Interesse durchaus nicht zu den Seltenheiten gehören. Die Zeremonie wird von zwei Priestern und in Gegenwart von zwei männlichen Zeugen vorgenommen und findet im Tempel, im Hause oder sonst einem passenden Orte statt Die Brautleute sitzen einander gegenüber, sind jedoch durch einen dichten Vorhang getrennt. Ihre Körper werden mit einem langen Baumwolltuch und ihre Hände siebenmal mit Baumwollfäden umwickelt. Nachdem der Priester den Segen über sie gesprochen, wird der Vorhang entfernt, Weihrauch angezündet und das Paar bewirft sich nun mit Reis, Mandeln und kleinen Kokusnußstücken. Nach dem hierauf folgenden Hochzeitsfeste verfügt sich das Brautpaar zu den Eltern des Bräutigams, in deren Hause sie ihren ständigen Aufenthaltsort nehmen, so lange die Räumlichkeiten desselben es gestatten.

Trotz ihres ausgesprochenen Erwerbssinnes, der den Parsen den Beinamen der „Juden Indiens" eingebracht hat (sie spielen in Wirklichkeit eine hervorragende Rolle in der Handelswelt Brittisch-Indiens, besonders Bombay's) und trotz der zunehmenden, starken englischen Geschäfts-Concurrenz, welche naturgemäß ihre diesbezüglichen Anstrengungen verdoppelt, finden die Parsen doch Zeit, ihren religiösen Verpflichtungen nachzukommen und zu keiner Stunde des Tages fehlt es in dem Feuertempel an Andächtigen. In

diesem Tempel wird kein offizieller Gottesdienst zu bestimmten Stunden von Priestern abgehalten und der Parse geht in sein Gotteshaus wenn es ihm beliebt. Die Priester bilden eine separate Kaste, „Mobed“ genannt, und werden zum Amt geboren. Es ist ihnen jedoch gestattet, sich mit Parsinnen außerhalb ihrer Kaste zu verehelichen und ihre Rechte beschränken sich zumeist auf das Tragen von weißen Pagri und auf das Hüten des ewigen, heiligen Feuers, welches in dem Tempel unterhalten wird und zu dessen Nährung die Gläubigen Opfergaben von Sandelholz bringen.

Es ist vielleicht hier am Platze, einige Worte über die Religion des Zoroaster zu erwähnen. Dieser Glaube ist nicht, wie Viele annehmen, eine polytheistische, sondern eine monotheistische Religionsform und nur ein Gott ist verstanden unter den drei verschiedenen Bezeichnungen „Mazda“, „Ahura“ und „Ahura-Mazda“. Dieser Gott offenbarte sich einem baktrischen oder medischen Philosophen, „Zoroaster“, welcher seine Doktrin in den heiligen Büchern der Avesta niedergeschrieben hat. Die Anhänger seiner Religion im Alterthume hatten weder Götzen noch Tempel oder Altäre und betrachteten solche nicht nur als verbrecherisch, sondern auch als einfältig. Die Parsen der Gegenwart weisen ebenfalls jede bildliche Darstellung ihrer Gottheit zurück. Nach Zoroaster's Lehre besteht die Schöpfung aus zwei feindlichen Prinzipien, einem guten „Spento-Mainyusch“ und einem bösen „Angro-Mainyusch“, die jedoch Beide demselben Gotte dienen. Spento-Mainyusch ist der Urheber alles Guten, Nützlichen und Strahlenden; Angro-Mainyusch derjenige alles Finsteren und Bösen. Diese Beiden sind im fortwährenden Kampfe miteinander begriffen, der schließlich mit dem Triumph des Guten zu enden bestimmt ist.

Die moderne Kirche theilt sich in zwei Secten, die „Kudmi“ und „Schehenschahi“, die je einen Oberpriester

„Dastur" an der Spitze haben. Die beiden Secten, von denen die letztere numerisch am stärksten ist, unterscheiden sich jedoch nur wenig von einander und die religiöse Diffe-



Ein parsischer „Mobed".

renz bezieht sich zumeist nur auf eine Streitfrage bezüglich eines Datums für die Berechnung der Era des letzten persischen Königs Yazdezard. Sowohl Kudmi als Schehen-

schahi Mobeds, welch' letztere sich stets weiß kleiden, leben vom Bakschisch der Tempelgänger.

Unter den vier, von den Parsen verehrten Elementen: Erde, Luft, Wasser und Feuer ist das Letztere, als das reinste Symbol der Gottheit, das Heiligste und das etwaige Verlöschen desselben im Tempel würde als Kalamität betrachtet werden. Der Parse raucht nicht, weil er damit die Luft zu verunreinigen fürchtet, und er verbrennt oder begräbt seine Todten nicht, weil er damit das Feuer und die Erde zu entweihen glaubt. Er betet, wie der Moslem, fünfmal täglich, während dem er das heilige Wollenband, das Kusti, abwechselnd von seinem Körper los- und wieder um denselben herumwickelt. Seine Gebete verrichtet er stehend und, wenn im Tempel, in dem für die Andächtigen bestimmten Raume. Das Sanctuarium ist abgesondert und darf nur von den fungirenden Mobeds betreten werden. Hier brennt das heilige Feuer in einer großen silbernen Urne. An den Wänden befinden sich Decorationen von alten Waffen und hier ist auch die Glocke, die von Zeit zu Zeit von einem Mobed gerührt wird, um die bösen Geister wegzuhalten und die verunreinigte Luft mit ihren Schallwellen wieder zu purifiziren. In kurzen Intervallen begibt sich einer der Priester mit einer Handvoll Asche, „Rakhia" genannt, von dem heiligen Feuer zu den Betenden, die sich damit die Nasenwurzel, die Augenlider und die Kehle betupfen. In dem Tempel „compound" (so heißt hier jeder umfriedete Raum) wird auch der heilige Stier und zwar lediglich zur Gewinnung des Urins gehalten, der bei den verschiedenen religiösen Zeremonien verwendet wird. Seine Canonisirung verdankt dieser Stier jedoch nicht seiner Geburt, sondern gewissen Zeremonien, welche ihn aus einem gewöhnlichen Rindvieh in ein heiliges Thier metamorphosiren.

An vier Tagen im Monate, die jeder 30 Tage enthalten, welche je einen verschiedenen Namen, wie „Ardibhest",

„Adar", „Sarosch", „Behram", etc., tragen, darf der orthodoxe Parse kein Fleisch genießen. Der größte Feiertag ist „Pepati" (Neujahrstag) der ungefähr in die Mitte des Monates September fällt. Auch die letzten fünf Tage im Jahre, die „Gatha", die keinem Monate angehören und den zwölf Monaten angefügt werden, um das Kalender-Jahr voll zu machen, sind Feiertage.

Unter all den eigenthümlichen, religiösen und socialen Sitten und Gebräuchen des Parsenvölkchens ist entschieden ihre Weise der Leichenbestattung die seltsamste und interessanteste und nirgends in der Welt, glaube ich, findet sich Aehnliches. Die Meisten der Leser werden wohl schon von den berühmten Thürmen des Schweigens gehört oder gelesen haben, aber es ist gewiß nicht Vielen vergönnt gewesen, den parsischen „Burial Compound" auf Malabar Hill, dem höchsten Punkte Bombay's zu besuchen. Die parsische Gemeinde in Bombay hütet mit eifersüchtiger Sorgfalt die Geheimnisse ihres Compounds und obwohl es distinguirten Fremden gestattet ist, über Ansuchen beim Gemeinde-Secretariat den Compound zu betreten, so werden dieselben stets durch den begleitenden Wächter in ziemlicher Entfernung von den Thürmen des Schweigens gehalten und die Aufnahme von photografischen Bildern ist ausgeschlossen, da jede Camera beim Eintritt vom Thorwächter unbarmherzig confiszirt und erst beim Verlassen des Compounds wieder zurückgegeben wird. Auch mir war es nicht gestattet, die mitgebrachte Camera einzuschmuggeln, doch erhielt ich dieselbe wenigstens unbeschädigt zurück, im Gegentheile zu einer Erfahrung, die ich einst in Gibraltar mit der englischen Militärwache hatte, der ich meinen photografischen Momentapparat ebenfalls für die Dauer meines Besuches in den Festungsgallerien übergeben mußte und mit welchem sich die Wache, wie ich später fand, augenscheinlich die Zeit vertrieben hatte. Die nähere Besichtigung der schauerlichen Thürme

wurde selbst dem Prinzen von Wales gelegentlich seiner Indienreise versagt und es wurde damals zu seiner Belehrung ein hölzernes Modell angefertigt, welches seitdem privilegirten Fremden ebenfalls gezeigt wird. In Wirklichkeit genügt dieses Modell vollständig, um sich einen guten Begriff von der Bestattungsweise zu machen, wenn das Verzehren der Leichen durch Aasgeier Bestattung genannt werden kann.

Der Compound, von hohen Mauern umgeben, umschließt fünf ziemlich gleichmäßig große, von den Parsen „Dokhma" genannte und ihrer geringen Höhe halber plump aussehende runde Thürme, die oben flach erscheinen, aus einfachem Mauerwerk errichtet sind und deren einzige, ekelhafte Verzierung die in dicken Schichten auf dem oberen Thurmrand und den Seitenwänden lagernden Excremente der Aasgeier sind. Der größte der Dokhmas mißt 90 Fuß im Durchmesser, ist 30 Fuß hoch, und von einiger Entfernung aus gesehen, sieht der Unrath auf demselben Tropfsteinbildungen nicht unähnlich. Die Thürme befinden sich in geringer Entfernung von einander und sind halb unter Bäumen und Sträuchern versteckt. Drei derselben dienen allgemeinen Bestattungen, während einer ausschließlich für Selbstmörder und der andere, seit 230 Jahren im Gebrauche, nur für Angehörige der Familie Modi bestimmt ist.

Die Anlage und innere Einrichtung der Thürme sind gleichartig. Eine niedrige Thüre und eine Treppe führen auf die runde, gegen die Mitte etwas abschüssige Plattform, die von dem äußeren Thurmrande um etwa drei Fuß überragt wird und dadurch für den etwaigen Beobachter völlig unsichtbar bleibt. Im Centrum dieser Plattform öffnet sich ein tiefer, brunnenähnlicher Schacht, von welchem unterirdische Abzüge zu mehreren tiefen Brunnen führen. Um den Rand dieses Schachtes sind drei von der Thurmbrüstung aus sich verjüngende Reihen von Steinplatten zur Aufnahme

der Leichen gelegt, die hier mit dem Gesichte gegen den Himmel und ganz nackt deponirt werden. Die dem Schacht zunächst befindliche Reihe von kleineren Platten ist für Kinder, die mittlere für Frauen, und die dritte für Männer bestimmt. Nicht mehr als eine bis zwei Stunden sind nothwendig für die zahlreichen Leichenvögel, um einen Körper zu verzehren und die Knochen gründlich von allen Fleischtheilen zu reinigen. Sonne und Regen tragen dann das



Der Thurm des Schweigens, Malabar Hill, Bombay.

Ihrige dazu bei, um das Zerstörungswerk gänzlich zu vollenden. Ist die Plattform gefüllt, so werden die morschen Knochenreste von den Leichendienern, die nach jeder Bestattung ein Bad zu nehmen gezwungen sind, in den Schacht gekehrt, wo sie bald gänzlich aufgelöst werden und durch die Abzüge schließlich in Form von Kalk und Phosphor in die unterirdischen Brunnen gelangen.

Die Bestattungen finden in den Morgenstunden vor

nem oder vor Sonnenuntergang, kurz nach fünf Uhr, statt und nur zu diesen beiden Tageszeiten regen sich die Geier in den Bäumen und auf der Umfriedungsmauer des Compounds, wo sie die übrige Zeit in träger Verdauung unbeweglich hocken und höchstens ihre häßlichen Köpfe bei der Annäherung von Menschen mit einem schläfrigen Blinzeln seitwärts wenden. Naht sich ein Leichenzug, dann wird's in der Colonie von Todtenvögeln lebendig. In den Zweigen regt es sich und die dickbäuchigen Hyänen der Luft schlagen erwartungsvoll ihre mächtigen Schwingen und wetzen die krummen Schnäbel. Von Baum zu Baum flattern sie näher zu den Thürmen, bis sie endlich, in dichten Reihen aneinander gedrängt, auf den Brüstungen hocken und dem sich langsam nähernden Trauerzug entgegen blicken. Die Träger der Bahre, auf welcher die Leiche ruht, stellen ihre Last ungefähr 90 Fuß von dem Thurme entfernt nieder. Die verhüllende Decke wird abgenommen und die Verwandten und nächsten Freunde treten heran, um noch zum letzten Male das Antlitz des Verschiedenen in stummer Trauer zu betrachten. Nun nähern sich zwei Nasesalars (Thurmwärter), die ihrerseits die Bahre ergreifen und sie ungefolgt durch die niedrige Thüre in den Thurm des Schweigens bringen. Dort wird die Leiche sämmtlicher Kleidungsstücke entledigt und auf die entsprechende Platte der Plattform gebracht. Das Krächzen der Geier wird immer lauter, ihr ungeduldiger Flügelschlag immer heftiger, und kaum haben die Thurmwärter die Plattform verlassen, so stürzt sich die widerwärtige, gefräßige Schaar von der Brüstung herab auf ihre Beute. Und nun bricht erst das Pandämonium los. Was da oben vorgeht, sieht Niemand. Nur der ohrenzerreißende Lärm ist hörbar und nur die Phantasie eines Höllen-Breughel kann sich das schauerliche Bild vorstellen, welches die ihr Opfer in Stücke reißenden und um die Stücke kämpfenden Aasvögel darbieten.

Der Trauerzug entfernt sich und bald darauf sieht man einzelne Geier mit schwerem Flügelschlag sich von der Plattform erheben und mit einem erbeuteten Fetzen im Schnabel sich auf den nächsten Baum niederlassen, um ihn dort in Ruhe zu verzehren. Nach Ablauf einer Stunde ist Alles wieder ruhig und die häßlichen Körper sitzen lautlos auf der Thurmbrüstung, in den Bäumen und auf der Umfriedungsmauer und erwarten ihre nächste Mahlzeit.

* * *

Wenn ich mich etwas gründlicher in die vorhergehende Beschreibung der Parsengemeinde eingelassen habe, so geschah es in der Ueberzeugung, meinem Buche damit ein interessantes Kapitel hinzuzufügen und den Leser über Dinge zu unterrichten, die zu erfahren er sonst gezwungen wäre, einschlägige Werke zu Rathe zu ziehen. Ich bin darum seiner Verzeihung sicher, selbst wenn der letzte Theil des letzten Kapitels einen düsteren Eindruck hinterlassen haben sollte. Alles, was Du in diesem Falle zu thun hast, lieber Leser, ist, hinaus zu schauen durch das Fenster in die helle, freundliche Welt, die für jede dunkle Phase im Leben zehn glänzende aufzuweisen hat, und Dich zu freuen, daß Du nach dem Lesen dieses Buches überhaupt noch lebst.

Werde ich dieses Märchenland je wieder sehen? Wirst Du von mir je wieder hören? Wer weiß?

Ende.







